

FRANZ NIKOLASCH

(Hrsg.)

SYMPOSIUM
ZUR
GESCHICHTE VON MILLSTATT
UND KÄRNTEN

2013

Die Karnburg, Königlicher Wirtschaftshof und königliche Burg oder Herzogburg? <i>Paul Gleirschert</i>	1
Aufbau, Inhalt und Zeitstellung der „ältesten“ Millstätter Urbare (1469/70 – 1502) <i>Alfred Ogris</i>	14
Das Neue Gebetbuch Kaiser Maximilians I. und der St. Georgs – Ritterorden – neue Erkenntnisse der Forschung <i>Heidrun Lange</i>	35
Römische Funde im Umfeld des Millstättersees <i>Axel Huber</i>	45
„Im Auftrag der Prähistorischen Kommission“ – Felix von Luschan's Forschungen in Dalmatien und Montenegro 1880 <i>Brigitta Mader</i>	88
Die Reise Felix von Luschan's nach Ägypten im Jahre 1889 <i>Hubert Szemethy</i>	97

Die Karnburg. Königlicher Wirtschaftshof und königliche Burg oder Herzogsburg?

Paul Gleirscher

Eine Reihe größerer und kleinerer Kuppen und Anhöhen auch im Ostalpenraum lassen sich unschwer als abgekommene Wallanlagen erkennen (vgl. Gleirscher 2010; für das Frühmittelalter auch Eichert 2012a, 80–178). Deren Interpretation ist ohne Ausgrabung in der Regel aussichtslos, und selbst dann wiederholt nicht so klar, wie man das gerne hätte, weil zu verschiedenen Perioden auch gleichartige Bautechniken zur Anwendung gekommen sind und eine Verbindung von Siedlungsschichten und Wällen oft nicht direkt gegeben ist. Dabei sind im Ostalpenraum vor allem die jüngere Eisenzeit sowie die Spätantike und das Frühmittelalter zu nennen, außerdem und bis heute von der Forschung so gut wie nicht beachtet, das 15. Jahrhundert (Türkeneinfälle); in Slowenien reichen eine Reihe gut bewertbarer Nachweise längst bis in die Kupferzeit zurück. Generell wird die Einschätzung dieser Wehranlagen zudem dadurch erschwert, dass die landwirtschaftliche Nutzung verlassener Höhengründungen zu großflächigen Terrassierungen und zur Anlage verschiedener Wege geführt hat.

Gelingt es heute in der Regel, die Struktur einer Wehranlage zu erfassen und den zeitlichen Rahmen einigermaßen zu bestimmen oder einzuengen, so stellt die Frage nach der Art und Dichte der Innenbebauung und die damit verbundene Funktionsfrage bei größeren Anlagen eine weitere Herausforderung an die Forschung dar, zumal dann, wenn das Gelände heute bewaldet ist und moderne Prospektionsmethoden nicht entsprechend eingesetzt werden können.

Die Karnburg (zuletzt Gleirscher 2010, 21f.; ders. 2011; Dolenz/Baur 2011 und Eichert 2012a, 138–151) erhebt sich auf einem rechteckigen, durchaus wehrhaften Geländesporn über der Glan am westlichen Rand des Zollfelds, vis-à-vis von Maria Saal (ca. 250 x 150 m; ca. 3,5 ha). Sie liegt zugleich am Südostfuß des Ulrichsberges, der im Jahre 983 in einer Schenkungsurkunde Kaiser Ottos II. erstmals als Mons Carantanus (mons Carentanus) erscheint. Von diesem ist sie durch einen sanften Sattel getrennt. Den höchsten Punkt des Areals der Karnburg nimmt eine den Heiligen Petrus und Paulus geweihte Kirche ein. Bis zum Jahr 1862 stand im nordwestlichen Vorfeld der Kirche, rund 100 m von dieser entfernt und damit innerhalb des ehemaligen Burgbereichs gelegen, der Kärntner Fürstenstein. Es wird überliefert, dass sich dieser bis ins 18. Jahrhundert im Blachfeld, einem Acker unmittelbar östlich von Karnburg, befunden hat. Der karantanische Berg, die karantanische Burg und der Kärntner Fürstenstein wurden wiederholt als Nachweis eines für das Verständnis von Karantanien zentralen Raumes interpretiert, dessen Existenz auch über die Römerzeit zurück, während der die Stadt Virunum im Zollfeld zeitweise die norische Provinzhauptstadt war, bis in keltische Zeit suggeriert wird.

Die Karnburg ist jedenfalls eine frühmittelalterliche Burganlage. Doch welchem bzw. welchen Karantanien ist die Karnburg zuzuordnen? Der Zeit des slawischen Fürstentums Karantanien im 7. und 8. Jahrhundert, der Zeit der bayerischen Grafschaft Karantanien innerhalb der karolingischen Ostlandpräfektur im 9. und 10. Jahrhundert oder gar erst, wie zuletzt vorgeschlagen, der Zeit nach der Einrichtung eines Amtsherzogtums Kärnten um das Jahr 976? Ein breites Deutungsspektrum steht zur Diskussion, dem im Folgenden nachgegangen werden soll.

Vorab sind die urkundlichen Nennungen zu(r) Karnburg in Erinnerung zu rufen (zuletzt Gleirscher 2011, 288–292; Eichert 2012a, 139f.). Im Jahre 860 schenkte König Ludwig der

Deutsche im Konflikt mit seinem Sohn Karlmann dem Erzbistum Salzburg 42 königliche Höfe (*curtes*), die das Bistum zuvor als Lehen innegehabt hatte. Dabei ist von einer der heiligen Maria geweihten Kirche bei Carantana (*ad Carantanam ecclesiam sanctae Mariae*) die Rede, womit die Marienkirche in Maria Saal gemeint ist. Karnburg erscheint indirekt als für die Gegend um das Zollfeld bzw. um den Ulrichsberg namengebender Siedlungsplatz.

Die ostfränkischen Reichsannalen vermerken zum Jahre 888, dass König Arnulf, mit geringer Begleitung über Oberitalien und Friaul kommend, das Weihnachtsfest im königlichen Wirtschaftshof Carantana gefeiert hat (*curtem Corantanam natale domini celebravit*). Zugleich hat Arnulf bei diesem – dem einzigen in der schriftlichen Überlieferung fassbaren – Aufenthalt in Karnburg auch geurkundet (*actum Carentano*). Wiederholt wurde die Karnburg – obwohl in der Urkunde als *curtis* bezeichnet – auf Grundlage dieses Aufenthalts als Pfalz (*palatium*) angesprochen und neben der Karnburg im nahe gelegenen Moosburg eine weitere karolingische Burg bzw. Pfalz angesiedelt, wodurch sich die Aufenthalte König Arnulfs in Kärnten vermehren würden. Doch beziehen sich die zur Diskussion stehenden Nennungen zum einen auf die pannonische Moosburg am Plattensee (Zalavár), die dann auch Regino von Prüm 879 gemeint haben müsste, und zum anderen auf die Moosburg an der Isar; und zum Kärntner Moosburg fehlen auch jegliche archäologische Hinweise für eine derartige Sichtweise.

Als Pfalz gilt insbesondere eine hochrangige Regierungsstätte des mittelalterlichen Königs, die im Kern aus dem zur Unterbringung des Herrschers und seines engsten Gefolges geeigneten Wohngebäude, der Pfalzkapelle und dem Saalbau (*aula*), in dem bedeutende herrschaftliche Akte wie die Abhaltung von Hof- und Gerichtstagen oder der Empfang von Gesandten stattfanden, besteht. Das Problem in diesem Zusammenhang bleibt allerdings, dass sich die Abgrenzung der Einschätzung einer Örtlichkeit als Pfalz nach unten hin als schwierig erwiesen hat, insbesondere zum Königshof (*curtis*) hin als einem nachrangigen Aufenthaltsort. Außerdem weiß man, dass sich infolge der Reichsteilungen des 9. Jahrhunderts das Netz an Pfalzen verdichtet hat. Für (die) Karnburg ist derweil also eine Ansprache als Pfalz nicht zu begründen, aber auch nicht gänzlich auszuschließen (vgl. Gleirscher 2011, 289f.).

Fast vierzig Jahre später wird (die) Karnburg im Jahre 927 erneut zweimal genannt. Zum einen wurde am 9./10. Mai ein Tauschgeschäft des Salzburger Erzbischofs Odalbert beurkundet (*actum ad Karantan*). Vierzehn Tage später, am 23. Mai, vertauschte Erzbischof Odalbert im Rahmen einer Synode in Maria Saal (*in aeclesia sanctae Mariae ad Carantanam*) seinem getreuen Chorbischof Gotabert auf dessen Lebenszeit u. a. die Wirtschaftshöfe der Marienkirche von Maria Saal (*ad sanctam Mariam ad Charantanam*) und der Peterskirche im Burgbezirk der Karnburg (*ad sanctum Petrum in civitate Carantana*). Mit dieser Peterskirche kann keinesfalls, wie in der Regel angenommen wird, die Kirche in der Karnburg gemeint sein. Diese war zum einen den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht und zum anderen, wenn man von der Existenz einer königlichen Burg in Karnburg ausgeht, nicht im Besitz des Salzburger Erzbischofs, sondern mit der Burg im Besitz des Königs. Archäologische Hinweise zur Existenz karolingischer, dem Hl. Petrus geweihter Kirchen, deren Gründung noch in die Zeit des slawischen Fürstentums Karantanien zurückreicht, liegen für das westliche Vorfeld des Ulrichsbergs zweifach vor. Weil St. Peter in Moosburg mit 11 km Luftlinie von Karnburg bereits zu weit entfernt scheint, dürfte für eine Verortung der Schenkung St. Peter am Bichl, rund 4 km nordwestlich am Fuße des Ulrichsbergs gelegen, zu favorisieren sein, wie Ernst Klebel schon 1927 vermutet hat. Unter den dort vermauerten Spolien kam erst vor kurzem auch eine Inschrift zum Vorschein, die als Stifter der Chorschränkenanlage Otker – Radoslav nennt, möglicherweise

Etgar, den letzten slawischen Fürsten Karantaniens (Glaser 1999). Demnach wäre im konkreten Fall mit *civitas* nicht die Burg selbst gemeint, sondern der Burgbezirk, was natürlich die Existenz einer Burg bzw. eines befestigten Wirtschaftshofes voraussetzt.

Ein entsprechender Burgbezirk zeichnet sich in einer auf den Namen Arnolfs gefälschten, angeblich 885 und tatsächlich um 977 verfassten Urkunde ab, mit deren Hilfe Erzbischof Friedrich seinen rechtmäßigen Besitz zu bestätigen versuchte. Darin bezieht sich der Erzbischof auf die bereits genannte königliche Schenkung aus dem Jahre 860 und spricht „von unseren [erg.: königlichen] Wirtschaftshöfen, jenen im Burgbezirk Karnburg und anderen [erg.: königlichen] Wirtschaftshöfen, die diesem Burgbezirk zugehören“ (*de curtibus nostris, id est de Carantana civitate aliisque curtibus ad eandem civitatem pertinentibus ...*). Darin dürfte das Gebiet des im Jahre 980 erstmals genannten Gaues Karintriche (*in pago Karintriche*) zu sehen sein, der wie der Kroatengau Teil des Amtsbezirkes bzw. Sprengels des Gewaltboten war.

In der eingangs genannten Schenkung Kaiser Ottos II. von Gütern am Ulrichsberg an die Kirche St. Lambrecht in Pörschach am Ulrichsberg wird im Jahre 983 „unser Königssitz“ eigens ausgeklammert (*excepta nostra regali sede*). Damit kann nur die Karnburg gemeint sein, die sich in dieser Formulierung als königlicher Sitz zu erkennen gibt und – auf den Zeitpunkt der Abfassung der Urkunde bezogen – Amtssitz des königlichen Gewaltboten war, worauf Therese Meyer und Kurt Karpf gesprächsweise hingewiesen haben. Mit Blick auf den königlichen Zusammenhang fand noch im 19. Jahrhundert für den Karnburger Hügel die umgangssprachliche Bezeichnung Kralutz(wiese), Königswiese, Verwendung (-wiese und nicht -berg: Hinweis A. Ogris, Maria Saal), wie auch der angrenzende Talboden der Glan als Königsfeld (Salfeld bzw. Zollfeld) bezeichnet wird.

Zum Schicksal der Burg bzw. deren Bedeutungsverlust und Untergang berichten die Quellen nichts. Die Kaiser Otto I. und Otto II. haben den königlichen Besitz um Karnburg zum Großteil verschenkt, so dass der Burg im ausgehenden 10. Jahrhundert eine ausreichende wirtschaftliche Existenzgrundlage weitgehend entzogen war. Als 1027 das Amt des Gewaltboten erlosch, muss die Burg umso mehr verödet sein. In einer Schenkung aus dem Jahre 1251 ist schließlich von einer Mühle in *villa Chaerenpurch* die Rede.

Die Urkunden machen also deutlich, dass die historische Bedeutung von Karnburg jedenfalls ins 9. und 10. Jahrhundert und damit in jene Zeit fällt, als Karantanien eine Grafschaft des bayerischen Ostlandes war. Demnach war in Karnburg zu Beginn des 9. Jahrhunderts ein großer königlicher Wirtschaftshof (*curtis*) eingerichtet worden, umgeben von stattlichem Besitz. Dieser galt im Jahre 860 als geographischer Bezugspunkt für die Marienkirche von Maria Saal und König Arnulf feierte dort im Jahre 888 das Weihnachtsfest. Als befestigte Anlage (*urbs*, *castellum* oder *civitas*) oder als Pfalz (*palatium*) erscheint (die) Karnburg in den wenigen Quellen des 9. Jahrhunderts nicht explizit. Im Jahre 927 dürfte von einem Burgbezirk (*civitas*) die Rede sein, wonach auch eine Burg bestanden haben sollte. Als königlicher Sitz und damit wohl als Residenz der königlichen Gewaltboten (*sedes regalis*) verschwindet die Karnburg 983 aus der schriftlichen Überlieferung, nachdem infolge zahlreicher Schenkungen auch ihre wirtschaftlichen Grundlagen weitgehend ausgehöhlt worden waren. Sie dürfte nach 1027 verödet sein.

Die Fragestellung an die Archäologie ist demnach klar und eine zweifache:

Was kann über die Struktur der Bebauung von Wirtschaftshof und Burg im 9. und 10. Jahrhundert gesagt werden und das aus den historischen Quellen resultierende Bild erweitern?

Kann man einengen, wann aus dem Wirtschaftshof eine Burg wurde?

Gibt es ältere, in der schriftlichen Überlieferung nicht erfasste Siedlungsspuren und können diese qualitativ bewertet werden? Dabei geht es vor allem um die Frage des Nachweises einer oft vermuteten slawisch-karantanischen Burg aus dem 7. und 8. Jahrhundert.

Spuren der „kaiserlichen Pfalz“ freizulegen und „Einblick in die Kultur und Wehrbaukunst der kraftvollen Gründerzeit des Ersten Deutschen Reiches zu gewinnen“, war das Ziel der archäologischen Ausgrabungen in der Karnburg durch die SS im Jahre 1939 unter der Leitung von Hans Schleif (Schleif 1939; Dolenz/Baur 2011, 18–22 – Vgl. auch Glaser 1997 und Jernej 2007). Die aus Bruchsteinen und zahlreichen Marmorspolien aus Virunum errichtete Wehrmauer überlagert in der Nordostecke ein Gebäude, das Schleif der Römerzeit zugewiesen hat. Innenseitig an die Wehrmauer anschließend beschreibt er auch Pfostenlöcher und Reste von Flechtwerk, die er mit „etlichen Scherben- und Metallfunden“ der Innenbebauung der Burganlage zuordnet, ohne diese näher zu charakterisieren oder gar in zeitliche Horizonte – Wirtschaftshof bzw. Burg sowie Älteres – zu differenzieren. Sie sind verschollen. Ostseitig, am Abhang zum Talboden hin, beschreibt Schleif die Reste von vier gestaffelten Vorwällen bzw. Gräben, von denen die beiden inneren einer kritischen Überprüfung nicht Stand halten. Schleif ging von der gleichzeitigen Errichtung der Vorwälle aus, die nur so als Reiterhindernis wirksam waren. Ein Gräberfeld, das 1939 im Nordosten des Grabungsgeländes aufgedeckt und nicht näher untersucht wurde, enthielt West-Ost-orientierte Körpergräber. Zu deren näherer Zeitstellung innerhalb des Frühmittelalters kann nichts gesagt werden. Hans Schleif hat die ergrabenen Mauerreste typologisch mit frühfränkischen Burgen verglichen und vermutet, dass die Karnburg in den unruhigen Jahren vor dem Besuch König Arnulfs im Jahre 888 errichtet worden sei, „als starkes Bollwerk deutscher Königsmacht an der Südgrenze des deutschen Raumes“.

Zwischen 2006 und 2009 hat Heimo Dolenz die Forschungen in Karnburg wieder aufgenommen und darüber im Dezember 2011 gemeinsam mit Christoph Baur ein umfangreiches Buch vorgelegt, mit völlig anderen Ergebnissen (Dolenz/Baur 2011)! Aus bautypologischen Gründen und auf Grundlage von vermeintlich dahingehend zu interpretierenden naturwissenschaftlichen Daten sowie zweier Reliefsteine haben Dolenz und Baur die Errichtung der Karnburg – und das entgegen den urkundlichen Nennungen! – erst in die Zeit um 1000 angesetzt und als Folge der Verselbständigung Kärntens zum Reichsherzogtum im Jahre 976 als weltliches Gegenstück zum geistlichen Zentrum in Maria Saal interpretiert; sie sei der „monumental-repräsentative“ und zugleich „erste Herzogssitz“ Kärntens, der urkundlich bereits im Jahre 983 genannt werde (sedes regalis). Wilhelm Deuer hat daraufhin vorgeschlagen (in: Dolenz/Baur 2011, 156f.), in Herzog Otto von Worms (977–983/985) den Erbauer der Karnburg zu sehen, der zugleich eine nicht nachgewiesene Königspfalz in St. Peter am Bichl nach Karnburg verlegt hätte.

Mit Blick auf die historischen Rahmenbedingungen in Karantanien und auf den archäologischen Forschungsstand zum Burgenbau im ostfränkischen Reich soll die nun folgende Analyse in fünf Abschnitte bzw. Fragen unterteilt werden.

Frage 1:

Gab es bereits im slawischen Fürstentum Karantanien (ca. 600–828) ein landesweites Netz von Befestigungsanlagen und/oder eine zentrale herrschaftliche Burg am Gipfel oder am Fuße des Ulrichsberges?

Die neuen Ausgrabungen in Karnburg haben einige wenige Kleinfunde ans Licht gebracht,

welche der Zeit vor der Einrichtung der bayerischen Grafschaft (ca. 772–828) zuzuweisen sind (Dolenz/Baur 2011, 91–95. – Ohne Kenntnis der Funde und der in den Vorberichten geäußerten Einschätzung der Ausgräber folgend noch Gleirscher 2011, 297–299 u. 309). Es handelt sich um einen Stachelsporn, eine Riemenzunge und eine Gürtelschnalle aus Eisen, denen vielleicht die eine oder andere Tonscherbe zuzuweisen ist. Die militaria stammen von Reiterkriegern und sind ein Element, das auch von verschiedenen Höhensiedlungen dieser Zeit in Kärnten regelhaft in Erscheinung tritt (Gleirscher 2000a, 74–77; ders. 2011, 297f.; ders. 2012, 44; Eichert 2012a, 221–224; ders. 2012b, 14 u. 26). In Bayern wird erwogen, daraus zeitweilig genutzte militärische Stützpunkte zu erschließen, nicht dauerhaft genutzte militärische oder gar befestigte Siedlungen (Ettel 2004, 293).

Stefan Eichert (2012a, 146f. u. 151) hielt es zuletzt für denkbar, dass es in Karnburg damals eine Wehranlage mit einem Erdwall gegeben hätte, der vielleicht auch eine herrschaftliche Kirche mit Flechtwerksteinausstattung zuzurechnen sei, die Karnburg also der zentrale Herrschaftsort der slawischen Karantanen gewesen wäre. Weder dem Nachweis für den Erdwall noch für die herrschaftliche Kirche kann derweil allerdings gefolgt werden. Derlei Kirchen zeigen neben entsprechenden Waffen den zunehmenden bayerische Einfluss in Karantanien unter Herzog Tassilo III., nachdem dieser die antibayerischen Aufstände 772 beendet hatte (Karpf 2001). Zugleich kennzeichnen sie herrschaftliche Orte, ohne dass es derweil gelungen wäre, eine derartige Siedlung darüber hinaus zu charakterisieren. Und die Stifterinschrift in St. Peter am Bichl nennt Otter – Radoslav, wohl den in der *Conversio* genannten letzten slawischen Fürsten Etgar (Glaser 1999).

Der nachantike Bau von Befestigungsanlagen setzte nördlich der Alpen zwar bereits während der ausgehenden Merowingerzeit im 7. Jahrhundert ein, in Bayern zeichnet sich der Bau von Burgen in größerem Umfang aber erst in frühkarolingischer Zeit bzw. nach 741/42 ab, wobei allein der König als Erbauer von Burgen auftritt (Ettel 2007).

Trotz dieses Fundniederschlages urteilen Dolenz und Baur (2011, 21, 93, 135f. u. 158; vgl. auch B. Štular ebd. 109), dass Siedlungsfunde und -befunde aus dem 7./8. Jahrhundert gänzlich fehlen und eine slawische Besiedlung nicht nachzuweisen war. Die Existenz einer Siedlung oder gar eines karantanischen Fürstensitzes in Karnburg wären auszuschließen. Die genannten militaria wären als Verlustfunde einzustufen. Folgt man aber dem mittlerweile eng definierten Chronologieschema frühmittelalterlicher militaria, gab es im Bereich der Karnburg in der Zeit um 800 eine Besiedlung mit (auch) militärischem Charakter. Ob man diesen Fundstücken eine längere Nutzungszeit zuschreiben kann oder soll, die in die Zeit zwischen 828 und 850 führt und sie dem Wirtschaftshof zuordnet, ist nicht sicher zu entscheiden, mit Blick auf den regelhaften Fundniederschlag auf den erwähnten Höhensiedlungen aber wenig wahrscheinlich.

Frage 2:

Was weiß man zum königlichen Wirtschaftshof (*curtis*), der vermutlich 828 eingerichtet wurde und jedenfalls noch im Jahre 888 bestand?

Mit der Einführung der bayerischen Grafschaftsverfassung und der Machtübernahme durch bayerische Grafen in Karantanien endete 828 das slawische Karantanien. Die bayerischen Grafen unterstanden als königliche Funktionsträger dem Ostlandpräfekten. Damit war auch die Überführung des Landbesitzes der slawischen Fürsten in Königsland verbunden. Über Gutshöfe

(curtes) des Königs, des Adels und der Kirche wurde das Land verwaltet. Ein solcher königlicher Wirtschaftshof wurde in Karnburg eingerichtet (curtis Corontana). Weitere königliche Wirtschaftshöfe befanden sich in Kärnten in Treffen nördlich von Villach sowie im Lurnfeld im Umfeld der römischen Stadt Teurnia bei Spittal/Drau. Alle drei liegen verkehrsgeographisch günstig und reichen vermutlich in die Zeit um 828 zurück.

Schon Hans Schleif hat in der Nordostecke der Karnburg ein älteres Gebäude ergraben, das er für römischzeitlich hielt. Ein Raum (Raum II) wurde später von der Wehrmauer überlagert, der andere (Raum I) blieb – was die Ausgräber völlig übersehen – bis zur Auflassung der Karnburg in Verwendung (Dolenz/Baur 2011, 26–29; Eichert 2012, 146). Der Brand, mit welchem der Verfall des Gebäudes zusammenhängt, konnte anhand archäomagnetischer Messungen in die Zeit bald nach 1000 datiert werden (Dolenz/Baur 2011, 114–120). Der Bau ist qualitativ ausgeführt und durchaus einem königlichen Wirtschaftshof zuzuordnen. Dieser muss auch über eine Kirche verfügt haben, die aus Stein gemauert war und nicht – wie die Ausgräber vermuten – aus Holz erbaut war. Dafür mag eine radiometrische Messung an einem Holzkohlenfragment aus dem Mörtel sprechen (ca. 610–780 cal.), wenngleich dessen Datierungsrahmen wegen der unbekannten Position der Probe im Baum entsprechend weiter zu fassen ist (Dolenz/Baur 2011, 121). Um das zu erhellen, müssten Grabungen im Kircheninneren durchgeführt werden, nicht nur Kleinsondagen an der Außenseite (vgl. St. Daniel/Gailtal [Deuer et al. 2004] bzw. allg. Gleirscher 2006; ders. 2011, 310 sowie Eichert 2010; ders. 2012a, 17–80). Ob der bestehende Kirchenbau zugleich mit der Burg errichtet wurde oder erst dem 11./12. Jahrhundert zuzuweisen ist, wird unterschiedlich eingeschätzt. Für eine Spätdatierung sprechen die Eckquaderung und die Mauerstärke (ca. 1 m).

Frage 3:

Wurden unter Karlmann und Arnulf, während der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, in Karantanien Burgen erbaut?

Bei zunehmender Schwächung der Königsmacht erlebte das ostfränkische Reich ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zahlreiche Konflikte, die mit Erbstreitigkeiten verbunden waren und regional durchaus zum Bau von einfach strukturierten, auch konfliktbezogen errichteten Wehranlagen geführt haben dürften. Zu diesen Auseinandersetzungen zählt vor allem der langwierige und wechselhafte Streit Karlmanns (876–880) mit seinem Vater, König Ludwig dem Deutschen (840–876), der sich von 856 bis 876 hingezogen hat. Ludwig hatte Karlmann im Jahre 856 mit der Verwaltung des Ostlandes betraut und musste zunächst tatenlos zusehen, wie Karlmann, der sich mit dem Mährerfürsten Rastizlav verbündet hatte, dort seine Leute verdrängte und durch eigene ersetzte. Allein durch umfangreiche Schenkungen von Reichsgut an die bayerische Kirche (u. a. Schenkung an das Erzbistum Salzburg 860), versuchte Ludwig, die Macht Karlmanns im Ostland zu untergraben. Nach dem Tod Ludwigs erbte Karlmann 876 dennoch Bayern samt Karantanien und Pannonien und wurde ostfränkischer (Teil-)König.

Als Verwalter in Karantanien und Unterpannonien setzte Karlmann wahrscheinlich bereits im Jahre 876 seinen unehelichen Sohn Arnolf ein, dem man im 11. Jahrhundert den Beinamen „von Kärnten“ gab. Er war um 850 in Bayern geboren worden, als Sohn der Luitswind, einer Frau aus dem mächtigen Geschlecht der Luitpoldingen. Und in Bayern und nicht in Kärnten sollte er aufgewachsen sein. Auf Grund mehrerer Schenkungen nimmt man an, dass Arnolf wie schon Karlmann vor ihm ein starkes persönliches Verhältnis zu Karantanien hatte und dieses Land auch

zur Machtbasis und zum Sprungbrett für seinen Aufstieg machte. Arnolf hatte den Hochadel und dessen Vasallen sowie die Kirche reichlich mit Schenkungen bedacht, insbesondere in den Grensräumen des Reiches. Dennoch behielten diese Adeligen weiterhin ihren Lebensmittelpunkt in Bayern. Obwohl Arnolf als unehelicher Sohn nicht erberechtigt war, gelang es ihm nach zehn Jahren in Karantanien an der Spitze einer starken Schar von „Norikern und Slawen“, bei denen auch an Mährer zu denken ist, am Reichstag in Tribur (887) zum ostfränkischen König aufzusteigen; und wiederum zehn Jahre später (896) wurde Arnolf in Rom zum Kaiser gekrönt, ehe er drei Jahre später verstarb. Mit seinem Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Kind, endete die Karolingerherrschaft im ostfränkischen Reich. Mächtige Adelsfamilien wie die Luitpoldinger gaben nunmehr den Ton an.

Was den Burgenbau anbelangt, so erscheint das Befestigungsrecht im ostfränkischen Reich noch im Edikt von Pîtres aus dem Jahre 864 als königliches Regal, sodass als Bauherr von Großburgen noch im 9. Jahrhundert grundsätzlich der König selbst oder von ihm beauftragte Machthaber wie Bischöfe oder hohe Adelige anzusehen sind. Kleine Burganlagen mit Innenflächen bis zu einem Hektar zeugen im 9. und 10. Jahrhundert von der Auflösung dieses königlichen Regals. Der Burgenbau durch Adelige brachte deren regionalen Herrschaftsanspruch zum Ausdruck und demonstrierte im 10. Jahrhundert zunehmend die dem König entrissene Macht. Nach der Abwehr der Ungarn entstand im ausgehenden 10. Jahrhundert ein regelrechtes Netzwerk aus Burgen, die zum militärischen, administrativen, ökonomischen und kirchlich-politischen Rückgrat der frühterritorialen Herrschaft wurden. Dabei kamen im 11. Jahrhundert die alten Großanlagen ab und verdichteten sich die Adels- und Ministerialenburgen.

An dieser Stelle ist aus archäologischer Sicht kurz der Blick auch auf das Großmährische Reich zu richten, das nach 833 an Thaya und March als autonomer Slawenstaat entstanden ist. Dort kam es, wie dendrochronologische Daten zeigen, in den 880er Jahren zur Bildung mehrerer groß angelegter befestigter Höhensiedlungen, ehe das Reich wenig später, 906, von den Ungarn zerstört wurde. Diese Höhensiedlungen werden seit 1958 intensiv erforscht. Die Befestigungsmauer von Pohansko bei Breslau, am Zusammenfluss von March und Thaya, besteht aus einer außenseitigen Trockenmauer, an die eine Konstruktion aus Holzbalken und Erde angesetzt ist. Die Wehrmauer umschließt ein Areal von 28 Hektar, zu dem noch eine Außensiedlung im Nordosten kommt, die weitere 30 Hektar umfasst. In zentraler Lage befindet sich ein herrschaftlicher Komplex (palatium), der durch eine Palisade innerhalb der Siedlung abgegrenzt ist und rund einen Hektar umfasst. Die 45 gehobenen Gehöfte um den Herrschaftssitz umfassen jeweils rund 0,10 Hektar und streuen in lockerer Anordnung über das Gelände. Auch sie verfügen über Einfriedungen. Wie die Kleinfunde zeigen, siedelten im Areal um den Herrschaftssitz Händler und Handwerker. Diese stadtartigen Anlagen imitieren karolingische Residenzen. Die Außensiedlung im Nordosten war dicht belegt, und enthielt auch ein Gehöft mit Kirche (Rundkirche), das dem castellanus, zugeschrieben wird. Im Süden befinden sich einfache Häuser mit eingetieften und beheizbaren Kellerräumen. Hier, außerhalb der Befestigungsanlage, wohnten Reiter und Schwertkrieger. Die Gebäude bestanden aus Holz und hatten nur Fundamente aus Stein, mit Ausnahme der Kirche. Die Grabbeigaben wiesen auf eine führende Bevölkerungsschicht. Wiederholt wurde vorgeschlagen, in Pohansko die Residenz der Fürsten des Großmährischen Reiches anzusiedeln. Andere denken da bei an die Buranlage von Mikul

ce. Im Umkreis der großmährischen Höhensiedlungen fand sich entlang der Flussterrassen ein Netz von landwirtschaftlichen Gehöften mit Getreidespeichern. Die Großsiedlungen wurden von dort aus mit Lebensmitteln versorgt.

Bautechnisch gesehen (Ettel 2007) errichtete man im 9. und 10. Jahrhundert im ostfränkischen Reich einerseits freistehende Trocken- oder Mörtelmauern, andererseits Konstruktionen, bei denen ein Holzrost mit Erde verfüllt wurde; dem wurde eine Trocken- oder Mörtelmauer vorgeblendet. Im 10. Jahrhundert setzte sich die Mörteltechnik durch, bekamen die Mauern auch vorgesetzte Türme.

Bereits im frühen 9. Jahrhundert griff der Burgenbau im ostfränkischen Reich ostwärts auf Oberfranken und die Oberpfalz aus. Theoretisch kann demnach bereits im Laufe des 9. Jahrhunderts auch in Karantanien mit der Errichtung von Befestigungsanlagen gerechnet werden. Dazu zählt der Ringwall am Hochgosch über dem Millstätter See, welcher den Charakter einer Fliehburg aufweist (Huber 1990; Gleirscher 2010, 18; ders. 2011, 302; ders. 2012, 58; Eichert 2012, 96–101). Die Befestigungsmauer erwies sich als Holz-Erde-Konstruktion mit vorgeblendeter Trockenmauer. Nach Art eines Rostes eng verlegte Holzbalken (wohl Eiche) bildeten den Kern des Walles, wobei die Querbalken in die Blendmauer eingriffen (Breite ca. 4–5 m). Der obere Abschluss war als Palisade ausgeführt. Die Errichtung des rund 700 m langen frühmittelalterlichen Ringwalles am Hochgosch war mit einem beträchtlichen Arbeitsaufwand verbunden. Für die Datierung der Wehranlage liegen zwar keinerlei Kleinfunde vor, doch ermöglichen naturwissenschaftliche Daten einen zeitlichen Ansatz. Schon die 14C-Datierung der Hölzer wies in die Zeit zwischen ca. 750 und 950. Eine darauf Bezug nehmende dendrochronologische Messung ergab eine Bauzeit um das Jahr 860. Demnach wurde die Wehranlage am Hochgosch in den 860er Jahren erbaut, also zur Zeit der Auseinandersetzungen zwischen Karlmann und König Ludwig. Und Karlmann kann man den Bau einer solchen Wehranlage durchaus zutrauen.

Für die Errichtung der Karnburg bleibt zu bedenken, dass sie beim Aufenthalt Arnulfs zu Weihnachten 888 als königlicher Wirtschaftshof (*curtis*) bezeichnet wird und demnach noch nicht zur Burg ausgebaut war, wie Schleif vorgeschlagen hatte. Es ist gut denkbar, aber nicht erwiesen, dass Arnulf diesen Wirtschaftshof während seiner Zeit als König (887–896) oder später als Kaiser (896–899) zur Burg ausbauen hat lassen. Dafür sprechen die Bautechnik der Wehrmauer und die gestaffelten Vorwälle, die jedenfalls aus dem frühen 10. Jahrhundert stammen (vgl. unten) und eine Burg voraussetzen, welche den Anlagen im ostfränkischen Reich und nicht jenen im Großmährischen Reich entsprochen haben sollte. Dazu passt der bautypologische Befund der Karnburg, den schon Schleif grundsätzlich richtig zugeordnet hatte. Mit der urkundlichen Erwähnung eines Burgbezirkes in Karnburg (*civitas*) zum Jahre 927 wird deutlich, dass damals jedenfalls die Burg bestanden hat.

Die rund einen Kilometer lange Wehrmauer der Karnburg (Dolenz/Baur 2011, 29–32) ist 2,2–2,5 m stark und bis zu 1,5 m hoch erhalten. Sie enthält zahlreiche Spolien aus der Römerstadt Virunum. Sie war freistehend und nicht, wie die Ausgräber meinen, innen mit einer Erdrampe angeschüttet. Die 14C-Daten aus der Brandschicht zeigen Hölzer, die zwischen 700 und 950 geschlagen wurden, erweisen sich für eine engere Datierung erwartungsgemäß als unbrauchbar (Eichert 2012, 143, unterscheidet zwei Brandphasen). Das viele Erdmaterial an der Mauer weist auf eine spätere Reaktivierung in Form eines Erdwalles, wie man sie aus der Zeit der Türkeneinfälle im 15. Jahrhundert kennt (Gleirscher 2010, 23f.).

Erwähnung verdient die Toranlage im Westen, ein aus zahlreichen Römersteinen gefügtes Schlauchtor (Dolenz/Baur 2011, 35f. u. 61–66). Zwei dieser Spolien, die aus dem Baggeraushub

im Bereich des Schlauchtores stammen, sehen Dolenz und Baur nicht als Spolien an, sondern als Torreliefs, obwohl sie wissen, dass derlei an Burgen in Deutschland erst um 1200 aufkommt. Um die diesbezügliche Vorreiterrolle der Karnburg zu begründen, datieren sie die Karnburg hundert Jahre jünger und ziehen sie stilistische Vergleiche zur ottonischen Kleinkunst, so vor allem zu den Zierscheiben mit Raubvögeln aus dem Frauengrab von Rakamaz in Ungarn (10. Jahrhundert). Das hat Franz Glaser umgehend richtig gestellt (Glaser 2013).

Relief S65: Nach Dolenz und Baur zeigt es zwei antithetische Vögel (Tauben?) an einem kantharosartigen Gefäß, deren Flügel leicht erhaben dargestellt sind. Die Kopfparte wäre nur umrisshaft erhalten, deutlich wären Augen und breite Schnäbel mit Nasenlöchern zu erkennen. Der rechte Vogel hielte eine Weintraube im Schnabel, Symbol christlicher Paradieshoffnung nach byzantinischen Vorlagen. Tatsächlich sind nach Glaser zwei Frauen zu erkennen, die symmetrisch an einem großen Gefäß (Pithos) mit Loch stehen. Sie füllen mit Amphoren Wasser in den Pithos, welches aber immer durch das Loch entweicht.

Relief S66: Nach Dolenz und Baur handelt es sich um das Oberteil einer heraldisch anmutenden Greifvogeldarstellung. Es zeige einen nach rechts gewandten bekrönten Vogelkopf mit langem Hals, zudem das Oberteil der Flügel; auch Augen und Schnabel wären deutlich zu erkennen. Es handle sich um eine typische Darstellung eines Greifen aus der Romanik, als Symbol für Christus, wobei es sich in Karnburg um Mönchsgeier handle. Glaser hat erläutert, dass auch das etwas stärker verrundete Relief zwei Frauen in langen Gewändern zeigt, die in Bewegung nach links dargestellt sind. Von den Köpfen sind wegen der Tiefe des Reliefs nur die Verbindungsstege erhalten geblieben. Rechts an die beiden Frauen schließt vermutlich ein Baum an, als typisches trennendes Element bei Unterweltszenen.

Die beiden Reliefs gehören zu ein und demselben Frieszyklus und stammen von einem römischen Grabbau in Virunum aus dem 2./3. Jahrhundert. Vermutlich schloss S66 direkt an S65 an. Dargestellt sind nicht irgendwelche Vögel, sondern Szenen aus dem Mythos der Danaiden. Nachdem diese ihre unfreiwillig geheirateten Ehemänner getötet hatten, wurden sie dazu verdammt, im Tartaros ein Gefäß mit Loch mit Wasser zu füllen.

Dolenz und Baur (2011, 140–145, 148f. u. 151f.) hatten unter Bezug auf die vermeintlich ottonischen Reliefs von der „ältesten profanen mittelalterlichen Bauplastik im süddeutschen Sprachraum“ gesprochen und demnach – wie zuvor bereits Hermann Vetters – von einer ottonischen Großburg aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, obwohl auch 14C-Datierungen von Holzkohlestückchen aus dem Mörtel in die Jahre zwischen 870 und 1050 weisen. Zweck ihrer Errichtung wäre die Schaffung eines neuen Verwaltungszentrums gewesen, nachdem Kärnten um 976 zum Amtshertzogtum erhoben worden war. Dem folgend hat Wilhelm Deuer (in: Dolenz/Baur 2011, 156f.) in Herzog Otto von Worms den gesuchten Bauherrn finden wollen, der Karnburg um 980 zu einer repräsentativen, königlichen Pfalz samt Kirche ausgebaut hätte.

Frage 4:

Wurden im Hinblick auf die Ungarneinfälle im ausgehenden 9. und vor allem in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts auch in Karantanien Wehranlagen errichtet?

Als neue große Gefahr aus dem Osten tauchten im ausgehenden 9. Jahrhundert die Ungarn auf, die 881 erstmals vor Wien erschienen. Seit 896 im mittleren Donauraum angesiedelt, verwüsteten

sie nach dem Tod Kaiser Arnulfs im Jahre 899 die bayerischen Gebiete Pannoniens und wandten sich daraufhin zunächst insbesondere nach Oberitalien. Nachdem sie 906 das Großmährische Reich zerstört und 907 ein bayerisches Heer bei Preßburg besiegt hatten, wandten sie sich mit ihren jährlichen Beutezügen vor allem Süd- und Mitteldeutschland zu, erreichten aber auch Dänemark und Ostfrankreich. König Heinrich I. erkaufte sich 926 einen Waffenstillstand, den er dazu nutzte, das Heer zu reorganisieren und im Rahmen einer Burgenbauordnung die Wehrhaftigkeit zu erhöhen. Das führte dazu, dass die dritte Welle ungarischer Raubzüge nach Deutschland, die im Jahre 933 einsetzte, wiederholt erfolgreich abgewehrt werden konnte; die Raubzüge richteten sich nunmehr nach Westeuropa und erreichten auch die Südspitze Italiens. 955 besiegte König Otto I. die Ungarn in einer zweitägigen Schlacht am Lechfeld bei Augsburg und bannte damit die Ungarngefahr.

Wie sich mit Blick auf die Plünderungszüge anderer eurasiatischer Reitervölker gezeigt hat (Gleirscher 2011, 304–307), kommen derlei Raubzüge im archäologischen Fundbestand durchaus zum Ausdruck. Zwar sind aus rund 50 Jahren Ungarneinfällen – ähnlich wie für die Kimmerier, Skythen oder Hunnen – nur je ein gefallener ungarischer Krieger zu nennen (Aspres-lès-Corps in Burgund und Gnadendorf bei Mistelbach). An Hinweisen auf im Zuge von ungarischen Angriffen getötete Männer und Frauen mangelt es jedoch nicht. Dazu kommen eine Reihe von typisch ungarischen Pfeilspitzen, die sich wiederholt auch im Bereich von Befestigungsanlagen fanden. Dabei handelt es sich um eiserne blattförmige Spitzen mit Schaftdorn. Aus Kärnten ist in diesem Zusammenhang eine Pfeilspitze vom Kappele bei Jadersdorf im Gitschtal zu nennen, weitere kennt man beispielsweise aus Invillino in Friaul, vom Burgberg in Tillmitsch bei Wildon und von der Primaresburg bei Maria Lankowitz in der Obersteiermark.

Zum Schutz gegen die ungarischen Reiterheere errichtete oder verstärkte man zahlreiche Wehranlagen. Zu den einfachen Wehranlagen dieser Zeit zählen gestaffelte Erdwälle, die mit Spitzpfählen und Dornenverhauen bestückt waren (Gleirscher 2011, 305–307). Sie waren ebenso leicht wie schnell und ohne jegliche bautechnische Kenntnisse zu errichten. In Kärnten kennt man derartige Wehranlagen beispielsweise vom Katharinakogel bei St. Michael ob Bleiburg (Gleirscher 2000b; ders. 2006, 22f.; ders. 2012, 52–58) oder vom Kirchhügel von St. Helena am Wieserberg im oberen Gailtal (Jernej 2004; Gleirscher 2006, 16f.; ders. 2012, 48–52; Eichert 2012a, 91–93). In der Steiermark schließlich werden die vergleichbaren Wehranlagen von Tillmitsch bei Wildon, am Florianiberg bei Straßgang sowie auf dem Frauenkogel bei Gösting der Zeit der Ungarneinfälle zugerechnet. Auch wenn die Italienzüge der Ungarn entlang der „Bernsteinstraße“ Karantanien selbst kaum direkt betroffen haben dürften, waren die angegliederten Marken unmittelbares Durchgangs- und Plünderungsgebiet.

Infolge des verheerenden Einfalls der Ungarn in Bayern im Jahre 926 und des bereits angesprochenen, von König Heinrich I. zur Aufrüstung erwirkten Waffenstillstandes trafen sich Vertreter des bayerischen Hochadels – nicht bloß ein niedriger „Grenzadel“ – am 23. Mai 927 im Rahmen einer Synode in Maria Saal. Erzbischof Odalbert erörterte im Beisein Herzog Bertholds mit seinen geistlichen und weltlichen Gefolgsleuten, wie wiederholt vermutet wurde, wohl auch Maßnahmen gegen die Ungarngefahr. Die günstige Entwicklung Karantaniens lag auch in ihrem eigenen wirtschaftlichen Interesse. Demnach ist auch in Karantanien mit dem Bau von Wehranlagen sowie deren Verstärkung mit Hilfe von gestaffelten Erdwällen zu rechnen. Das sollte auf die Errichtung der beiden Vorwälle der Karnburg zutreffen.

Frage 5:

Was bedeutet – nach Bannung der Ungarngefahr – die Einrichtung eines Herzogtums Kärnten um das Jahr 976 für den Burgenbau in Kärnten?

Mit dem Tod Ludwigs des Kindes waren die ostfränkischen Karolinger im Jahre 911 ausgestorben. Die hundertjährige Herrschaft der Ottonen (919–1024) folgte. Mit dem Luitpoldingen Heinrich taucht im Jahre 976 erstmals ein Herzog von Karantanien auf, dessen Interessen sich auf Verona und die Italienpolitik konzentrierten. Von einer auf dem Reichstag von Regensburg im Jahre 976 durchgeführten vollständigen Verselbständigung Kärntens – unter Angliederung der im Osten und Süden vorgelagerten Marken, einschließlich der Mark Verona – von Bayern, die auch dem Bestreben König Ottos II. zum Erhalt Bayerns entgegengestanden hätte, berichtet allerdings keine Quelle. Die teilweise Verselbständigung und Aufwertung Karantanien sollte insbesondere die Macht des Herzogtums Bayern und dessen Kontrolle über die Alpenpässe mindern. Großzügige königliche Schenkungen an die Kirche und an die aus dem ostfränkisch-deutschen Raum zugezogenen Grafen untergruben zugleich die Herausbildung einer herzoglichen Macht in Kärnten. Die Herzöge von Kärnten wurden im ausgehenden 10. und 11. Jahrhundert vom ostfränkisch-deutschen König bzw. Kaiser bestellt und entstammen dem deutschen Hochadel. Die Herzöge selbst haben Kärnten in der Regel nie betreten. Mit Blick auf die prestigeträchtigere Italienpolitik residierten sie vornehmlich in der Mark Verona. In den Kreis der Reichsfürsten aufzusteigen, war das Attraktive an der Position.

Was die Ausübung der königlichen bzw. herzoglichen Macht in Karantanien anlangt, so sind zwischen 965 und 1027 königliche Boten, sogenannte Gewaltboten (vualtboto), belegt. Dieses Amt war in Kärnten mit einer eigenen Grafschaft verbunden, die unter Einschluss des Zollfelds in etwa von Villach bis zur Saualm reichte. Sucht man nach dem Amtssitz der Gewaltboten, fällt der Blick jedenfalls auf die Karnburg (Gleirscher 2011, 308). Als solche dürfte sie in der Urkunde von 983 als sedes regalis angesprochen sein. Die Inhaber des Amtes des Gewaltboten – alle mit luitpoldingischen Frauen verheiratet – hatten – zunächst in Vertretung des Königs – die Aufsicht über das Königsgut zu führen und die königlichen Rechte wahrzunehmen, waren also in karolingischer Tradition Königsboten (missi dominici). Das Amt des herzoglichen Gewaltboten wird 1027 letztmals genannt. Diese Funktion wurde in der Folge aufgelöst, weil die Eppensteiner zunehmend Königsgut annektierten. Der herausragendste Vertreter der Frühzeit, Herzog Adalbero von Eppenstein (1012–1035), der offenbar das Amt des Gewaltboten aufgelöst hat, baute verschiedentlich Burgen; die Errichtung eines Dynastensitzes zeichnet sich aber auch für ihn nicht ab, auch nicht auf der Hengistburg in Wildon. Erst 1077 kam es mit Herzog Luitpold von Eppenstein erstmals zu einer längeren, auf Kärnten bezogenen Herrschaft. Als Erben der Eppensteiner vermochten die Spanheimer diese Entwicklung ab 1122 fortzuführen.

Fazit

Eine Errichtung der Karnburg erst um die Jahrtausendwende als Sitz der Kärntner Herzöge, wie dies Heimo Dolenz und Christoph Baur vorgeschlagen haben, zeichnet sich also weder im Kontext des historischen noch des archäologischen Forschungsstandes ab. Auf Grundlage der urkundlichen Erwähnungen der Karnburg sowie mit Blick auf die historischen Rahmenbedingungen und die Kenntnis zum Burgenbau im ostfränkischen Reich können zusammenfassend vielmehr folgende Thesen festgehalten werden:

Einzelne militaria aus der Zeit zwischen 772 und 828 können derweil mit keinem Siedlungstyp

verknüpft werden. Baureste oder Gräber einer Oberschicht, die das Areal als Sitz der slawischen Fürsten Karantaniens im 7./8. Jahrhundert ausweisen könnten oder auf eine bzw. die zentrale Burganlage in Karantanien hinweisen, liegen derweil nicht vor. Nichtsdestotrotz ist das westliche Umfeld des Ulrichsberges als eine zentrale Landschaft im slawischen Fürstentum Karantanien einzuschätzen, vergleichbar dem Raum um die spätantike römische Hauptstadt Teurnia bei Spittal/Drau.

Im Areal der späteren Karnburg wurde nach der Einführung der bayerischen Grafschaftsverfassung in Karantanien im Jahre 828 ein königlicher Wirtschaftshof eingerichtet (curtis Corontana), der vermutlich auch eine steinerne Kirche umfasste. Dort feierte König Arnulf im Jahre 888 das Weihnachtsfest. Ein zugehöriges Gebäude wurde ansatzweise ergraben.

Der Aus- bzw. Umbau des königlichen Wirtschaftshofes zu einer königlichen Burg mit Burgbezirk (civitas) ist, folgt man der schriftlichen Überlieferung, nach 888 und vor 927 erfolgt. Der Bau der Burg ließe sich gut Arnulf „von Kärnten“ zuschreiben, ohne dass sie deshalb als Pfalz zu etikettieren ist. Andernfalls muss die Karnburg spätestens zu Beginn des 10. Jahrhunderts erbaut worden sein. Ergraben sind Teile der Wehrmauer, einer Mörtelmauer mit einem Schlauchtor im Westen. Die Wehrhaftigkeit der Karnburg wurde mit großer Wahrscheinlichkeit angesichts der Ungarneinfälle durch den Bau von zwei gestaffelten Vorwällen an der Ostseite erhöht, wahrscheinlich infolge der Synode von Maria Saal im Mai 927. Wohl als Amtssitz der königlichen bzw. herzoglichen Gewaltboten (sedes regalis) verschwindet die Karnburg nach 983 aus der schriftlichen Überlieferung. Die Burg war also rund hundert Jahre in Betrieb. Ziel etwaiger weiterer archäologischer Ausgrabungen oder Prospektionstätigkeit müsste es demnach insbesondere sein, die Struktur der Innenbebauung der Burg zu erhellen.

Literaturverzeichnis

(ausgewählt, mit zumeist weiterführender Literatur)

Deuer et al. 2004: W. Deuer/P. Gleirscher/H. Krahwinkler/P.G. Tropper/M. Wassermann, St. Daniel. Zur Geschichte der ältesten Pfarre im oberen Gailtal und Lesachtal (Dellach/Gailtal 2004).

Dolenz/Baur 2011: H. Dolenz/Ch. Baur (Hrsg.), Die Karnburg. Forschungen zu Kärntens Königspfalz 2006–2010. Kärntner Museumsschriften 81 (Klagenfurt a. W. 2011).

Eichert 2010: St. Eichert, Kirchen des 8. bis 10. Jahrhunderts in Kärnten und ihre Bedeutung für die Archäologie der Karantanen. In: L. Poláček/J. Maříkova-Kubková (Hrsg.), Frühmittelalterliche Kirchen als archäologische und historische Quelle (Brno 2010), 219–232.

Eichert 2012a: St. Eichert, Frühmittelalterliche Strukturen im Ostalpenraum. Studien zu Geschichte und Archäologie Karantaniens. Aus Forschung und Kunst 39 (Klagenfurt a. W. 2012).

Eichert 2012b: St. Eichert, Early medieval fortifications in Carinthia/Austria and their historical and political background. In: B. Maurina/C.A. Postinger (Hrsg.), Prima dei castelli medievali: materiali e luoghi nell'arco Alpino orientale. Atti della Accademia Roveretana degli Agiati, cl. scienze Umane e Lettere ed Arti ser. IX, vol. II, A, fasc. II (Rovereto 2012), 9–31.

Ettel 2004: P. Ettel, Der Siedlungskomplex Karlburg bei Würzburg im 8. Jahrhundert mit Burg, Königshof und Kloster. In: H.U. Nuber/H. Steuer/Th. Zotz (Hrsg.), Der Südwesten im 8. Jahrhundert aus historischer und archäologischer Sicht. Archäologie und Geschichte 13 (Ostfildern 2004), 283–312.

Ettel 2007: P. Ettel, Der frühmittelalterliche Burgenbau nördlich der Donau in der Oberpfalz und Franken. In: Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen 16

(Rahden/Westf. 2007), 23–49.

Glaser 1997: F. Glaser, Archäologie und Ideologie. In: A. Moritsch (Hrsg.), Karantanien – Ostarrichi. 1001 Mythos (Klagenfurt – Ljubljana – Wien 1997), 118–136.

Glaser 1999: F. Glaser, Inschrift karantanischer Kirchenstifter. Archäologie Österreichs 10/1, 1999, 19–22.

Glaser 2013: F. Glaser, Ein römischer Danaïdenfries aus Virunum. In: R. Breitwieser/M. Frass/G. Nightingale (Hrsg.), Calamus. Festschrift für Herbert Graßl zum 65. Geburtstag. Philippika 57 (Wiesbaden 2013), 221–232.

Gleirscher 2000a: P. Gleirscher, Karantanien. Das slawische Kärnten (Klagenfurt 2000).

Gleirscher 2000b: P. Gleirscher, Ausgrabungen am Katharinakogel bei St. Michael/Bleiburg. In: Rudolfinum 2000, 25–32.

Gleirscher 2006: P. Gleirscher, Frühmittelalterlicher Kirchenbau zwischen Salzburg und Aquileia. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 22, 2006, 61–80.

Gleirscher 2010: P. Gleirscher, Keltisch, frühmittelalterlich oder türkenzeitlich? Zur Datierung einfach strukturierter Wehranlagen im Südostalpenraum. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 26, 2010, 7–32.

Gleirscher 2011: P. Gleirscher, Die Karnburg im Kärntner Zollfeld: Vom königlichen Wirtschaftshof zur Residenz des Gewaltboten. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 119, 2011, 287–310.

Gleirscher 2012: P. Gleirscher, Fortificazioni medievali prima dei castelli in Carinzia. In: B. Maurina/C.A. Postinger (Hrsg.), Prima dei castelli medievali: materiali e luoghi nell’arco Alpino orientale. Atti della Accademia Roveretana degli Agiati, cl. scienze Umane e Lettere ed Arti ser. IX, vol. II, A, fasc. II (Rovereto 2012), 33–62.

Huber 1990: A. Huber, Die Wallanlage am Hochgosch. Kärntner Landsmannschaft 1990/3, 5–6.

Jernej 2004: R. Jernej, Die Wallanlage St. Helena bei Dellach im Gailtal, Kärnten. In: Arheološki vestnik 55, 2004, 481–508.

Jernej 2007: R. Jernej, Archäologie in Kärnten 1938 bis 1945. In: J.-P. Legendre/L. Olivier/B. Schnitzler (Hrsg.), L’archéologie nazie en Europe de l’Ouest (Gollion 2007), 271–287.

Karpf 2001: K. Frühmittelalterliche Flechtwerksteine in Karantanien. Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 8 (Innsbruck 2001).

Schleif 1939: H. Schleif, SS-Ausgrabung Karnburg. In: Carinthia I 129, 1939, 261–271.

Aufbau, Inhalt und Zeitstellung der „ältesten“ Millstätter Urbare (1469–1502). Mit einem Exkurs über ein Fragment des 14. (?) Jahrhunderts

Von Alfred Ogris

Als ich vor drei Jahren (2010) beim hiesigen Symposium über Wunsch des Veranstalters das Thema der ältesten Millstätter Urbare aufgriff, war ich gut beraten, meine Ausführungen mit dem Zusatz „ein Zwischenbericht“ einzuschränken¹. Damals ging es vorwiegend um die im Verhältnis zur bisherigen wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas präzisere Datierung der ältesten Millstätter Urbare in die Jahre 1469/70 und um den Umfang jener Gebiete, die in den wirtschaftlichen Aufzeichnungen genannt sind. Jetzt, nach Abschluss der Transkriptionsarbeit, können in den drei Ämtern Kirchheim (dieses aus terminologischen Gründen mit Vorbehalt), Hofamt Millstatt und Buch – die Ämter Griffental und Sternberg werden erst 1502 als solche genannt, müssen also wohl zwischen 1469/70 und 1502 eingerichtet worden sein – sowohl alle Ortschaften als auch zahlreiche Personen- und einige Vulgarnamen konkret benannt werden, auch ergeben sich Hinweise auf Flurnamen, Bebauungs- und Wirtschaftsformen, Berufsbezeichnungen, Rodungen usw. (z. B. Schwaigen, Weingärten, Neubrüche, Öden, Hopfenanbau etc.).

Wenn heute diese Fragen noch einmal in Erinnerung zu rufen sind, so deshalb, weil in der älteren Literatur zwar auf die Schnittstellenfunktion der ältesten Millstätter Urbare zwischen Benediktinern und Georgsrittern hingewiesen², jedoch zu sehr das Jahr 1470 in den Vordergrund gerückt wurde. Auch fehlen da und dort Ortschaften, so dass sämtliche Berechnungen der Anzahl von Huben und der Abgaben unter Umständen ein ungenaues Bild wiedergeben könnten. Konkret geht es z. B. um die Ortschaft Liedweg³, zum Hofamt Millstatt gehörig; weiters um die dem Millstätter Gotteshaus zustehenden Ausstände an Zehenten zu Feichtendorf, insbesondere zu „Puesdram“ usw. Liedweg dürfte übersehen worden sein, weil man die Namensform für einen Personennamen hielt „Ludwig“ und diesen nicht zuordnen konnte (vgl. dazu etwa auch den Ortsnamen Ludmannsdorf).

¹ Alfred Ogris, Die ältesten Millstätter Urbare 1469 und 1470 – ein Zwischenbericht, in: Carinthia I 2011, 131 ff.

² Felician Renner, Verfassungsgeschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten bis 1469, phil. Diss. Wien 1934, 56 ff. – Johann Winkelbauer, Der Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III., phil. Diss. Wien 1949, 16 ff. und 116 ff. – Erika Weinzierl-Fischer, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten. Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 33, Klagenfurt 1951, 85 ff. – Arnold Ebenberger, Millstatt im Spätmittelalter, Diplomarbeit Klagenfurt 1987, 39 ff.

³ A. a. O., fol. 28.

1. Äußere Merkmale und Aufbau der Handschriften

Vergleicht man die beiden zur Verfügung stehenden Handschriften aus der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek⁴ mit den beiden Millstätter Urbaren von 1520 (Abb. 1) im Kärntner Landesarchiv, also aus der Zeit der Georgsritter⁵, so fällt auf den ersten Blick der quantitative Unterschied auf: Ist 1520 auf 458 und 394 Blättern⁶ (also rund 1.700 Seiten) der umfangreiche Besitz des Klosters Millstatt mit all seinen teilweise neu strukturierten Ämtern etc. genau beschrieben, so umfassen die beiden Handschriften mit den ältesten Millstätter Urbaren von 1469/70 gerade einmal zusammen 58 Blätter⁷, wobei einige leere Blätter zu zeigen scheinen, dass die Aufnahme weiterer Besitzungen geplant war, aber aus uns nicht bekannten Gründen unterblieb. Immer wieder auftretende Leerzeilen und Korrekturen weisen ebenfalls in diese Richtung.

Mit anderen Worten: Die sogenannten ältesten Millstätter Urbare von 1469/70 sind keinesfalls, wie jene beiden von 1520, aus einem Guss geschrieben, sondern stellen m. E. den mehr oder weniger gelungenen Versuch der Georgsritter dar, zu retten, was noch zu retten war. Sie waren eigentlich als Vorarbeit für ein größeres Ganzes gedacht, dessen Vollendung sich aber offenbar aus verschiedenen Gründen hinzog und schließlich wohl unterblieb. Zumindest haben sich mit einer Ausnahme, auf die ich noch zu sprechen komme, offensichtlich keine weiteren älteren Urbarsaufzeichnungen erhalten. Vorhanden müssen sie aber gewesen sein, weil sonst die beiden Urbare von 1520 in ihrem Umfang nicht zu erklären wären; denn dass es sich ausschließlich um Neuerwerbungen erst in der Georgsritter-Zeit gehandelt haben könnte, ist bei dem umfangreichen Millstätter Besitz aus der Benediktiner-Zeit auszuschließen. Darauf scheint auch ein fragmentarisch erhaltenes älteres, in lateinischer Sprache verfasstes, leider aber nur in einer Abschrift des 16. Jahrhunderts auf uns gekommenes Urbarfragment hinzuweisen⁸. Schon Felician Renner hat auf den Umstand hingewiesen, dass in den ältesten Millstätter Urbaren Güter fehlen, die urkund-

⁴ ÖNB, Handschriftensammlung, Nr. 2859 (Amt Kirchheim etc.) und Nr. 7565 (Amt Buch etc.)

⁵ Kärntner Landesarchiv, Allgemeine Handschriftenreihe (= AHS), Millstätter Urbare von 1520 Nr. 545 (394 Blatt) und Nr. 1183 (458 Blatt).

⁶ Berücksichtigt man einige Leerseiten, so kann man von einem Umfang von insgesamt rund 1.700 Seiten ausgehen (Nr. 545 rund 800 Seiten, Nr. 1183 rund 900 Seiten)!

⁷ HS 2859: fol. 1–40', davon fol. 37 bis 39' nicht beschriftet; HS 7565: fol. 1–21'.

⁸ KLA, Millstatt, Sch. 1, I. Benediktiner 2–5, Nr. 4.

lich nachweisbar den Benediktinern gehört haben müssen, zumal sie teilweise auch noch in späteren Urbaren vorkommen⁹.

Wie schwierig das Unterfangen war, älteren Millstätter Besitz vollständig aufzuzeichnen, lässt sich mehrfach zeigen. Und dass sich dieser Prozess über einen längeren Zeitraum, nämlich bis 1477 (mit Nachträgen und einer Notiz von 1485), hinzog, beweisen immer wieder auftretende Meinungsverschiedenheiten zwischen den erhebenden Amtsträgern und den Untertanen. Die Nachträge von Jahreszahlen betreffend die Übernahme von Huben durch bäuerliche Nachfolger (Söhne, Verwandte, Kauf etc.) zeigen allerdings, dass solche von mehreren Schreiberhänden auch noch bis 1481 vorgenommen worden sind, dass also die Urbare weiterhin als nicht abgeschlossen galten (z. B. 1481 unter den Kirchheimer Leuten Veittl Lederer von einer Öden unterm Stain und unter den Schwaigern Christophel am Plaß¹⁰). Somit eröffnet sich hier für den Kleinkirchheimer und den Millstätter Raum auch der genealogischen Forschung ein weites Feld, vor allem für den bäuerlichen und bürgerlichen Bereich.

Jedenfalls unterblieb zunächst eine Zusammenschau aller Erhebungen in einem einzigen Urbar, wie wir es dann 1520 in zweifacher Ausfertigung vorfinden. Obwohl die Urbare von 1520 als einzige zum Vergleich mit den Aufzeichnungen von 1469/70 heran zu ziehen sind, können sie hier nicht Gegenstand der Betrachtungen sein; dies würde zu sehr vom vorgegebenen Thema wegführen. So viel sei aber gesagt: Das Urbar Nr. 545 scheint den älteren Bestand wiederzugeben, weil teilweise auch die Vorbesitzer der Huben mit genannt werden, wogegen das Urbar Nr. 1183 nur mehr den jeweiligen damaligen Besitzer nennt; z. B. in Kleinkirchheim Georg, jetzt Mert Stampfer¹¹, dagegen im anderen Urbar von 1520 nur mehr Merth Stampffer¹². Oder in Obermillstatt: Gori am Oberort, jetzt Valthein und Mician (es handelt sich um zwei Huben), ein jüngerer Zusatz weist noch auf den Namen Proprenter hin; dagegen nur Valtein und Mician am oberen Ort¹³ im Urbar Nr. 1183.

Das Urbar Nr. 545 scheint also die Vorerhebungen in Summe wieder zu geben, wogegen das Urbar Nr. 1183 die Reinschrift zu sein scheint. Sowohl der unterschiedliche Umfang als auch die Schriftart legen diesen Schluss nahe. Im Urbar Nr. 1183 kann man ab fol. 447 ff. auch eine Übersicht der verschiedenen Maßeinheiten sowie

⁹ Felician Renner, Verfassungsgeschichte des Benediktiner-Klosters Millstatt in Kärnten bis 1469, phil. Diss. Wien, Wien 1934, 56; zur Obley 56 ff.

¹⁰ HS Nr. 2859, fol. 3' und fol. 6'.

¹¹ KLA, AHS Nr. 545, fol. 70 f.

¹² KLA, AHS Nr. 1183, fol. 86 f.

¹³ KLA, AHS Nr. 545 fol. 181 und Nr. 1183, fol. 205.

etliche Verzeichnisse finden, darunter eine Übersicht über die Weingärten und verschiedene Nachträge.

Die Vorgangsweise bei der Erhebung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den Wendjahren 1469/70 und danach lässt den berechtigten Schluss zu, dass nicht alles glatt vonstatten ging. So heißt es einmal bei den Klosterleuten: „Frag umb das haws, das ist verlassen der Chramerin...“¹⁴; und im Urbar des Hofamtes Millstatt findet sich bezüglich eines Mahdrechtes der Dellacher „im Starffa“ auch ein Hinweis, der auf unterschiedliche Standpunkte schließen lässt: „Ist in iren diensten geschriben“¹⁵. In Niederbuch (Amt Buch) hatte Nigkl im Kersbaum¹⁶ neben einer Hube noch ein Lehen um 54 Pfennig, das mit dem fragenden Zusatz „was ursach“ versehen wurde.

a) *Das Problem Feichtendorf /Puesdram – lag hier die „curia Postratingin“ von 1177?*
Massiv sind die Hinweise auf unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der Zehentverpflichtungen der Feichtendorfer (Abb. 2) gegenüber dem Gotteshaus Millstatt. Hier wurde mehrfach auch der Anwalt des Klosters bemüht, zumal die Untertanen mit Hinweis auf die Türkengefahr im Lande sich außer Stande sahen, die Abgaben pünktlich zu leisten. Sie erhielten mit Rücksicht auf diese Umstände fast durchwegs bis zu vier Jahren Aufschub ihrer Abgabe- bzw. Zahlungsverpflichtungen. Da der Türkeneinfall in Oberkärnten (Umgebung von Millstatt und Spittal) nach Jakob Unrest Ende Juni 1478 stattfand¹⁷, kann diese Notiz in die unmittelbare Zeit danach, also bis in die frühen achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts, datiert werden. Betroffen waren mehrheitlich Zehentpflichtige zu „Puesdram“, dessen Lokalisierung nunmehr gesichert ist und das im Umfeld von Feichtendorf, und zwar im Bereich des Hühnersberges¹⁸, zu suchen ist. Dies beweist ein Nachlassinventar „Balthers zue Puestramb am Hüenersperg“¹⁹, das am 26. Jänner 1605 vom ortenburgischen Landrichter zu Spittal, Gabriel Diettenshamer, besiegelt worden ist; und 1621 ist vom Nachfolger Hanns Pueßramer zue Pueßtramb“ die Rede.

¹⁴ ÖNB, HS Nr. 2859, fol. 34.

¹⁵ A. a. O., fol. 18.

¹⁶ ÖNB, HS Nr. 7565, fol. 1'.

¹⁷ Jakob Unrest, Österreichische Chronik, hg. von Karl Grossmann. Monumenta Germaniae historica, Scriptores rerum Germanicarum, Nova series, Tomus XI, Weimar 1957, 97. – Siehe dazu auch Wilhelm Neumann, Die Türkeneinfälle nach Kärnten, in: Bausteine zur Geschichte Kärntens. Das Kärntner Landesarchiv 12, Klagenfurt ²1994, 181 (Festgabe Neumann).

¹⁸ Freundlicher Hinweis von Herrn Mag. Thomas Zeloeth auf die nunmehr zugängliche Datenbank im Kärntner Landesarchiv.

¹⁹ KLA, Herrschaft Porcia, Inventare, Sch. 164, Nr. 952.

Die Nennung von Puesdram gibt trotzdem große Rätsel auf und legt unter Umständen die Spur zu einer bisher nicht gelösten Frage. Es drängt sich nämlich angesichts der Nennung eines Maierhofs und der Anhäufung von Huben in Feichtendorf (11 Huben, vier Besitzer) und mehreren Zehentrechten des Gotteshauses Millstatt hauptsächlich in Puesdram (16, davon die Hälfte, nämlich acht in Puesdram) die Frage auf, ob mit der bisher nicht auffindbaren und schon in der Papsturkunde Alexanders III. von 1177 genannten „curia Postratingin“²⁰ nicht das spätere Puesdram, auch Pustradin, gemeint sein könnte. In der genannten Papsturkunde ist bei der Aufzählung der Güter folgende Reihenfolge feststellbar: eine „curia iuxta ipsum monasterium (= Millstatt) sitam“, dann die „curia Postratingin“ (= *Puesdram*, später *Veitendorf*), weiters die „curia Sirnuwich“ (= *Tschierweg*), dann die „villa Chiriehern“²¹ (= *Kirchheim* bzw. *Kleinkirchheim*) usw. Somit ist die „curia Postratingin“ mit Sicherheit in Kärnten, und zwar im weiteren Umfeld des Klosters Millstatt selbst zu suchen. Dies kann ohne Bedenken gesagt werden, auch wenn in der Urkunde in weiterer Folge die Aufzählung von Gütern nicht mehr nach der geographischen Logik erfolgt ist (Kärnten, Friaul). Ein weiteres Argument für diese Annahme stellt, neben dem schon genannten Maierhof in Veitendorf, zweifellos das im Urbar von 1520 beschriebene Veitendorfer Maß („Veittendorffer mässl“) dar. Solche Maßeinheiten wurden in der Regel nur nach Verwaltungsorten benannt, nach Orten wo sich Schüttkästen und dgl. befanden (vgl. dazu auch die Kastenmaße). Auffällig sind auch die verhältnismäßig zahlreichen Besitzungen und Zehente in dieser Gegend (30). Das alles lässt auf ältere Verhältnisse schließen, vielleicht eben auf eine „curia“, die dann im Laufe der Jahrhunderte von Puesdram nach Feichtendorf übergegangen sein könnte. Dazu kommt noch eines: Lässt man das Suffix -gin weg, gibt es durchaus phonetische Anklänge zwischen Postratingin und Pustradin. Auch könnte die mehrfach unsichere Schreibweise für Puesdram ein Indiz für ältere Überlieferungen sein.

b) *Beschreibstoff und Wasserzeichen*

Kurz einige Bemerkungen zum **Beschreibstoff**: Die beiden Handschriften Nr. 2859 und 7565 sind ausschließlich auf Papier unterschiedlicher Herkunft geschrieben.

²⁰ MC III, Nr. 1216. – Siehe dazu auch Alfred Ogris, Orts- und Flurnamen im Bereich der Grundherrschaft Millstatt, in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Vorträge der Millstätter Symposien 1981–1995, hg. von Franz Nikolasch. Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 78, Klagenfurt 1997, 419–427, bes. 422.

²¹ MC III, Nr. 1216.

Diesen Eindruck vermittelt schon ein erster oberflächlicher Blick auf sie; erhärtet wird er durch die Verwendung von gleich drei verschiedenen **Wasserzeichen**: einer Waage (*Balance*) ohne Stern (Abb. 3), einer Waage mit Stern (Abb. 4) und einem Ochsenkopf (*tête de boeuf*, Abb. 5), die alle bei Briquet und Harlfinger²² identifizierbar sind. Das Wasserzeichen der Waage wird in beiden Urbarhandschriften verwendet, jenes des Ochsenkopfes nur in der Handschrift Nr. 7565, also in jener, die auch den Gesamtertrag aller Urbare im Jahre 1502 zur Zeit der Georgsritter wiedergibt.

Alle drei Symbole sind schon im griechischen Kulturkreis fassbar und haben sich dann auch bei uns eingebürgert. Seit dem 15. Jahrhundert nimmt die Häufigkeit von Wasserzeichen allgemein zu; die Waage (mit und ohne Stern) kommt besonders in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor, was gut zu Millstatt passt, wobei sie wohl auch als sinniges Symbol der Gerechtigkeit verwendet wurde. Der Ochsenkopf, u. a. zu den Jahren 1502/03 überliefert, taucht schon in den Lehenbüchern Bischof Heinrichs von Bamberg (1487–1501) auf, ebenso in Venedig (1482 bis 1493). Die Waage mit Stern findet man in Augsburg (1501) und in Regensburg (1505), jene ohne Stern in Graz (1483) und in Vicenza (1484). Somit kann mit aller Vorsicht gesagt werden, dass für diese Wasserzeichen sowohl der oberitalienische als auch der süddeutsche Raum als Verbreitungsgebiet feststehen, die aber mit Sicherheit nicht als Herkunftsgebiet für das Papier gelten können. In Kärnten waren die Motive Waage und Ochsenkopf als Wasserzeichen auch verbreitet (z. B. in Gurk), Millstatt wird aber bisher nicht genannt²³.

Das Format des verwendeten Papiers ist nicht einheitlich, die Schwankungsbreite der einzelnen Urbare (Sagritz, Kirchheim, Hofamt, Buch, Zusammenfassung von 1502) liegt bei ca. 21 bis ca. 33 cm. In der Handschrift Nr. 7565 findet sich im Abschnitt Amt Buch als fol. 12 und fol. 12a (richtig 12 und 12') plötzlich ein Blatt in Schmalfolio-Format, wobei die Spalten die Maße 10,5 cm in der Breite und 29,5 cm in der Höhe aufweisen. Es handelte sich um die Zehente von Feichtendorf, die trotz unterschiedlichen Formats einfach zu den anderen Urbaraufzeichnungen dazu gebunden worden sind. Dies hat nun zur Folge, dass sich der Eintrag auf fol. 13 „Item daselbs Hanns am Puchel...“ mit seinem „daselbst“ natürlich nicht auf die Zehente von Puesdram, sondern, wie auch der paläographische Befund ausweist, auf die letzte Eintra-

²² Charles M. Briquet, *Les Filigranes. Dictionnaire Historique des Marques du Papier*, Bd. I–IV, Hildesheim – New York 1977 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1923): Waage ohne Stern Bd. I, Nr. 2496, Waage mit Stern Bd. I, Nr. 2.499, Ochsenkopf Bd. IV, Nr. 15.394. – Siehe auch Dieter & Johanna Harlfinger, *Wasserzeichen aus griechischen Handschriften I*, Berlin 1974 (alphabetisch).

²³ Briquet I, 12 f.

gung zur Ortschaft Feichtendorf bezieht²⁴, die „Item Peter im Pach...“ lautet; das heißt aber nichts anderes, als dass das Schmalfolio-Format (12 und 12a) erst nachträglich zwischen die Blätter von Feichtendorf eingebunden wurde, wohl weil es inhaltlich und geographisch dahin gehörte.

2. Zum Inhalt der „ältesten“ Millstätter Urbare

Im Hofamt Millstatt finden sich unter fol. 25 und fol. 25' zwei kleinformatige Notizzettel, auf denen zwei Güter eines Poliers aufgenommen wurden, wovon eines der Slanabittnigk, das andere der Nickel inne hatte. Auf der nächsten Seite (fol. 26) ist dann die Eintragung ins Urbar erfolgt, wobei im Jahr 1478 statt des Nickel nun ein Jancz das zweite Gut bebaut. Es handelt sich hier um ein schönes Beispiel für die Arbeitsweise bei der Anlegung des Urbars.

a) *Die Handschrift Nr. 2859*

Inhaltlich stellt sich die Situation bei der **Handschrift Nr. 2859** auf 40 Blättern folgend dar: Einer isoliert vorangestellten Anmerkung, wonach nicht genannte Personen den Zins vom 85. Jahr (= 1485) gezahlt haben, folgt das kurze Urbar von S a g r i t z (fol. 1), das lediglich acht Eintragungen enthält; terminologisch ist von Huben, Zubau und Gut die Rede. Das Sagritzer Urbar (Abb. 6) lässt sich im Urbar von 1520 unter dem Amt Oberkirchheim, in einer Handschrift auch „Ambtl“ genannt, identifizieren; im Urbar von 1502 fehlt es.

Dem Sagritzer Urbar folgt ein Register der Renten und Gülten von den „Leuten“ aus K i r c h h e i m (= Kleinkirchheim), das auf 10 Blättern (fol. 2–11) neben Kirchheim folgende Unterteilungen aufweist: Am Aigen, die Schwaiger, an der Tschern und zu St. Oswald. Vorwiegend werden Huben und Schwaigen genannt. Kirchheim wird im Urbar selbst nicht als Amt bezeichnet, obwohl es im Urbar von 1502 als solches aufscheint („Kirchheimer ambt“). Ebenso nennt das Register des Urbars von 1520 ein A m t Kleinkirchheim; und von den St. Oswaldern heißt es ebenfalls im Register, sie gehörten zum Amt Kirchheim. Jedoch ist in den beiden Urbaren von 1520 selbst wieder nur von den Renten und Gülten der Leute aus Kirchheim (und St. Oswald) die Rede. Die Ämterstrukturierung befand sich offensichtlich noch in Fluss.

Mit 21 Blättern (fol. 12 bis fol. 32) stellt das H o f a m t M i l l s t a t t den umfangreichsten Teil der beiden ältesten Millstätter Urbare dar. Einzeln angeführt werden:

²⁴ ÖNB, HS Nr. 7565, fol. 11–13.

Schwarzwald, die Obleyer, die Hubleute, Mitterberg, Radenthein, Döbriach, Dellach, Matzelsdorf, Sappl, Lammersdorf, Obermillstatt, Öttern, die Schwaiger, Schurbig (= Tschierweg), Großdombra, Laubendorf, Tangern, Ludwig (= Liedweg), Krabaten (= Kraut), Zehente in Lammersdorf, Gössering und Edling, weiters Huben am Muensberg (= Insberg) und zu St. Pangraz. Über die Obley hat letztes Jahr Johann Tomaschek referiert, so dass der Hinweis genügt, wonach die Obley in den Klöstern ganz allgemein eine Einrichtung („ausgeschiedener Fonds“) zur Bekleidung und Verköstigung²⁵ war, die sich jedoch im Laufe der Zeit mit anderen Stiftungen, z. B. Jahrtagsstiftungen, zu mischen begann²⁶.

Die genaue inhaltliche Interpretation des Hofamtes Millstatt muss aus Zeitgründen einer geplanten Publikation vorbehalten bleiben, doch sind einige Besonderheiten kurz zu nennen: das erstmalige Auftreten von Hopfenabgaben, die Reichung des Feuerpfennigs, das Auftauchen erster Vulgarnamen (z. B. vlg. Kragker in Obermillstatt), die Nennung eines Poliers mit offensichtlichem Bezug zur Bautätigkeit usw. Als Abgabetermine scheinen in beiden Handschriften ausnahmslos der Georgi- und der Michaelitag auf.

Eine eigenständige Gruppe bilden die *K l o s t e r l e u t e* und *L e (c) h n e r*. Sie zählen nicht zum Hofamt. Unter ihnen befinden sich zahlreiche Handwerker, wie die Familiennamen ausweisen. Da außer Kleindombra kein Ort genannt wird, wohl aber oft der Hinweis „beim See“ vorkommt, ist davon auszugehen, dass es sich um Klosterleute aus dem unmittelbaren Bereich des Klosters in Millstatt handelt. Eine Ausnahme bilden die Döbriacher, die unter der Bezeichnung Laufenberg firmieren. Hinweise auf Gärten beim Hoffeld, auf Weingärten und auf Rodungstätigkeiten („vom Rawt“), aber auch auf die Fischerei, geben einen guten Einblick in den Alltag eines klösterlichen Marktes. Interessante Namen, wie der eines Lehens, genannt das Knophsaltz, runden das Bild ab. Die Klosterleute und Lechner bilden mit vier Blättern (fol. 33 bis fol. 36) den Abschluss der Handschrift Nr. 2859; auf fol. 40' bezeichnet ein Schreibervermerk mit der Jahreszahl 1477 die Beendigung der Arbeit. Die Nachträge von Jahreszahlen betreffend die Übernahme von Huben durch bäuerliche Nachfolger (Söhne, Verwandte, Kauf etc.) zeigen allerdings, dass solche auch noch nach 1477

²⁵ Eugen Haberkern und Joseph Friedrich Wallach, *Hilfswörterbuch für Historiker*, Berlin-Grunewald 1935, 406 f.

²⁶ Johann Tomaschek, *Als die Mönche Herren waren – Zur Geschichte der Oblei in den spätmittelalterlichen Benediktinerklöstern in Österreich mit besonderer Berücksichtigung von Millstatt*, in: *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2012*, hg. von Franz Nikolasch, Millstatt 2012, 31–57, bes. 50 ff.

vorgenommen worden sind, dass also die Urbare weiterhin als nicht abgeschlossen galten (etwa bis 1481, z. B. unter den Kirchheimer Leuten Veittl Lederer von einer Öden unterm Stain und unter den Schwaigern Christophel am Plaß²⁷).

Der Name des Schreibers ist leider nur schwer leserlich (Abb. 7) und mit Hanns Furs-
tel (?) ungenügend identifizierbar. Ein abschließendes Ave Maria ... kündigt von den
Mühen, die der Schreiber empfunden hat, als ihm die Last mit der Fertigstellung der
Reinschrift von den Schultern genommen wurde. Als Endsumme des Urbars wurden
übrigens 339 Pfund, 7 Schilling und 25 Pfennig bzw. Denare genannt.

b) *Die Handschrift Nr. 7565*

Die **Handschrift Nr. 7565** umfasst auf 21 Blättern das Urbar des Amtes Buch und die Zusammenfassung der Erträge im Jahr 1502. Geographisch reicht das erstere ins Liesertal bis in die Gegend von Gmünd, ins untere Mölltal bis Mühldorf und erfasst auch noch Teile des oberen Drautals. Im Einzelnen werden die Orte Ober- und Niederbuch, Blentz, Buchgereut, Langken, Hattenberg, Blesnitzberg, Krangl und Gmünd genannt. Dem Amt Buch werden aber auch die Weissenseer (dazu 1469/70 einige Leute in Irschen, bei Greifenburg, zu Weisach und in Lind), die Leute in Lengholz, in Penk, in Mühldorf, in Zelsach und zu Feichtendorf zugerechnet. In den späteren Urbaren werden sie deutlich vom Amt Buch abgesetzt, jedoch erst im Urbar von 1732, mit etlichen zeitbedingten Veränderungen, als eigenes Weißenseer Amt bezeichnet²⁸.

Weitere Fortschritte in der Konsolidierung und Vermehrung des Millstätter Urbarbesitzes signalisiert die sog. „Aufmerkung“ des Urbars von 1502 (fol. 14 bis fol. 21'). Da diese auch mit der Datierungsfrage zusammenhängt, wird auf sie im nächsten Abschnitt genauer eingegangen. Jedenfalls stellt diese Zusammenfassung der Erträge von 1502 das letzte Bindeglied zum Urbar von 1520 her und bildet den Abschluss der ältesten urbariellen Millstätter Aufzeichnungen, deren Stationen nunmehr mit dem, wie wir gleich sehen werden, Fragment des 14. Jahrhunderts, den Urbaren von 1469/70 und eben der Zusammenfassung von 1502 feststehen.

3. Zur Zeitstellung der „ältesten“ Millstätter Urbare (1469/70–1502) – das Urbarfragment aus dem 14. Jahrhundert

²⁷ ÖNB, HS Nr. 2859, fol. 3' und fol. 6'.

²⁸ KLA, AHS Nr. 1459, fol. 125 ff.

Damit sind wir zum Schluss bei den Datierungsfragen angelangt, zu denen es doch einige neue Erkenntnisse gibt. Es handelt sich um drei Aspekte:

a) *Die „ältesten“ Millstätter Urbare*

Erstens: Die beiden ältesten überlieferten Millstätter Urbare datieren, wie schon mehrfach dargelegt, in die Zeit von 1469/70.

b) *Die „Aufmerkung“ des Urbars von 1502 (Abb. 8)*

Zweitens geht es um die in der Handschrift Nr. 7565 genannte „Aufmerkung“ des Urbars im Jahr 1502, also um eine Zusammenfassung der in diesem Jahr insgesamt eingenommenen Abgaben in Geld und Naturalien. Die Aufzeichnungen beginnen als erstes mit dem Amt Buch, wobei die Weißenseer, Lengholzer, Penker, die Mühldorfer sowie die Zelsacher bis auf Veitendorf mit eigenen Zwischentiteln ausgewiesen sind. Es folgt das Urbar „meines gnedigen herrn Hansen“ (= Johann Siebenhirter, Abb. 9), in dem u. a. von zehn Kirchen die Rede ist, ohne dass diese benannt würden. Weiters folgen als Neueinträge die Ämter Sternberg, Griffental und Kirchheim, verschiedene Zehente, Einnahmen aus der Maut zu Lieserhofen (Abb. 10), der Ertrag der fünf Kirchen samt der Vogtei (St. Georg zu Sternberg, St. Philipp zu Köstenberg, St. Ulrich und St. Kathrein zu Kleinkirchheim und St. Johannes zu Obermillstatt, Abb. 11). Des weiteren reicht die summarische Aufzählung von Veitendorf bis Kirchheim, von den Schwarzwäldern auf Radenthein, von Radenthein bis Obermillstatt, von Obermillstatt bis Öttern, von Öttern bis Liedweg und von Liedweg hinaus auf Tangern und bis zu den Mönchsbergern und den Klosterleuten. Ohne Sie jetzt mit Zahlen zu belästigen, sei exemplarisch auf einige Gesamtertragssummen von 1502 hingewiesen: mehrere Tausend Vierling Getreide, 247 Schafe, 698 Schultern, 17.400 kleine Käse („Käsl“), 1.166 Hühner, 11.240 Eier, 500 Weißenseer Forellen, 5.100 Krebse, die aber zum Teil schon in Geld ablösbar waren (1.000 Krebse = 3 Schilling 10 Pfennig). Die gesamten Geldeinnahmen betrugen 1502 demnach 377 Pfund 19 Pfennig, was einer rund 10%igen Steigerung gegenüber den Geldeinnahmen von 1469/70 gleichkommt und auf eine gewisse Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Georgsritter-Zeit hinweist.

c) *Das Urbarfragment von Obermillstatt und Radenthein (Abb. 12)*

Drittens möchte ich abschließend auf ein bisher nicht beachtetes Millstätter Urbarfragment hinweisen, das sich im Kärntner Landesarchiv befindet²⁹. Es ist leider nur in einer Kopie des 16. Jahrhunderts auf uns gekommen, sein Inhalt ist aber wohl beträchtlich älter. Es handelt sich um ein Huben- und Zehentverzeichnis von Obermillstatt und Radenthein, das in lateinischer Sprache abgefasst ist. Ob es sich um ein Fragment handelt – darauf deutet unter Umständen die Formulierung „Et primo in Rädennthain...“ hin – oder ob es eine abgeschlossene Aufzeichnung urbarieller Zustände darstellt, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Dies deshalb, weil der Grund für die Abschrift eines offensichtlich als Original vorgelegten älteren Urbars nicht erkennbar ist. Die Notiz besteht lediglich aus vier Blättern, wobei fol. 4 mit Ausnahme des Rückvermerks aus dem 16. Jahrhundert leer blieb. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit zu vermuten, dass wir es hier mit den ältesten bisher bekannten Millstätter Urbarsaufzeichnungen zu tun haben, die m. E. mindestens ins 14. Jahrhundert zurückreichen. Die Gründe hierfür in aller Kürze sind: Der lateinische Text (Urbare des 15. und 16. Jahrhunderts sind in Millstatt ansonsten nur in deutscher Sprache abgefasst); die Nennung von neun Huben, zweier Lehen, einiger Äcker, dreier kleiner Gärten und eines Neubruchs, der auf Rodung hinweist, stimmt nur zum Teil mit den umfangreicheren Nennungen im Urbar des Hofamtes von 1469/70 überein, bildet jedoch dessen Kern; ein Teil davon dürfte im Urbar von 1520 unter Lammersdorf (Wegscheider?) aufscheinen. Es werden im Gegensatz zu später auch keine Hubenbesitzer mit Namen genannt, wohl aber scheint die Lokalisierung der Huben zum Großteil, aber nicht ausschließlich in deutscher Sprache (an der Wegschaiden, in der Tauer [= Taferne], vor der Mul etc., aber „supra Nucem“, was wohl mit ober dem Ort(skern) zu deuten ist. Die siebente Hube führt schon den späteren Vulgarnamen „am Kraker“; hier findet sich auch im Zusammenhang mit dem Neubruch der einzige Name: Ottel habe diesen Neubruch einst gehabt; dieser Ottel lässt sich aber 1469/70 in dem Zusammenhang nicht mehr nachweisen, der Neubruch wird hier einem Hennsl Egarter vlg. Kraker zugeordnet.

Die Abgaben sind durchwegs lateinisch bezeichnet und stimmen in den Mengenangaben weder mit jenen von 1469/70 noch mit jenen von 1520 überein; die Maßeinheiten, mit den Bezeichnungen „mensura“ für Mes, „modius“ für Mut und „urna“ für Urne entsprechen den auch sonst im 14. Jahrhundert und davor ver-

²⁹ Wie FN 8.

wendeten Maßen. Dazu bieten die Gurker und die St. Pauler Urbare schöne Vergleichsbeispiele. Ein starkes Argument für das höhere Alter liefert auch der Vulgarname für die neunte Hube: Diese heißt „Zabogråtsch“ und bewahrt noch die slowenische Umstandsbezeichnung des Ortes „za“ für „hinter“, wogegen die jüngeren Bezeichnungen offenbar nicht mehr ganz verstanden wurden und nur mehr Abagretsch (1469/70), Abagrantscher bzw. Agritscher (1520), Agrotscher (1670) usw. lauten. Der Name lebt heute noch, was er bedeutet (hinter dem Bogråtsch), entzieht sich vorläufig meiner Kenntnis. Im Urbar von 1469/70 wird in Obermillstatt in den beiden ersten Nennungen ein Rührenfuß erwähnt. Diese Familie lässt sich in Urkunden des Kärntner Landesarchivs bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts nachweisen (1411: Oswalt Ruernfuezz, 1426: Oswalt der Ruernfues und noch 1462 beteiligen sich u. a. auch die Gebrüder Walther und Rueprecht Rueernfues an einer Jahrtagsstiftung an das Gotteshaus zu Obermillstatt (Johannes der Täufer) und deren Lichtmeister. Es ging um einen Anger, genannt die Brittock³⁰. Als Siegler tritt der Hofrichter und Amtmann von Millstatt, Erhart der Geyr, in Erscheinung. Nachdem nun die Familie Rührenfuß im 15. Jahrhundert gut dokumentiert ist, das Urbarfragment aber keinerlei Namen nennt, ist zu vermuten, dass die Inhaber dieser neun Huben in Obermillstatt zur Zeit der Abfassung des Originals namentlich nicht mehr bekannt waren. Diese dürfte also in eine Zeit davor, vermutlich ins 14. Jahrhundert, fallen. Warum sich das lateinische Original nicht erhalten hat, muss vorläufig offen bleiben – wie übrigens so Vieles in der Geschichte von Millstatt.

4. Zusammenfassung

Zum Schluss kann gesagt werden, dass die kartographische Darstellung des zwischen 1469/70 und 1502 noch feststellbaren Gesamtbesitzes des Klosters Millstatt in Kärnten (Abb. 13–17) einen guten Überblick über die räumliche Ausbreitung, aber auch über die Einkünfte des Klosters bietet. Es ist allerdings schwer vorstellbar, dass dies wirklich der damalige Gesamtbesitz war; vielmehr ist, auch auf Grund des Umfanges der späteren Gesamturbare von 1520, zu vermuten, dass wir es mit den Urbaren von 1469/70 und dem Urbarfragment wohl aus dem 14. Jahrhundert (Kopie aus dem 16. Jahrhundert) nur mit einem Teil der Besitzungen des Klosters Millstatt zu tun haben. Der Rest der urbariellen Aufzeichnung

³⁰ KLA, AUR A 617 (1411 März 17); A 752 (1426 Mai 21); A 1062 (1462 März 27).

gen dürfte aus uns bisher nicht bekannten Gründen entweder verloren gegangen oder noch verschollen sein. Trotzdem stellen die ältesten Millstätter Urbare ein gutes Fundament für weitere Forschungen dar, seien sie siedlungsgeschichtlicher, wirtschaftsgeschichtlicher, genealogischer oder namenkundlicher Art.

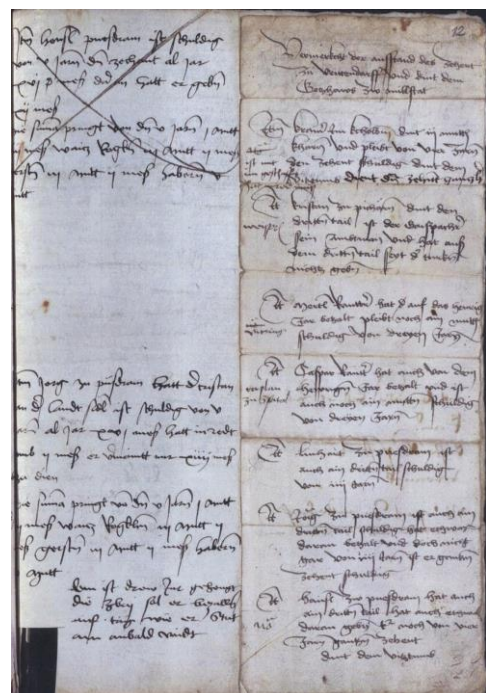
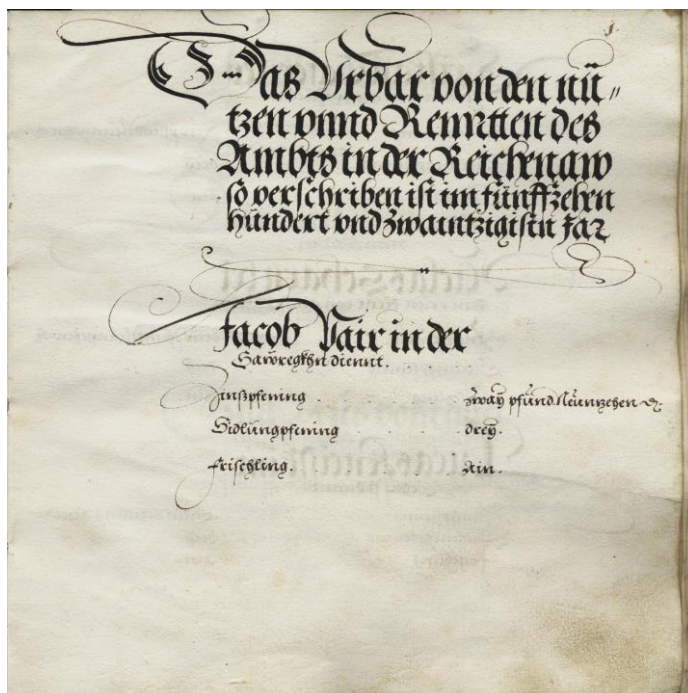


Abb. 1: Urbare von 1520, AHS Nr. 1183 (Titel innen)
Abb. 2: Titelzeile Zehent zu Feichtendorf mit Hinweis auf die Türken

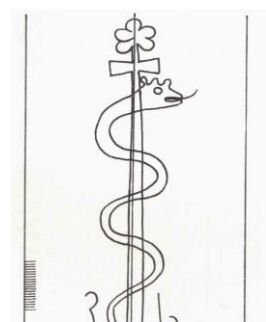
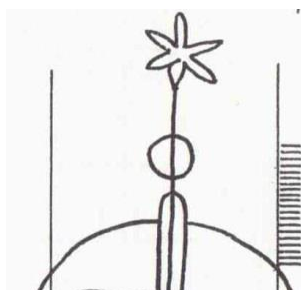
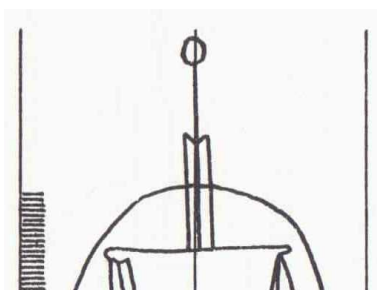
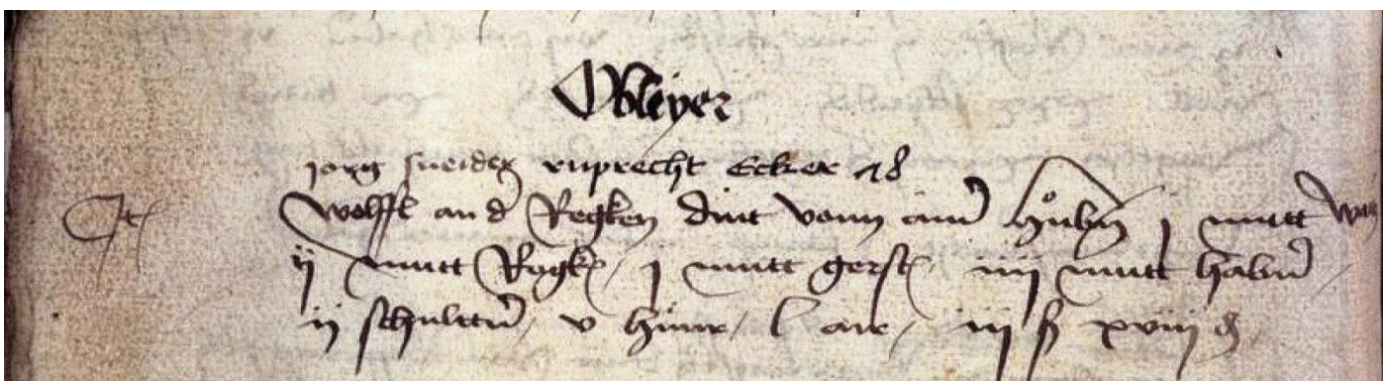
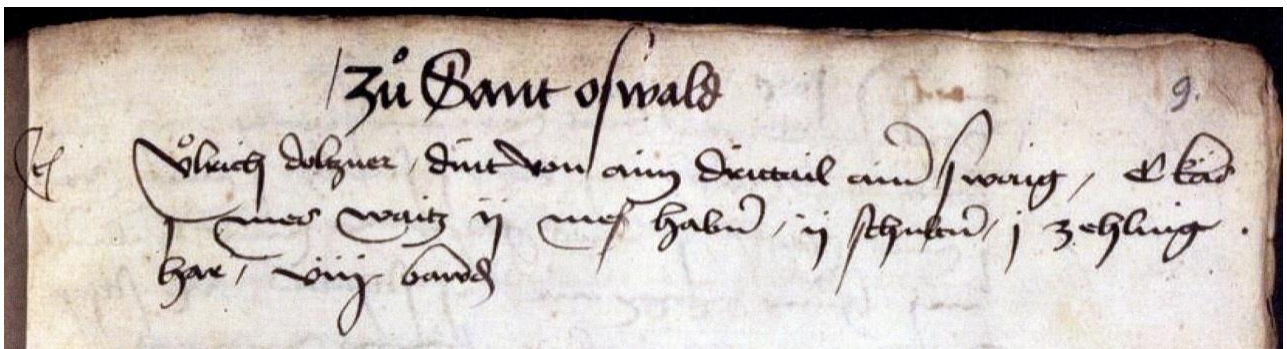
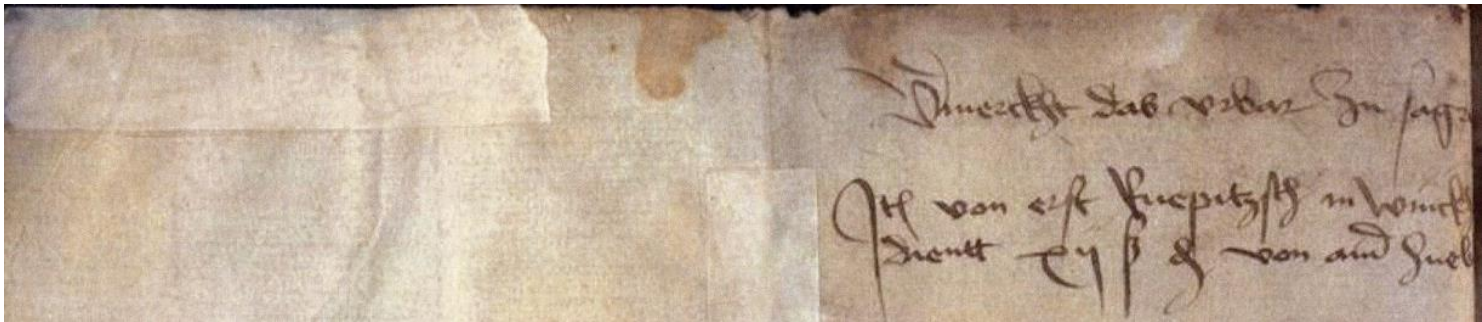


Abb. 3: Wasserzeichen Waage ohne Stern
 Abb. 4: Wasserzeichen Waage mit Stern
 Abb. 5: Wasserzeichen Ochsenkopf



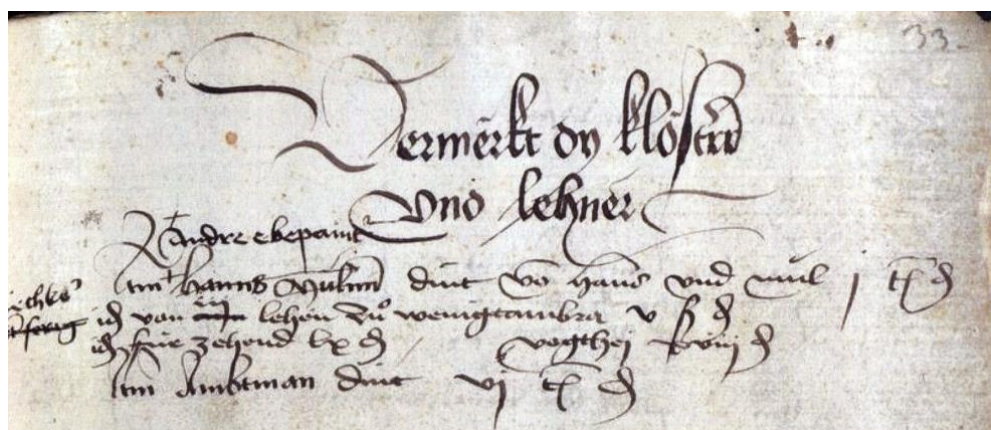


Abb. 6: Titelzeilen Sagritz, St. Oswald, Obleyer, Klosterer und Le(c)hner

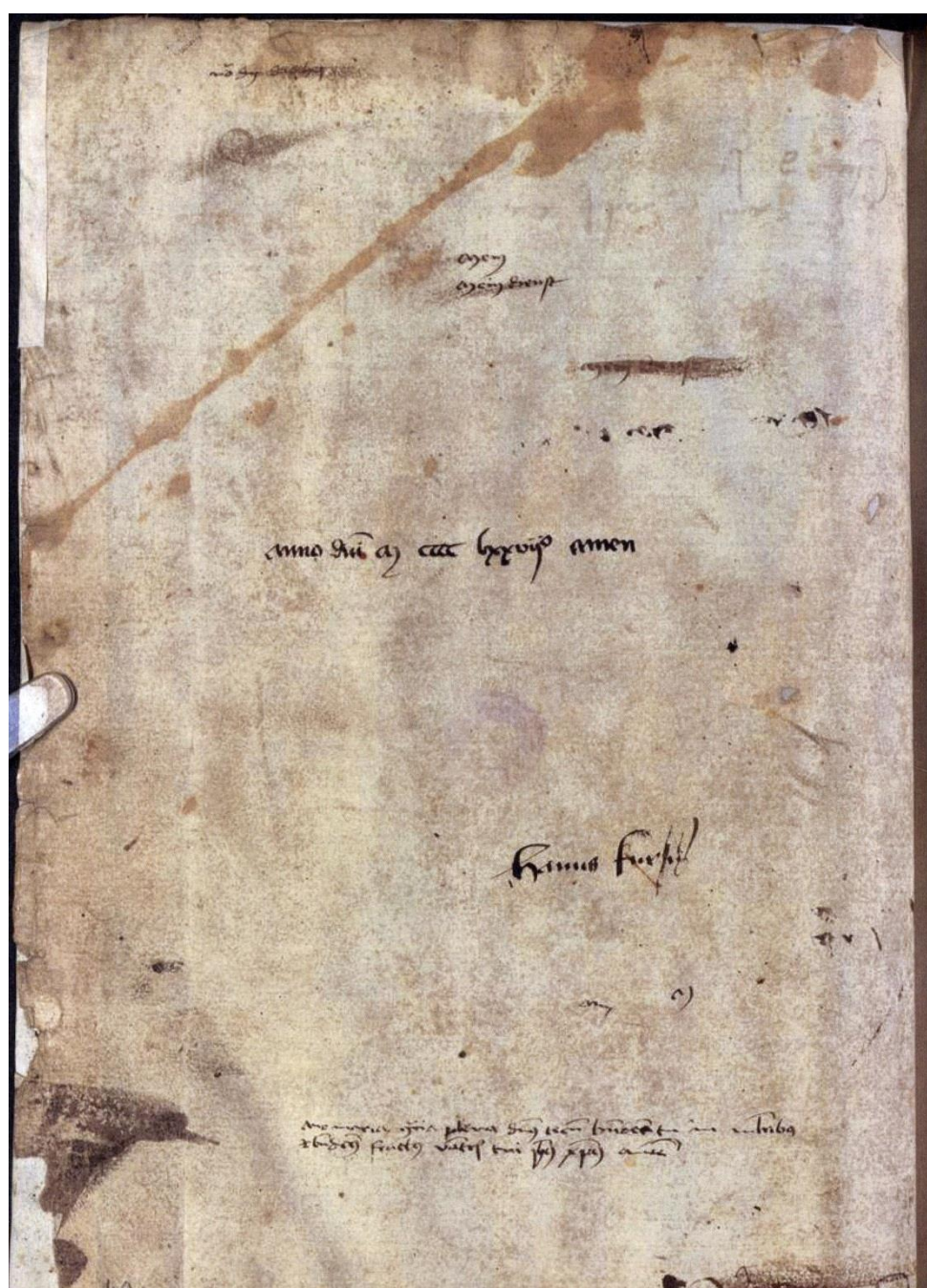


Abb. 7: Handschrift Nr. 2859: letzte Seite mit Schreibervermerk

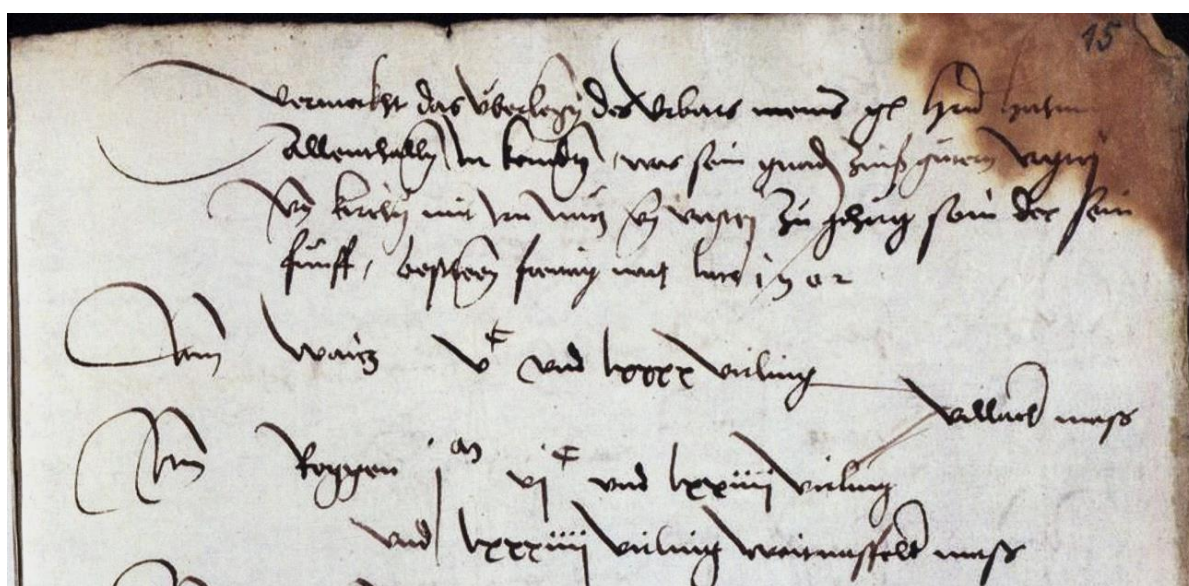
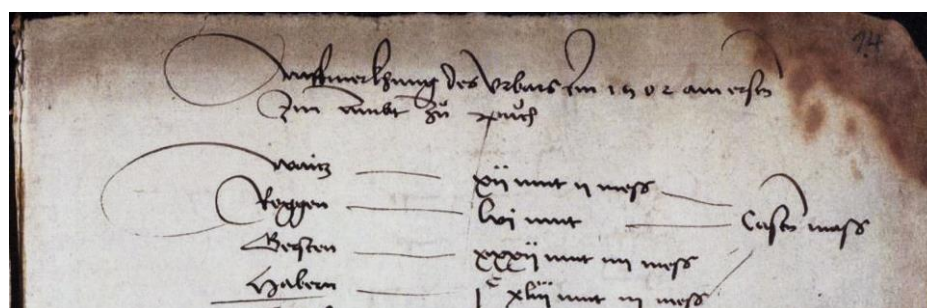


Abb. 9: Urbar des Herrn Hansen

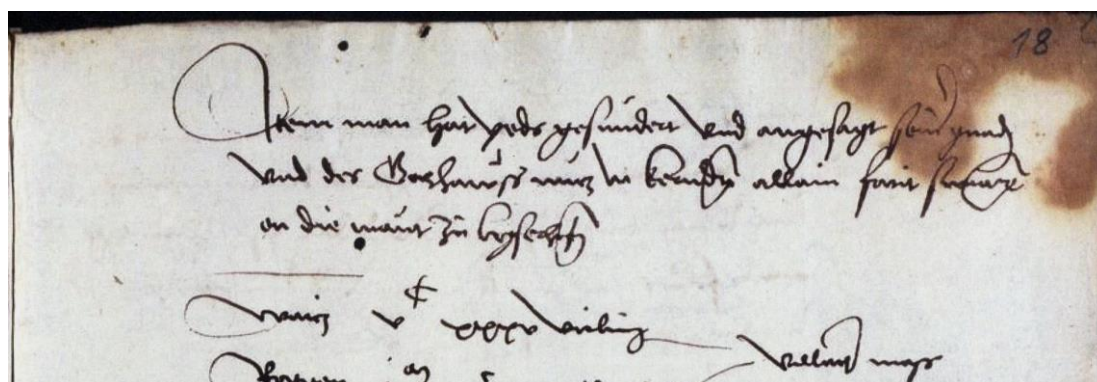


Abb. 12: Titelzeile des Urbarfragments Obermillstatt (14. Jh.)

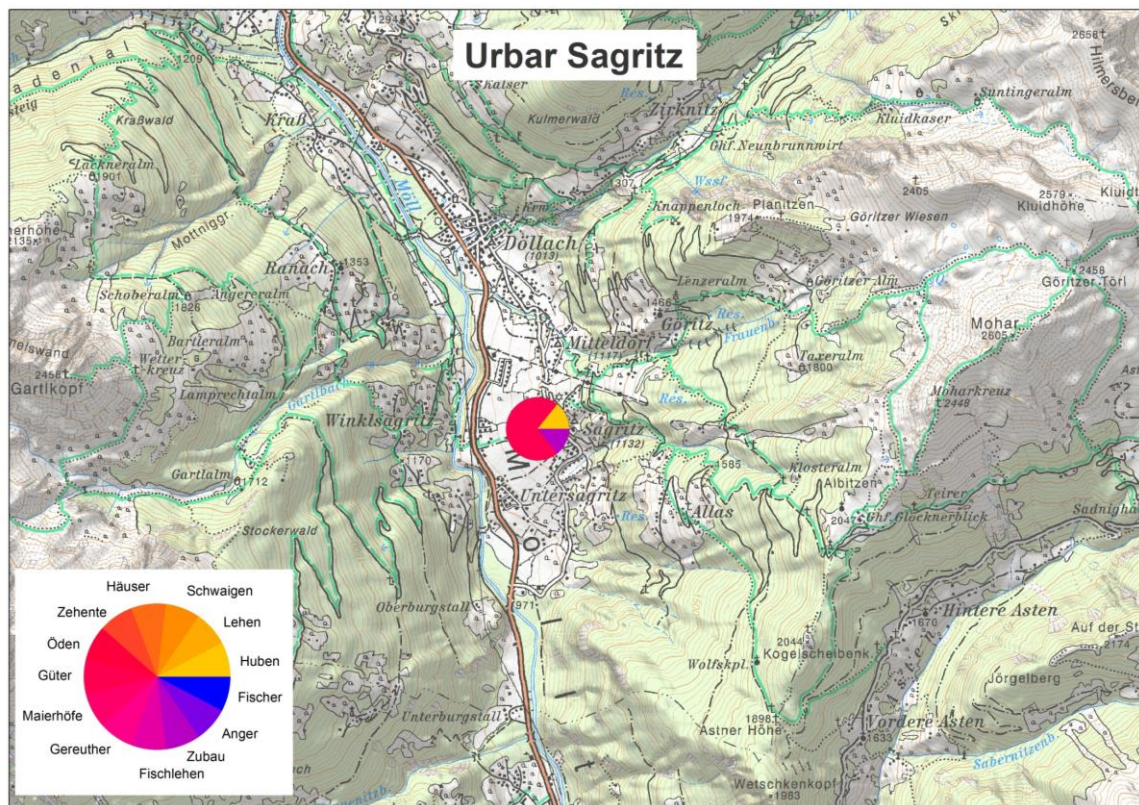
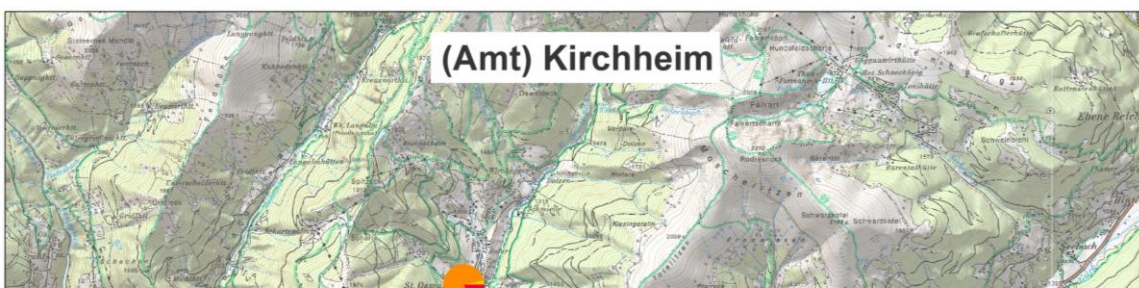


Abb. 13: Karte – Urbar Sagritz



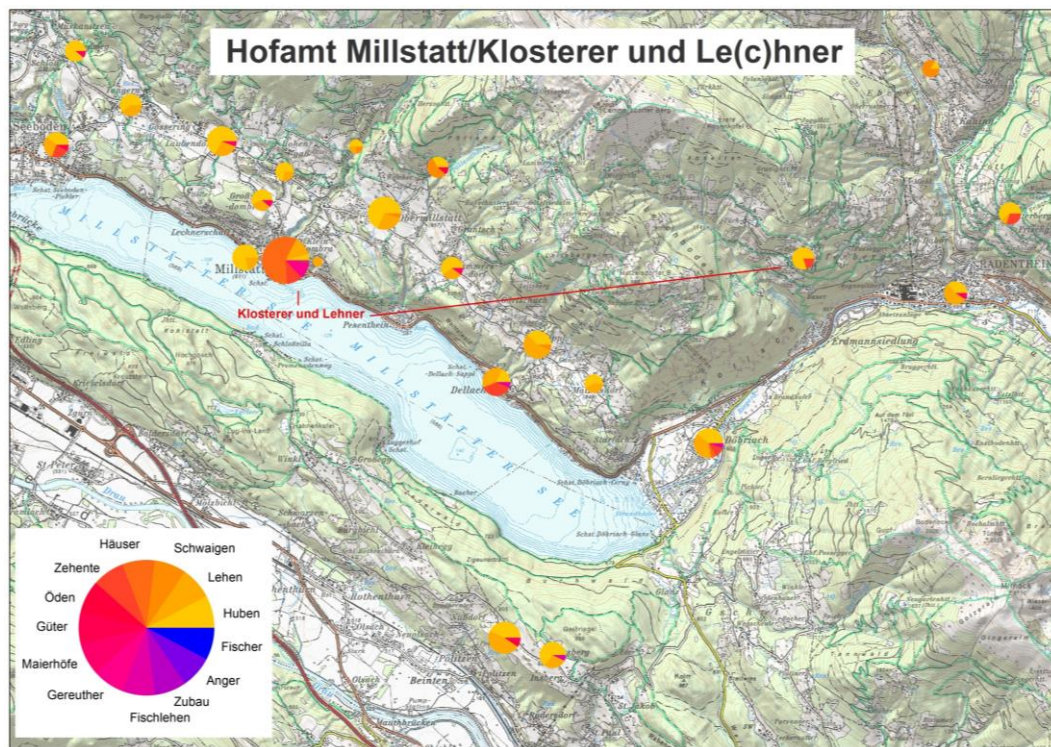
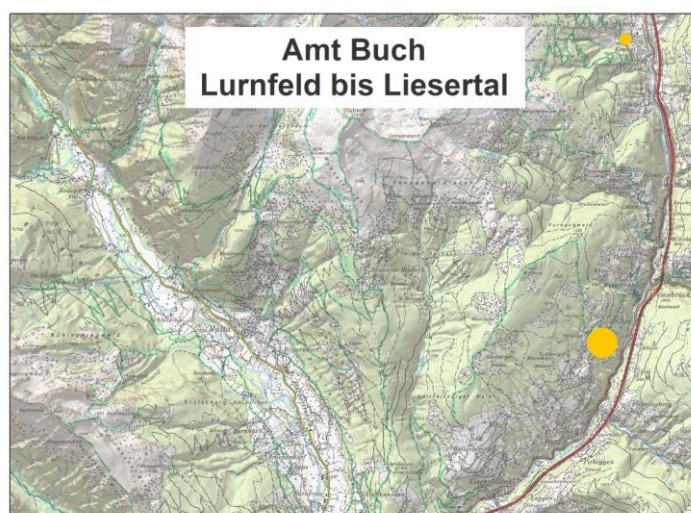


Abb. 15: Karte – Hofamt Millstatt / Klosterer und Le(c)hner



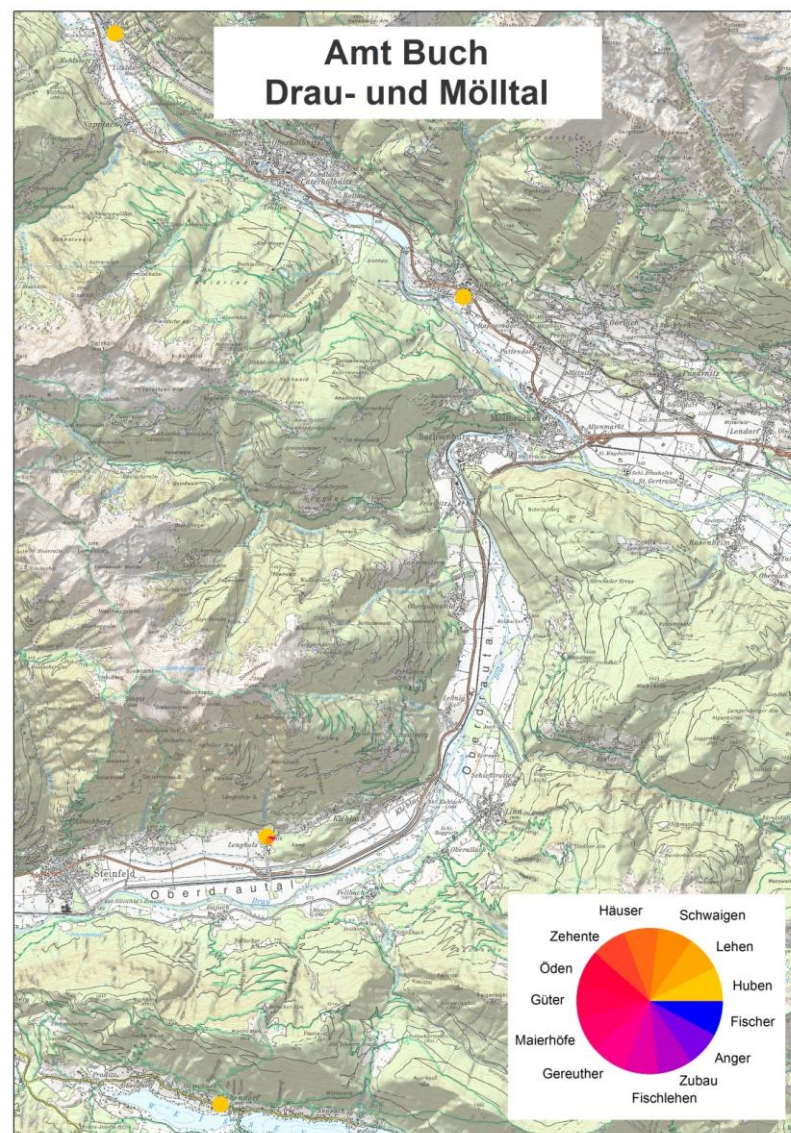


Abb. 17: Karte – Amt Buch: Drau- und Mölltal. (Die Karten Abb. 13 bis 17 stellen vorläufige Arbeitsbehelfe dar und sind im Detail noch nicht aussagekräftig.)

(Fotos: Kärntner Landesarchiv; Karten: Thomas Zeloeth, Gesamtkonzeption: Alfred Ogris).

Das Neue Gebetbuch Kaiser Maximilians I. und der St. Georgs-Ritterorden -

Neue Erkenntnisse der Forschung.

Heidrun Lange

Obwohl sowohl der St. Georgs-Ritterorden als auch das Gebetbuch Kaiser Maximilians I. schon des Öfteren bei den Millstätter Symposien behandelt worden sind, hoffe ich Ihnen mit meinen Forschungsergebnissen neue und interessante Einblicke in die Zeit des frühen 16. Jahrhunderts geben zu können.

„Das Gebetbuch Kaiser Maximilians I.“ ist eigentlich ein irreleitender Titel. Denn es handelt sich nicht nur um ein Buch, sondern um bis heute 15 bekannte Exemplare¹ und es ist anzunehmen, dass noch weitere entdeckt werden. Ein Exemplar trägt einen Eintrag aus dem 16. Jahrhundert „*Est ex Bibliotheca Caesarea*“ und könnte deshalb aus Maximilians persönlichem Bücherbestand stammen². Jedoch ist mit „dem Gebetbuch Kaiser Maximilians I.“ nicht dieses Papierexemplar im Quartformat gemeint.

Wird vom Gebetbuch Kaiser Maximilians I. gesprochen, ist meist ein ganz bestimmtes Exemplar gemeint. Diesem fehlen fast ein Drittel aller Seiten und es wird heute zerteilt in zwei Bibliotheken aufbewahrt. Seinen Ruhm verdankt es Federzeichnungen an den Rändern, die den berühmtesten Künstlern um 1500 nördlich der Alpen zugeschrieben werden konnten: Jörg Breu, Hans Baldung Grien, Albrecht Altdorfer, Hans Burgkmair d. Ä., Lukas Cranach d. Ä. und Albrecht Dürer.

Ihre Illustrationen sind ein einmaliges Zeugnis der Kultur der deutschen Renaissance – verbinden sie doch auf einmalige Art die flämisch-burgundische Buchmalereitradition mit ihren Ranken, Tieren und Pflanzen mit der neuesten italienischen Mode! Es gab zahlreiche Versuche, die Motive der Zeichnungen, vor allem Dürers Zeichnungen, in einen Zusammenhang mit dem Text zu bringen und nicht immer gelang dies ganz überzeugend. Doch so verführerisch es auch ist, Ihnen die Formenvielfalt und den Ideenreichtum der Gebetbuchszeichnungen näher zu bringen, so behandelt mein heutiger Vortrag eigentlich ganz andere Fragen, die bisher kaum untersucht wurden: Weshalb ließ Maximilian diese Gebetbücher drucken? Wie waren sie zu verwenden? Und vor allem: wer sollte sie benutzen?

Ich habe bereits gesagt, dass heute 15 Exemplare bekannt sind. Jedoch handelt es sich dabei nicht, wie man meinen möchte, um einen Druck, der mehrfach gedruckt worden war und in 15 Exemplaren erhalten ist. Hier ist die Lage komplizierter: es sind verschiedene Versionen bekannt, die wiederum in

1 München, Bayerische Staatsbibliothek, 2^oL. impr. membr. 64 und Besançon, Bibliothèque d'Étude et de Conservation, Imprimés. Impr. 67633. London, British Library, C. 25. m.16 sowie C. 52. b. 20; Wien, Österreichische Nationalbibliothek, CP.1.D.1 sowie CP. 2. B.12; Oxford, Keble College, Brooke 200; Oxford, Bodleian Library, Arch. Bd. 22 und Arch Bd. 23; Vatikanstaat, Biblioteca Apostolica Vaticana, Cod. Membr. III. 13; Brüssel, Koninklijke Bibliotheek Albert I., LP 3677 C. München, Universitätsbibliothek, Cim. 97; Padua, Biblioteca Civica, G. 3755; Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek, Rar. 77, Einsiedeln, Klosterbibliothek, Inc. 498 (973) und Inc. 1054 (865).

2 Wien, Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB), CP. 2. B. 12.

verschiedenen Ausführungen gedruckt worden sind. Konkret bedeutet das: es gibt große, ungefähr dem heutigen A4 entsprechende und kleinere, ca. A5 große Drucke; von beiden Versionen sind heute Pergament- und Papierexemplare bekannt. Die großen Exemplare, im damaligen Sprachgebrauch im Folioformat gedruckt, sind auch wegen ihrer Schrift zentral für die europäische Geschichte. Denn diese wurde extra für Maximilian entworfen und ging als sogenannte „Gebetbuch-Type“ in die Druckgeschichte ein. Sie gelten als erste bekannte Form der Fraktur³. Auf der letzten Seite verewigte sich der Drucker: Hans Schönsperger aus Augsburg gibt an, die Bücher zum Jahreswechsel 1513/14 gedruckt zu haben; Schönsperger war ab 1508 offizieller Hofdrucker Maximilians.

Um diese Drucke als Gruppe zu unterscheiden, werde ich sie im folgenden als Prachtausgaben bezeichnen. Von ihnen sind 10 Exemplare erhalten, acht auf Pergament und zwei auf Papier.

Fünf Exemplare des Gebetbuches müssen aufgrund ihres Formats und ihrer Umsetzung als eigene Gruppe angesehen werden; auch sie existieren als Papier- und Pergamentexemplare. Diese Exemplare unterscheiden sich mehrfach von den Prachtexemplaren: sie sind im Quartformat erhalten, haben einen anderen Seiten- und Zeilenumbruch und sind dadurch wesentlich kompakter, sie wurden in einer anderen Schrift gedruckt und drei Exemplare enthalten Holzschnitte des berühmten Dürerschülers Hans Schäufelin.

Auch im Inhalt finden sich Unterschiede zu den Prachtexemplaren: In einigen Gebeten wurden einzelne Worte verändert, ein weiteres Gebet an den Heiligen Georg und eine Marienmesse sind zusätzlich enthalten. Da sich der Drucker in diesen Exemplare nicht verewigt hat, musste dieser über die Schrift ermittelt werden. Durch die tatkräftige Unterstützung von Dr. Oliver Duntze von der Staatsbibliothek Berlin konnten die Schriften einwandfrei identifiziert werden: es handelt sich um eine M81 Texttype⁴ und eine M60 Type⁵ in der Auszeichnungsschrift, die beide in dieser Form nur in der Druckerei Otmar nachweisbar sind. Unklar ist, ob noch Johann Otmar oder sein Sohn Silvan das Buch druckte. Denn nach dem Tod Johann Otmars 1514 übernahm Silvan dessen Typensatz⁶. Auch sind in in den Exemplaren von London und Einsiedeln nachträglich bemalte Holzschnitte von Hans Schäufelin zu sehen. Dies gemeinsam mit den Gebetsveränderungen macht es wahrscheinlich, dass die Quartformate ein fortgeschrittenes Stadium zeigen.

Ich habe alle Exemplare erstmals gründlich untersucht und untereinander verglichen, der Befund ist so ernüchternd wie eindeutig: in keiner Gruppe gibt es vollendete Exemplare. Es handelt sich durchgehend um Probedrucke; angesichts der Verwendung von Pergament ein schier unvorstellbares Vorgehen.

3 Fichtenau, Heinrich: Die Lehrbücher Maximilians I. und die Anfänge der Frakturschrift. Hamburg 1961. S. 27f.

4 Haebler, Konrad: Typenrepertorium der Wiegendrucke (2. Band) Leipzig 1922, Nachdruck Wiesbaden 1968. Überblickstafel II. S. XI

5 Haebler 1922, S. 71. Die genaue Identifizierung nach Proctor, Robert: Index to the early printed books in the British Museum. (Part II. MDI-MDXX. Section I: Germany) London 1903. S. 77, 10696.

6 Siehe die Sachsenspiegelausgaben von Silvan Otmar, 1516 (VD 16 D 758) und 1517 (VD 16 D 742), die mit denselben Typen wie das Gebetbuch gedruckt wurden.

Dass es zwischen den Pracht- und den Quartformaten einen Zusammenhang gibt, wurde bereits im 19. Jahrhundert angenommen, als man nur die Prachtexemplare auf Pergament und ein Quartexemplar auf Papier kannte⁷. Man führte diesen Zusammenhang auf eine Notiz Maximilians in einem seiner Gedenkbücher zurück. Diese Gedenkbücher enthalten verschiedene Notizen und Diktate Maximilians, die unter verschiedenen Überschriften wie „Reichssachen“ „Finanzerei“ „Jägerei“ oder, wie dieser Eintrag, unter „moralitet“, als knappe Gedankenketten festgehalten wurden. In einem dieser Gedenkbücher, das durchgehend von Maximilian als königlicher Majestät spricht und damit vor seiner Kaiserproklamation 1508 entstanden sein muss, steht geschrieben: „gepeet puechl ain ordinarij das ander extraordinarij“⁸

Dieses wurde bisher so verstanden, dass Maximilian die im Quartformat gedruckten Gebetbücher als „ordinarij“ und die Prachtausgaben als „extraordinarij“ bezeichnete. Dies lässt sich heute bestätigen, obwohl sich Inhalt und Gestalt der verschiedenen Auflagen des Gebetbuches so stark unterscheiden. Denn die Quartformate wurden auf Papier mit dem Wasserzeichen „Doppelkopfadler“ gedruckt⁹, welches sich auch in einem Prachtexemplar auf Papier in Padua finden lässt. Eine weitere Verbindung zwischen den Drucken sind die Holzschnitte Hans Schäuflins, die nach 1514 auch von Hans Schönsperger verwendet werden¹⁰. Da Schönsperger Maximilians Hofdrucker war und überliefert ist, dass er Aufträge an die Offizin Otmar weitergab¹¹, sind auch die Holzschnitte ein deutliches Indiz für einen Zusammenhang zwischen Pracht- und Quartausgaben. Die unterschiedlichen Inhalte dürften demnach mit einem Auftrag Maximilians zusammenhängen.

Damit bin ich bereits bei dem Inhalt der Gebetbücher angekommen. Dieser gliedert sich in drei große Teile: einen Gebetsteil mit 24 verschiedenen Gebeten für unterschiedliche Situationen und Heilige sowie zwei Stundengebete.

Ein Stundengebet bezeichnet eine Gebetsordnung, die den Tag in verschiedene Horen, also Stunden, einteilt. Zu diesen Horen sind bestimmte Gebete und Wechselgesänge vorgeschrieben, die je nach Stundengebet einen anderen Schwerpunkt haben. Das Gebetbuch enthält ein Marienoffizium, also ein Stundengebet, das sich an Maria wendet und dementsprechend mit ihr in Beziehung stehende Texte enthält.

Außerdem findet sich darin ein Stundengebet „des heiligen Kreuzes oder der Passion unseres Herren“

7 Giehlow, Karl: Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Gebetbuches Kaisers Maximilian I. In: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses (Band 20). Prag, Wien, Leipzig 1899. S. 30-112. S. 57.

8 ÖNB, Cod. Ser.n. 2645, fol. 171r. Transkribiert mit kleineren Leseunsicherheiten bei Primisser, Aloys: Über des Kaisers Maximilian I. Gedenkbücher in der Ambraser Sammlung, in: Taschenbuch für vaterländische Geschichte (Fünfter Jahrgang) herausgegeben von Joseph von Hormayr und von Mednyanski. Wien 1824. S. 39-81. S. 71.

9 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand J 340, Wasserzeichensammlung Piccard, Nr. 162343

10 Siehe dazu Dodgson, Campbell: Catalogue of early German and Flemish woodcuts preserved in the Department of Prints and Drawings in the British Museum. (Band II). Vaduz 1980. S. 11, Nr. 8. Zimmermann, Hildegard: Hans Schäuflins Holzschnitt-Folgen für Hans Schönsperger. In: Das Schwäbische Museum 6. Augsburg 1930. S. 138-150. V.a. S. 145, Nr. B. 8.

11 Künast, Hans-Jörg: „Getrukt zu Augspurg“ Buchdruck und Buchhandel in Augsburg zwischen 1480 und 1555. Tübingen 1997. S. 95.

also ein Stundengebet, dass die Passion Christi in den Mittelpunkt stellt. Zwar handelt es sich bei beiden Offizien um äußerst beliebte Gebetszyklen um 1500, weswegen man ihnen wohl bisher keine Aufmerksamkeit zuteil werden ließ, doch haben beide ihre Besonderheiten.

Das Marienoffizium wird im Gebetbuch angekündigt als Marienstunden nach dem zweiten Brauch von Rom, also die Marienstunden, die von der Römischen Kurie gebetet wurden. Diesem Text entspricht das Gebetbuch auch weitgehend, jedoch fallen bei einem detaillierten Vergleich zwei Besonderheiten auf: nach den Morgenstunden heißt es im Gebetbuch, obwohl die Morgenstunde nun abgeschlossen sei, solle nun doch noch ein Gebet gesprochen werden, weil es so schön und kunstreich sei. Darauf folgt das sehr beliebte Gebet „*Ave stella matutina*“. Außerdem folgen dem üblichem Tageszyklus Anweisungen, wie die einzelnen Tagesabschnitte in den verschiedenen Fastenzeiten und Hochfesten variiert werden müssen. Das Marienoffizium ist also auf ein ganzes Jahr ausgerichtet. Besonders auffällig ist ein aus einem Psalm und zwei Fürbitten bestehender Abschnitt am Ende der Abendstunden. Diese Einheit ist für das Seelenheil Verstorbener gedacht und enthält zwei Fürbitten: eine für den Papst und eine für die Brüder, Schwestern, Anhänger und Förderer „unserer Vereinigung“.

Anders das Kreuzoffizium, welches nur für einen Tag konzipiert wurde. Auch die Herkunft dieses Offiziums kann nun nachgewiesen werden: es wurde ursprünglich vom Heiligen Bonaventura verfasst¹². Doch auch hier wurde in die bekannten Überlieferungen eingegriffen: Die Anweisungen am Anfang des Stundengebets geben an, man soll am Anfang jeder Stunde die Worte „*Per signum crucis: de inimicis nostris. Libera nos deus noster.*“ sprechen, also „durch das Zeichen des Kreuzes gegen unsere Feinde. Herr, erlöse uns.“ Dieser Wechselgesang war jedoch nicht neu erfunden worden, sondern entspricht der Segnung, die Kreuzfahrende bei der Aufnahme des Kreuzes erhielten¹³.

Bleibt noch der Gebetsteil: er enthält verschiedene Gebete mit 24 Überschriften. Manche dieser Gebete sind in bestimmten Situationen zu sprechen, wie Psalmen, die im Krieg gebetet werden sollen oder Gebete für Wohltäter. Andere Gebete wenden sich an einzelne Heilige. Einzig an den heiligen Georg sind zwei Gebete gerichtet.

Schon früh ist aufgefallen, dass Maximilians „Lieblingsheilige“ Georg, Andreas, Sebastian, Matthäus, Maximilians, Barbara und Apolonia alle im Gebetbuch vertreten sind, denn diese sind alle auf einem Holzschnitt von Hans Springinklee zu sehen, der postmortem publiziert worden war¹⁴ und damit auf einen Zusammenhang mit Maximilian verweisen. Auch ist die Auswahl der Gebete keineswegs außergewöhnlich. Denn bis auf zwei Gebete, deren Vorlage ich noch nicht finden konnte, sind sie alle

12 Lauer, Aloysius (Hg.): Doctoris Seraphici S. Bonaventurae. S.R.E. Episc. Card. Opera Omnia. (Band VIII). Florenz 1898. S. 152-158.

13 Franz, Adolph: Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. 2. Band (Reprint Graz 1960) S. 306 sowie Pasig, Julius Leopold: Johannes VI. Bischof von Meißen. Ein Beitrag zur Sächsischen Kirchen- und Landesgeschichte insbesondere zur Geschichte des Hochstifts Meißen. Leipzig 1867. S. 270.

14 Giehlow 1899, S. 54.

gerne verwendete Gebete der damaligen Zeit. Trotzdem gibt es eine Besonderheiten, auf die ich noch kurz eingehen möchte: über die Hälfte der Gebete finden sich in ähnlicher Form in Maximilians persönlicher Gebetssammlung, dem sogenannten „Alten Gebetbuch Maximilians I.“. Darunter auch ein Gebet, das aus verschiedenen Gebeten der Heiligen Brigitta zusammengefasst wurde. Dies ist deshalb besonders interessant, insofern Maximilian erstmals die Offenbarungen der Heiligen Brigitta in Latein und Deutsch schon 1500 drucken ließ, um sie einem breiten Kreis zugänglich zu machen¹⁵. Ebenfalls erwähnenswert ist das Ende des Gebetsteiles: hier wurde der Beginn des Johannesevangeliums abgedruckt, doch endet dieses mit der Messformel.

Somit ist zwar die Auswahl der Gebete nicht überraschend, da sie entweder dem Zeitgeist entspricht oder auf Maximilian Vorlieben zurück zu führen ist. Dennoch zeigen sich Besonderheiten, durch die einiges zur Verwendung des Buches abgeleitet werden kann.

Nun möchte ich aber noch auf ein kleines Detail eingehen, welches bisher nicht beachtet worden ist:

In beiden Offizien findet sich der biblische Gruß „*Dominus vobiscum. Et cum spiritu tuo*“ „*Der Herr sei mit Euch und mit Deinem Geiste*“. Dieser Gruß ist im Gebetbuch nicht besonders hervorgehoben, sondern einfach als Teil des Gebetstextes ebenfalls in schwarz gedruckt worden. Daraus lässt sich schließen, dass das Gebetbuch von Klerikern gebetet werden sollte. Denn nur Geistlichen, die mindestens die Diakonsweihe hatten, war es gestattet, diesen Gruß zu sprechen¹⁶. Da keinerlei besondere Hervorhebung dieses Grußes zu finden ist, muss die Benutzung des Buches durch Laien von vornherein ausgeschlossen gewesen sein. Dem entsprechend handelte es sich offensichtlich um ein Buch, das Maximilian für einen klerikalen Orden drucken ließ.

Obwohl dieser Hinweis bisher übersehen worden ist, hatte bereits Karl Giehlow 1899 angenommen, dass das Gebetbuch für den St. Georgs-Ritterorden geplant gewesen sei. Dies führte er auf die Anwesenheit der zwei Gebete für den heiligen Georg zurück und einen Kalenderentwurf für ein liturgisches Buch, dessen Approbation erst nach Maximilians Tod eintraf. Eine Version dieses Kalenders hat eine zeitgenössische Notiz „*diß ist der Kalender Sanct Jörgen Ordens*“¹⁷. Und da das Gebetbuch ein liturgisches Buch ohne Kalender war, der Kalender wiederum ein liturgisches Buch brauchte, schloss Giehlow, dass beide zusammengehören¹⁸. Außerdem findet sich in einem weiteren Gedenkbuch Maximilians ein Eintrag, datiert mit 28. Oktober 1502 mit der Überschrift: St. Georgs-Orden „*Item kunig sol zu obgemelter pruderschaft ain*

15 Giehlow 1899, S. 42.

16 Jungmann, Josef Andreas: Der Gottesdienst der Kirche. Auf dem Hintergrund seiner Geschichte kurz erläutert. Innsbruck, Wien, München 1957. S. 58, Anm. 1. Sowie Jungmann, Josef Andreas: Missarum Sollemnia. (1. Band) Wien Freiburg Basel 1962. S. 467f.

17 Irtenkauf, Wolfgang: Der "Habsburger Kalender" des Jacob Mennel. (Litterae. Göppinger Beiträge zur Textgeschichte, Nr. 66). Herausgegeben von Ulrich Müller, Franz Hundsnerscher und Cornelius Sommer. Göppingen 1979. S. 4.

18 Giehlow 1899, S. 47.

aigen puch machen lassen“¹⁹.

Nun sind wir endlich beim St. Georgs-Ritterorden angekommen. Ich nehme an, dass ich Ihnen allen nun nichts Neues erzähle, der Vollständigkeit halber seien nun aber die Eckdaten des Ordens genannt.

1469 wurde der Orden von Papst Paul II. ins Leben gerufen. Die päpstliche Bulle sagt deutlich, dass die Gründung auf den Wunsch Kaiser Friedrichs III. zurückzuführen ist²⁰. Die Bulle enthält gleichzeitig die Statuten des Ordens und regelte damit das Zusammenleben. Der Orden bestand demnach aus Priestern und Klerikern, den sogenannten Priesterbrüdern und einer Laiengemeinschaft, den Ritterbrüdern, die gemeinsam wie die anderen Ritterorden nach der Augustinusregel leben sollten. Gleich auf der ersten Seite formuliert Paul II. wofür der Orden gegründet werde:

*“quod ipse qui ad laudem et gloriam omnipotentis dei, ac gloriose Virginis Mariae pro exaltatione quoque Catholicae fidei, animae suae salute ac domus Austriae a qua originem traxit commemoratione et decore unum Militarem ordinem sub invocatione S. Georgij Martiris, per nos erigi”*²¹

Die Bestimmung des Ordens war also: zum Lob und Ruhm des allmächtigen Gottes und der glorreichen Jungfrau Maria, für die Verherrlichung des Glaubens, zur Rettung seiner Seelen und zur Erinnerung und zum Schmuck des Hauses Österreich von seinen Anfängen an. Erst an späterer Stelle werden zwei weitere, eigentlich obligatorische Ziele eines Ritterordens aufgeführt: der Hospitaldienst und der Schutz des Glaubens vor seinen Feinden.

Eine Erweiterung erfuhr der Orden durch eine weltliche Laienbruderschaft, die 1493 gegründet worden war und die dem St. Georgs-Ritterorden unterstehen sollte. Hintergrund dieser Gründung waren wohl die verheerenden Einfälle der Türken, die nach Wiesflecker seit 1471 in die habsburgischen Erblande eindrangten²². Mit dieser Bruderschaft wollte Maximilian eine Kampftruppe ins Leben rufen, die beide Geschlechter aufnahm. Ihre Mitglieder sollten auf eigene Kosten kämpfen und einen Beitrag entrichten, mit dem im Kampf Verstümmelte unterhalten werden konnten. Die Organisation und die Heeresleitung würden von Maximilian oder seinen Nachfolgern eingesetzt. Der Georgs-Ritterorden hingegen sollte mit dem Bischof von Gurk über die Finanzen der Bruderschaft wachen und den Kampf seelsorgerisch begleiten.

19 Wien, Haus-, Hof-, und Staatsarchiv (HHStA), Hs B 376, fol. 13r. Übereinstimmende Transkription bei Gottlieb 1900, S. 54. Giehlow nimmt noch an, es handle sich hier um Ordensstatuten. Vgl. Giehlow 1899, S. 43. Sieveking hingegen nimmt an, es handle sich hierbei um das Gebetbuch, ohne einen Nachweis zu erbringen. Sieveking, Hinrich (Hg.): Das Gebetbuch Kaiser Maximilians: Der Münchner Teil mit den Randzeichnungen von Albrecht Dürer und Lucas Cranach d.Ae. München 1987. S. 9. Da der Orden mit seiner Gründung über Statuten verfügte, die 1504 bestätigt wurden, kann es sich bei dieser Nennung nicht um die Statuten handeln. Es dürfte sich tatsächlich auf das Gebetbuch beziehen.

20 ÖNB, Cod. 14177, fol. 81r-83v. Eine fehlerhafte Transkription findet sich bei Hormayr, Joseph Freiherr von: Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten. (5. Band, 1. Heft.) Wien 1823, S. CXC-CXCVI.

21 ÖNB, Cod. 14177, fol. 81r.

22 Wiesflecker, Hermann: Österreich im Zeitalter Maximilians I. Die Vereinigung der Länder zum frühmodernen Staat. Der Aufstieg zur Weltmacht. München 1999. S. 117.

Denn als Gegenleistung für den Kampfeinsatz stellte Maximilian den Bruderschaftsmitgliedern Gebetshandlungen des Ordens in Aussicht. So wird der Georgs-Ritterorden verpflichtet, einmal im Jahr ein besonderes Stundengebet zu sprechen, wie es in der Tradition der Kirche üblich sei²³. Im selben Jahr wurde diese Gründung durch eine päpstliche Bulle legitimiert²⁴. Wie erfolgreich diese Gründung war, lässt sich heute nicht mehr ermitteln, da keine Quellen oder Mitgliederverzeichnisse erhalten sind. Es fällt jedoch auf, dass Maximilian immer wieder zu Eintritt in die Bruderschaft aufruft²⁵. Da keine Quelle von Einsätzen der Bruderschaft berichtet, nimmt Wiesflecker-Friedhuber zu Recht an, dass sie nie eine einsatzfähige Größe erreichte²⁶.

Wie Sie bestimmt gemerkt haben, weisen die Quellen auf eine zentrale Funktion des St. Georgs-Ritterordens hin, die meiner Ansicht nach bisher zu kurz gekommen ist: die Gedächtnispflege des Hauses Habsburg²⁷ und die liturgische Begleitung der Bruderschaft. Diese Aspekte der Ordensgründung sind für das Verständnis des Gebetbuch-Projektes natürlich von zentraler Bedeutung. Vor allem, da das Gebetbuch sowohl im Zusammenhang mit dem St. Georgs-Ritterorden in Maximilians Gedenkbuch genannt wird, als auch durch seinen Inhalt belegt wird, dass es von Priestern und Klerikern gebetet werden sollte. Da die Ritterbrüder keine liturgischen Weihen hatten und laut Statuten vom gewöhnlichen Tagesgebet ausgeschlossen und nur verpflichtet waren, täglich das *Ave Maria* und das *Vater unser* zu beten, kommen sie als Empfänger nicht in Frage. Daher können als Empfänger des Gebetbuches nur die Priesterbrüder oder Anwärter auf geistliche Weihen gedacht gewesen sein. An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass die Priesterbrüder nicht nur in Klostersgemeinschaften lebten, sondern auch an den Orden angeschlossene Pfarreien betreuten, wie den Quellen zu entnehmen ist²⁸.

Nun erscheint es durchaus plausibel, dass ein Orden ein liturgisches Buch mit Gebeten und Offizien erhalten sollte. Doch stellt sich bei Maximilian grundsätzlich die Frage: aus welcher Motivation heraus ließ er dieses Buch drucken?

Allein die Tatsache, dass Pracht- und Quartformate auf Pergament vorhanden sind und beide auf dem

23 HHStA, Maximiliana 2, 1493, September 17.

24 ÖNB, Cod. 14177, fol. 90r-93r.

25 Wiesflecker-Friedhuber, Inge: Maximilian und der St. Georgs-Ritterorden. Zur Frage seiner Ordenszugehörigkeit. In: Ebner, Herwig, Höflechner, Walter, Pickl, Othmar u.A. (Hg.): Forschungen zur Landes- und Kirchengeschichte. Festschrift Helmut J. Mezler-Andelberg zum 65. Geburtstag. Graz 1988. S. 543-554, S. 548 sowie 550.

26 Wiesflecker-Friedhuber 1988, S. 547.

27 Hierauf verwies bereits Tomaschek. Vgl. Tomaschek, Johann: Kaiser Friedrich III. und der St. Georgs-Ritterorden – Fakten und Fiktionen. In: Symposium der Geschichte von Millstatt und Kärnten. Herausgegeben von Franz Nikolasch. Millstatt 2011. S. 1-32.

28 Besonders prominent ist der Fall des widerspenstigen Ordenspriesters in Bozen, über den sich der Hochmeister in einem Brief an Karl V. beschwerte. Siehe dazu: HHStA, Niederösterreichische Akten I, fol. 414r. Zur Identifizierung des Bruders siehe Wiesflecker-Friedhuber, Inge: Maximilian I. und der St. Georgs-Ritterorden. In: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (Archiv für vaterländische Geschichte, Band 78.). Herausgegeben von Franz Nikolasch im Auftrag des Geschichtsvereines für Kärnten. Klagenfurt 1997. S. 431-454, S. 448, Anm. 34

wertvollen Material Pergament zur Probe gedruckt wurden und außerdem bedeutende Künstler engagiert wurden, um die Drucke zu illustrieren, macht deutlich, dass es sich nicht um ein einfaches Brevier handelt, dass man dem Orden zukommen lassen wollte. Die Statuten des Ordens sind unmissverständlich, was das Gebetspensum des Ordens betrifft: kanonische Tageszeitenliturgie und Athanasianisches Glaubensbekenntnis. Beides ist in der Form, wie die Statuten es fordern, im Gebetbuch nicht enthalten.

Dennoch lassen sich alle Teile des Gebetbuches mit dem St. Georgs-Ritterorden und dem Haus Habsburg in Verbindung bringen: Bereits 1489 stiftete Kaiser Friedrich III. dem Orden mehrere Pfründen. Als Gegenleistung für die Motivgaben hält Friedrich fest, dass der Orden „*besunder die gewöndlichen tägZeit unnd Curs, von Unnser lieben frawen täglich volbringen.*“²⁹ muss. Dadurch erklärt sich das Marienoffizium im Jahreskreis, das für die Erfüllung dieser Forderung notwendig war.

Auch das zweite Offizium lässt sich auf das Haus Habsburg zurückführen und hängt mit der Gründung der Bruderschaft zusammen. Denn wie vorhin angesprochen, trägt Maximilian dem Orden auf, für die Bruderschaft „*In eo loco pugnantibus et in ipso sancto opere occumbentibus pro ipsorum animarum salute speciale officium et proactiones iuxta ritum sancte matris ecclesie consuetum annuatim solempniter celebrentur*“³⁰

Der Orden wurde also verpflichtet, einmal im Jahr ein „besonderes Offizium und Handlungen wie sie in der heiligen Mutter Kirche üblich sind“ zu vollziehen. Zwar nannte Maximilian das Kreuzoffizium nicht namentlich, doch passt dessen auf einen Tag ausgelegte Struktur und sein Kreuzzugsbezug durch die hinzugefügten Wechselgesänge gut zu Maximilians Forderung.

Die päpstliche Bestätigung der Bruderschaft enthält einen weiteren Aspekt des Gebetbuches: darin wurde der Orden verpflichtet, täglich Fürbitten für den Papst, das Haus Habsburg und verstorbene Mitglieder des Ordens zu verlesen³¹. Diese Fürbitten finden sich am Ende des Marienoffiziums, mussten also jeden Tag gelesen werden. Ein weiterer Stiftbrief, diesmal durch Maximilian im Jahr 1507, wiederholte die bis dahin gültigen Bestimmungen für den Orden und fügte hinzu, dass der Orden nach jeder Messe in jeder Niederlassung das Johannesevangelium zu lesen habe³². Eben dieser Text mitsamt der Messformel ist ebenfalls im Gebetbuch enthalten. Auch die Gebete des Gebetsteils passen hervorragend zu den Aufgaben des Ordens: Gebete im Angesicht des Todes und zur Zerbrechlichkeit des menschlichen Körpers hängen wohl mit dem Hospitaldienst des Ordens zusammen. Psalmen, die im Krieg gebetet werden, betonen die Position des Ordens bei Kampfhandlungen. Aber auch die Wahl der Heiligen lässt sich mit dem Orden in Verbindung bringen: Der Schutzpatron des Ordens selbst, der

29 ÖNB, Cod. 14177, fol. 184v.

30 ÖNB, Cod. 14177, fol. 105v.

31 ÖNB, Cod. 14177, fol. 107v.

32 ÖNB, Cod. 14177, fol. 186r-v.

heilige Georg, ist als einziger Heiliger mit zwei Gebeten vertreten. Außerdem war der Orden auch Maria und dem Heiligen Geist geweiht, an die ebenfalls Texte im Gebetbuch gerichtet sind. Der heilige Andreas war nicht nur Schutzpatron Konstantinopels sondern auch des Ordens des Goldenen Vlieses und kann damit auf zwei Wegen mit dem Orden in Verbindung gebracht werden. Die Anwesenheit des heiligen Maximilian dürfte sich durch die Person des Kaisers erklären. Aber auch die heilige Barbara, Schutzpatronin der Bergleute, findet sich in dem Buch. Dies lässt sich durchaus mit dem Bergregal in Verbindung bringen, dass der Orden schon zu Kaiser Friedrichs III. Zeiten erhalten hatte³³. Auch die Marienmesse der Exemplare in Quartformat wird von Maximilian für all seine Stiftungen in seinem Testament festgeschrieben³⁴ – weshalb sie in den Prachtformaten nicht vorhanden ist, kann ich noch nicht erklären.

Insgesamt wird durch den Vergleich der Motivbestimmungen des Hauses Habsburg mit dem Inhalt des Gebetbuches eines sehr deutlich: Maximilian ließ die Bestimmungen der Seelgerätsstiftungen seines Hauses an den Orden in einem Buch zusammenfassen und drucken, um die korrekte Umsetzung durch den Orden zu gewährleisten. Das Gebetbuch ist demnach ein zentrales Zeugnis der habsburgischen Frömmigkeit und Maximilians Bestreben nach ewiger *gedechtnus*.

Doch was geschah mit diesem Projekt? Wie ich eingangs erwähnte, haben wir es zumindest bei den Prachtausgaben ausschließlich mit Probedrucken zu tun; kein Gebetbuch wurde fertiggestellt. Doch weshalb? Die vielen verschiedenen Exemplare zeigen deutlich, dass die Datierung des Druckes durch das Kollophon nicht zu halten ist, da sie in mehreren Druckabläufen entstanden. Ein Schwund der Sympathien von Seiten Maximilians für den Orden kann nicht nachgewiesen werden: noch in seinem Testament kurz vor seinem Tod schwor er seine Erben darauf ein, die großzügigen Bestimmungen des ersten Testaments einzuhalten. Auch später finden sich bei den Schenkungen Ferdinands und Karls noch durchaus bemerkenswerte Pfründen für den Orden wie St. Lorenzen im Mürztal³⁵.

Ich halte es für wahrscheinlicher, dass das Gebetbuch den Weg vieler Projekte Maximilians genommen hat: Maximilian korrigierte alle seine Projekte bis ins kleinste Detail, ließ auch den *Theuerdank* auf Pergament Probedrucken, hatte aber gleichzeitig keine Finanzen, um die Projekte nach seiner Vorstellung vorzuführen, weshalb es immer wieder zu Verzögerungen kam.

33 Zelothe, Thomas: Der Bergbau der Herrschaft Millstatt. In: Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Herausgegeben von Franz Nikolasch. Millstatt 2010. S. 56-73, S. 61f.

34 Schmidt, Karl: "Andacht und Stift" Zur Grabmalplanung Kaiser Maximilians I. In: Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter. Herausgegeben von Karl Schmidt und Hans-Josef Wollasch. München 1984. S. 750-786. S. 774, Zeile 111f.

35 Laut Woisetschläger/Hajós ist St. Lorenzen seit 1526 bis 1577 im Besitz des Ordens. Latzke 1938 meint 1528. Vgl. Woisetschläger, Kurt und Hajós, Géza: Steiermark (Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs Band 5) Wien 1982, S. 458 und Latzke, Walther: Die Klosterarchive. In: Inventare österreichischer staatlicher Archive. V. Inventare des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. 6. Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. (Dritter Band des Gesamtinventars). Wien 1938. S. 599.

Heute können wir durch Einbände und Besitzvermerke feststellen, dass die Gebetbücher bis mindestens zur Jahrhundertmitte in Augsburg geblieben waren. Ob in der Offizin Schönspergers oder bei einem Vertrauten Maximilians, ist nicht zu klären. Offenbar wurden die Bücher zu einem Zeitpunkt gebunden und verkauft, als gewährleistet war, dass die kaiserlichen Erben an ihnen kein Interesse hatten. Denn der Großteil der Bindungen kann nach der Jahrhundertmitte datiert werden.

Nachweislich befanden sich ein großes und ein kleines Gebetbuch in habsburgischem Besitz – vergessen hatte man das Projekt wohl nicht. Doch durch Reformation und Pestwellen war der Orden schon Mitte des Jahrhunderts stark dezimiert worden und bekanntlich wurde er zum Ende des Jahrhunderts aufgehoben. Wahrscheinlich war es der neue Geist der Reformation sowie fehlende Finanzen, die verhinderten, dass ein Totengedenken, wie Maximilian es mit den Gebetbüchern geplant hatte, vollendet werden konnte und kein abgeschlossenes Exemplar in die Hände des Ordens kam und damit hier in Millstatt gebetet werden konnte.

Römische Funde im Raum Millstätter See

Axel Huber

Inhalt: Eine neue Hypothese zum Flurnamen Millstatt; Hydrographie im Raum Millstätter See; Die Fundstellen: Baldersdorf, Dellach, Laubendorf, Exkurs: Der Laubendorfer Burgstallriegel; Obermillstatt; Der Obermillstätter Mühlbach; Exkurs: Die Salzquelle namens Mouzgerepret; Millstatt; Der Orts- und Flurname Millstatt; Zusammenfassung.

Im Jahre 1981 gründete der mittlerweile emeritierte Universitätsprofessor Dr. Franz Nikolasch das Stiftsmuseum Millstatt und veranstaltete erstmals das alljährlich stattfindende Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Durch all die Jahre zogen sich wie der sprichwörtliche rote Faden Themen rund um den seligen Lokalpatron Domitian. Seine Vita wurde im 12. Jahrhundert im Kloster Millstatt aufgezeichnete. Robert Eisler edierte sie vor über 100 Jahren¹. Seither werden seine damals vorgelegten Schlussfolgerungen aus dem Legendenbericht höchst kontrovers diskutiert und neue Thesen dazu aufgestellt. Man versuchte u. a. aus seiner Lebensbeschreibung Rückschlüsse auf römerzeitliche und frühmittelalterliche Strukturen in Millstatt zu ziehen. Die dafür herangezogene Textstelle wird, in der deutschen Übersetzung von Franz Nikolasch, nachstehend wiedergeben:

Nach seiner Taufe kam der sagemumwobene Karantaner Herzog Domitian *nach Millstatt (in die Millstätter Gegend übersetzt Hans-Dietrich Kahl²) und fand dort eine nicht unbedeutende Verehrung von Götzen vor, wie ja auch die Etymologie des Ortsnamens deutlich zeigt. Der Name Millstatt kommt von den tausend Statuen, die dort das Volk, im alten Irrglauben verstrickt, verehrte. Nach dem Vorbild des Papstes Bonifatius zerstörte jener Selige diese Statuen (Abb. 1) und als er jede Schändlichkeit der Götzen getilgt hatte, ließ er die Kirche, die ursprünglich den tausend Götzen geweiht war, bald zu Ehren Aller Heiligen weihen³.*

¹ Robert Eisler, Die Legende von Karantanerherzog Domitianus, in: Mitteilungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung, 28. Bd., Wien 1907, S. 52 ff.

² Vgl. Hans-Dietrich Kahl, Bemerkungen zur ältesten Millstätter Domitian-Überlieferung, in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, Hg. Franz Nikolasch, 78. Band in der Reihe Archiv für Vaterländische Geschichte und Topograph, Hg. Alfred Ogris, Klagenfurt 1997, S. 194. – Fortan: AGT 78.

³ Franz Nikolasch, Domitian und seine Zeit, in: Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, 2004, S. 50.



Abb. 1 Heimatmuseum Obermillstatt, Öl auf Leinwand um 1930, Domitian zerstört den römischen Tempel zu Millstatt. (Foto: Axel Huber, 2010)

Verschiedene Forscher, allen voran der emeritierte Giessener Univ.- Prof. Dr. Hans-Dieter Kahl, sehen in den in Millstatt aufgefundenen Flechtwerksteinen und in dieser Textpassage den Beweis für die Existenz eines slawischen Kultzentrums in Millstatt⁴. Franz Nikolasch nahm am 20. Mai 2004 am „Institut für kulturelle Forschung Bern“ dazu wie folgt Stellung⁵: *Es könnte sich aber auch um das Fortbestehen einer römischen Kultstätte handeln, wofür die zahlreichen antiken Spolien in Millstatt sprechen wie auch die Tatsache – auf die Franz Glaser hinwies – dass das Untergeschoß des Nordturmes der heutigen Stiftskirche aus antiken Marmorblöcken besteht, die wohl von einem römischen Monumentalbau stammen dürften. Nach Abzug der romanischen Bevölkerung spätestens im 7. Jahrhundert könnte dieses Heiligtum von den heidnischen Slawen übernommen worden sein und im Sinne ihrer eigenen religiösen Vorstellungen als Verehrungsstätte beibehalten bzw. umgestaltet worden sein. Domitian hätte dann dieses heidnische Heiligtum – offensichtlich nahezu unverändert – in eine christliche Kirche umgewandelt. Der antike Bau, vermutlich ein Tempel zu Ehren einer römischen Wassergottheit, würde somit eine zweimalige Umwandlung erfahren haben, erstmals beim Eindringen der Slawen in ein Heiligtum zu Ehren zahlreicher slawischer Gottheiten und dann im Zuge der Salzburger Missionierung durch den neugetauften Herzog Domitian in eine christliche Kirche. Dass bereits in karolingischer Zeit in Millstatt ein bedeutender Kirchenbau vorhanden gewesen sein muss, bezeugen auch die zahlreichen Flechtwerksteine, die in Millstatt gefunden wurden und die in die karolingische Epoche zu datieren sind*⁶.

⁴ Vgl. Hans-Dietrich Kahl, Der Millstätter Domitian. Abklopfen einer problematischen Klosterüberlieferung zur Missionierung der Alpenslawen Oberkärntens, in der Reihe: Vorträge und Forschungen, Sonderband 46, Hg. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Stuttgart 1999. Etwas differenzierter Stefan Eichert & Katharina Winckler, wenn sie schreiben: *Millstatt muss für ihn [Domitian], sofern er eine historische Person war, als Ort eine sehr große Bedeutung gehabt haben, zumal er hier eine Eigenkirche baut, in der er sich auch bestatten lässt*, in Von der metropolis Norici zum comitatus Lurniensis. Teurnia und sein Umfeld zwischen Spätantike und Hochmittelalter, in: Archäologie Österreichs 23/2, 2012, 2. Halbjahr, S. 40 sowie Abb. 6.

⁵ Wie Anm. 3 (Nikolasch), S. 58.

⁶ Ebenda, S. 55.

Eine neue Hypothese zum Flurnamen Millstatt

Univ. Dozent Dr. Alfred Ogris eröffnete 1981 mit seinem Referat *Orts- und Flurnamen im Bereich der Grundherrschaft Millstatt* das mittlerweile zur ständigen Einrichtung gewordene Millstätter Symposium. Zu der Namensableitung stellte er sinngemäß fest: Jüngste Versuche, aus Millstatt ein germanisches Malstatt (zu *mallobergus*) bzw. eine slowenische Gnadenstätte zu konstruieren (zu slowenisch *milost* = Gnade) sind aus vielerlei Gründen zum Scheitern verurteilt. Das zweite Kompositum -statt, bzw. -stad oder -gstad mit anlautenden g- ist zweifelsfrei deutscher Herkunft. Es könnte in der Bedeutung »aufgestautes Wasser« zu verstehen sein. Geht man von besagtem »Stad-Recht« bzw. »Gestade-Recht« im Sinne von »Staurecht« aus, so könnte mit Millstatt durchaus jenes Gebiet gemeint gewesen sein, wo die **Mils** aufgestaut wurde. Eine, wie er selbst schreibt, gewagte Hypothese⁷.

Hydrographie im Raum Millstätter See

Viele Jahre später führte mich der Zufall zu jener Stelle, wo Wasser aus dem Pöllandbach (Pesentheiner Bach), der gleichfalls ein Berg- oder Leitenbach ist, in den zuwenig wasserführenden Obermillstätter Mühlbach übergeleitet wird. Berufsbedingt mit wasserbaulichen Angelegenheiten betraut, erinnerte mich die einfach hergestellte, aber absolut hochwassersichere Wasserversorgung von Obermillstatt augenblicklich an die Hypothese von der aufgestauten *Mils*. Denn ausschlaggebend bei der Wahl eines geeigneten Siedlungsplatzes waren, nicht nur in der Beckenlandschaft des auf ca. 590 m Meereshöhe gelegenen Millstätter Sees mit seinen 30 namentlich erfassten Zubringerbäche⁸, seit jeher die lokal verfügbaren und nutzbaren Wasser-Ressourcen.

Fachleute der Wildbach- und Lawinenverbauung, Sektion Villach (fortan: WL V), haben für jedes einzelne Fließgewässer graphisch das dazugehörige Einzugsgebiet (fortan: E) festgelegt, das Flächenausmaß [in km²] errechnet und mit topographischen Zusatzinformationen versehen, in der amtlichen Österreichkarte, ÖK 182, Blatt Spittal an der Drau sowie ÖK 183, Blatt Radenthein, dargestellt (Abb. 2)⁹. Ferner haben sie für jeden einzelnen Bach seine maximale Wasserführung (=

⁷ Vgl. Alfred Ogris, Orts- und Flurnamen im Bereich der Herrschaft Millstatt, in: Symposium zur Geschichte des Benediktiner Stiftes Millstatt, 19.-20. 06. 1981, S. 5 f.

⁸ Vgl. Hans Sampl, Lieselotte Schulz, Roswitha Fresner, Markus Reichmann, Zur Limnologie des Millstätter Sees, in: Der Millstätter See. Aus Natur und Geschichte, Hg. Bettina Golob & Wolfgang Honsig-Erlenburg, Klagenfurt 2008, S. 66. – Fortan: Der Millstätter See, 2008.

⁹ Der Gefahrenzonenplan für die Marktgemeinde Millstatt wurde zuletzt 2010 überarbeitet. Das von mir hier verwendete Kartenmaterial ist jedoch älter, denn meine ersten Erhebungen bei der WL V, Sektion Villach, erfolgten bereits 2006. Für zweckdienliche Auskünfte und Hilfestellung ist Herrn Ing. Gert Fischer zu danken.

HQ₁₅₀)¹⁰ in Kubikmeter pro Sekunde, in den beiden gegenständlichen Tabellen fortan abgekürzt [m³/s], den maximalen Geschiebeanteil in Prozenten, fortan [%] sowie die Geschiebefracht in Kubikmeter, fortan [m³], ermitteln (sh. Anhang: **Tabelle 1 & 2**)¹¹)

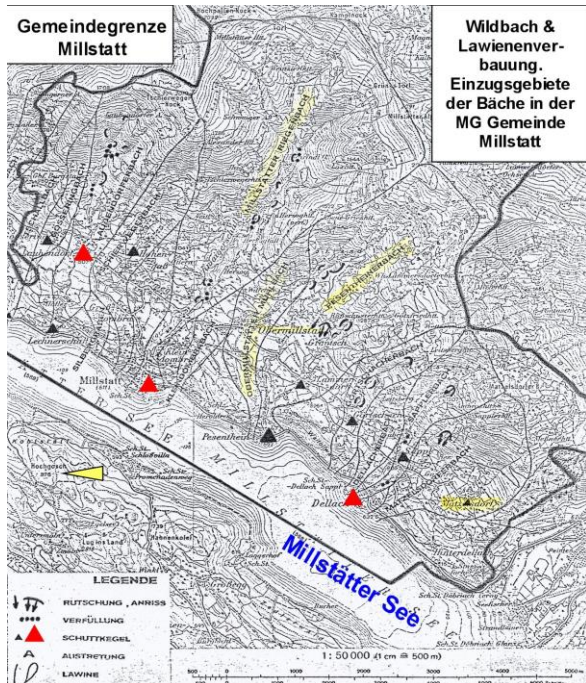


Abb. 2 Österreichkarte 1:50.000 mit den Einzugsgebieten der Fließgewässer innerhalb der Marktgemeinde Millstatt.

Für die Powerpoint-Präsentation am 31. Mai 2013 wurden der besseren Darstellbarkeit halber auf die einzelnen Folien nur die Umrisse der unmittelbar relevanten Einzugsgebiete im Bereich der zu besprechenden Örtlichkeiten übertragen, wobei die römischen Fundplätze mit ihren nahezu unverwüstlichen Marmorspolien die aussagekräftigsten Rückschlüsse auf die lokale Besiedelungsgeschichte ermöglichen.

Ergiebige Niederschläge sind in Oberkärnten vorwiegend auf Adriatiefs zurückzuführen. Die dabei aus Südwest heranziehenden Regenwolken stauen sich an den in ostwestlicher Richtung verlaufenden Gebirgszügen. Wie die von der Zentralanstalt für Metrologie und Geodynamik in Klagenfurt während des Sommerhalbjahres (April-September) ermittelten Niederschlagssummen zeigen, fällt in deren Gipfelbereich bis zu 1.100 mm Niederschlag (blaue Zonen). Dies trifft u. a. auch auf die 2.100 m hohe Millstätter Alpe zu. Im ca. 1.300 m tiefer liegenden Altsiedlungsgebiet am Obermillstätter Hochplateau und im benachbarten Drautal regnet es im Vergleichszeitraum der Messperiode 1961-1990 gerade mal 600 bis 700 mm (hellbraune Zone) (**Abb. 3**).

¹⁰ Eine rechnerisch ermittelte Hochwassermenge, welche statistisch betrachtet nur alle 150 Jahre anfällt; doch wie die beiden großen Drauhochwässer 1965 und 1966 gezeigt haben, können sich derartige Katastrophen auch jährlich wiederholen.

¹¹ Die zwei Tabellen sind dem WLV-Gefahrenzonen Plan für die Marktgemeinde Millstatt, Revision 2010, entnommen. Er liegt am dortigen Gemeindeamt auf.

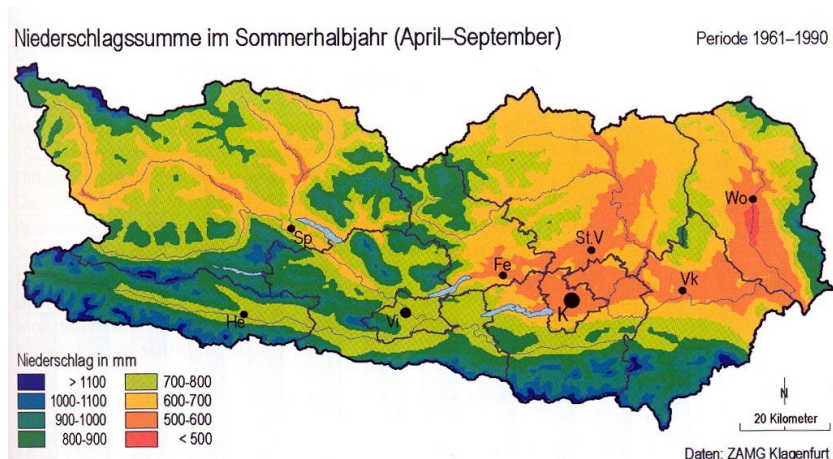


Abb. 3 Kärnten, Niederschlagskarte der Zentralanstalt für Metrologie und Geodynamik, Klagenfurt

Die Fundstellen

Dem Thema entsprechend, werden drei ausgewählte römische Siedlungsplätze: 1. **Baldersdorf**¹², 2. **Dellach**¹³, 3. **Laubendorf**¹⁴ sowie zwei mutmaßliche: 4. **Obermillstatt** und 5. **Millstatt**¹⁵, mit den örtlichen hydro- und topographischen Gegebenheiten in einem kausalen Zusammenhang gebracht (Abb. 4), wobei meines Erachtens die besondere Art der in Obermillstatt seit Alters her praktizierten Wassernutzung vorerst in der Gegend-, dann in der Ortsbezeichnung „Millstatt“ ihren bleibenden Niederschlag gefunden hat.

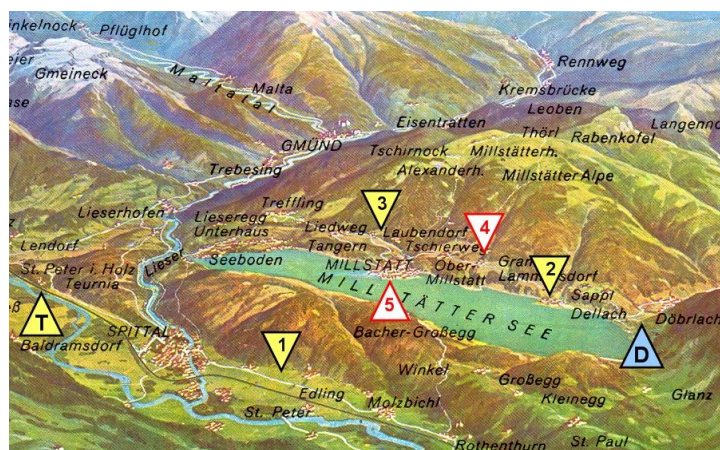


Abb. 4 Umgebung des Millstätter Sees, Postkarte, die Fundorten 1 bis 5 zwischen Teurnia [T] und Döbriach [D].

¹² Archäologischer Atlas von Kärnten, Hg. Gernot Piccottini unter Mitarbeit von Erich Wappis, Klagenfurt 1989, S. 25, Nr. 20.

¹³ Ebenda, S. 26, Nr. 38.

¹⁴ Ebenda, S. 43, Nr. 209.

¹⁵ Ebenda, S. 49, Nr. 253.

1. Baldersdorf

Im Zuge der Errichtung der Reichsautobahn (fortan: RAB) Salzburg-Villach wurden im Jahre 1939 bei einer Notgrabung bei Baldersdorf, nordwestlich von Molzbichl, Stadtgemeinde Spittal an der Drau, auf einer Fläche von ca. 5 ha die Überreste einer römerzeitlichen Ansiedlung freigelegt¹⁶. Zutage kam ein am Abfluss des Egelsees gelegener Wohnbereich mit einem Werkstättenareal, wo in Röst- und Schmelzöfen (Rasen-?) Eisenerz verarbeitet wurde sowie mehrere bis auf ihre Fundamente abgetragene Kultbauten. Diese wurden, dem Ausgräber Ing. Hans Dolenz folgend, vorerst als ein „Heiliger Brunnen“ sowie als keltische, später provinzialrömische Umgangstempel gedeutet. Dieser „Kelten-Brunnen“ wurde im mittlerweile aufgelassenen Parkmuseum in Klagenfurt rekonstruiert und war dort über Jahrzehnte zu sehen¹⁷. Jetzt werden die damals freigelegten Mauerzüge als Fundamente von Grabmonumenten, vergleichbar mit jenen in Šempeter bei Celje/Cilli in Slowenien, interpretiert¹⁸ (Abb. 5).

Das ursprünglich geplante Fahrbahnniveau der Autobahn lag etwas tiefer als das umliegende Gelände, sodass alle freigelegten römischen Siedlungsreste und der Gräberbezirk, der, den Grabbeigaben nach zu schließen, bis in die Spätantike belegt wurde¹⁹, beim Weiterbau zerstört worden sind. Durch den 2. Weltkrieg kam der RAB-Bau im Drautal schlussendlich zum Erliegen. Die Wiederaufnahme der Arbeiten erfolgte erst in den 1970er Jahren, wobei – wegen der in der Nachkriegszeit großteils mit Privathäusern verbauten RAB-Trasse – die nunmehrige A 10 Tauernautobahn südlich von Molzbichl vorbeiführt.

Auf der Suche nach den von Dolenz erwähnten „Schrämmstollen“ (Eisenabbau?) nördlich von Baldersdorf²⁰ sind mir im schluchtartigen Graben oberhalb der Magdalenenkapelle eine Abfolge von benachbarten Ruinen von Getreidemühlen aufgefallen (Abb. 6). Auf meine Nachfrage, ob denn die wenigen Bauern in Baldersdorf nicht mit einer einzigen Mühle das Auslangen hätten

¹⁶ Hans Dolenz, Ausgrabungen in Baldersdorf (Kreis Spittal a. d. Drau), in: Carinthia I, 132 (1942), S. 28 ff.

¹⁷ Gernot Piccottini, Die Römer in Kärnten. Ein Führer zu den wichtigsten römerzeitlichen Ausgrabungen und Denkmäler des Landes, mit zwei Beiträgen von Franz Glaser, Klagenfurt, 1989, S. 24 ff.

¹⁸ Franz Glaser, Teurnia: Römerstadt und Bischofssitz. Ein Führer zu den Ausgrabungen und zum Museum in St. Peter in Holz sowie zu den Fundorten im Stadtgebiet von Teurnia, Klagenfurt 1992, S. 128 und Lageplan S. 126. – Fortan: Glaser, Teurnia, 1992.

¹⁹ Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hg.), Corpus der Skulpturen der römischen Welt, Österreich, Band II, Faszikel 6: Die Skulpturen des Stadtgebietes von Teurnia, bearbeitet von Franz Glaser, Wien 1997, S. 11. – Fortan: Glaser, Skulpturen, 1997.

²⁰ Vgl. Axel Huber, Der „Schatzgräber“ Friedrich Bliem und die Stollen bei der Magdalenenkapelle, bzw. Die Sage vom Hochgosch im Lichte der neuen Forschungsergebnisse, in: Die große Geschichte einer kleinen Kirche. Die Magdalenenkapelle von Baldersdorf in Kärnten, Hg. Kurt Karpf & Therese Meyer, Spittal an der Drau 2004, S. 174 ff, bzw. S. 198 ff.

finden können, klärte mich mein Gewährsmann, Ing. Jakob Frohner vgl. Stroner in Baldersdorf, dahingehend auf, dass im Herbst, wenn das geerntete Getreide zum Mahlen anstand, die Wassermenge des Egelseeabflusses nicht immer für die Verarbeitung der gesamten im Dorf angefallenen Ernte ausreichte. Aus diesem Grunde konnte man noch in der Zwischenkriegszeit, als es noch keine elektrisch betriebene Hausmühlen gab, den Wasserspiegel des Egelsees mittels einer einfachen hölzernen Sperrvorrichtung beliebig hoch aufstauen (Abb. 7). Stand dann das Korn in allen Mühlen zur Verarbeitung bereit, wurde das über das Jahr aufgestaute Wasser in einer koordinierten Aktion zum gleichzeitigen Betrieb aller Mühlen abgelassen.

Seit wann diese einfache, aber höchst effektive Möglichkeit, einen naturbedingten Wassermangel wirkungsvoll auszugleichen, bestand, lässt sich in Ermangelung eines archäologisch abgesicherten Nachweises nicht sagen. An der Stelle, wo früher der Seeaufstau erfolgte, quert jetzt ein breiter Forstweg den Seeabfluss. Der alte hölzerne Grundablass, wie man eine solche Vorrichtung bei Teichanlagen heute noch beobachten kann, ist durch ein großes Betonrohr ohne Sperrvorrichtung ersetzt worden (Abb. 8).

Eine gut vergleichbare, heute noch bestehende, aber nicht mehr genutzte Sperrvorrichtung aus Beton, mit der man durch den Einschub von Holzbohlen den dahinter liegenden, stark versumpften Teich südwestlich von Treffling aufstauen konnte, befindet sich in der Marktgemeinde Seeboden am Millstätter See. Dieses ca. auf 800 m Meereshöhe gelegene Hochmoor ist das Quellgebiet des Kötzinger Baches, des westlichen Zubringers des Wirlsdorfer Baches (=Nr. 27 in der hydromorphen Karte des Millstätter Sees²¹).

²¹ Der Millstätter See, 2008, S. 66.

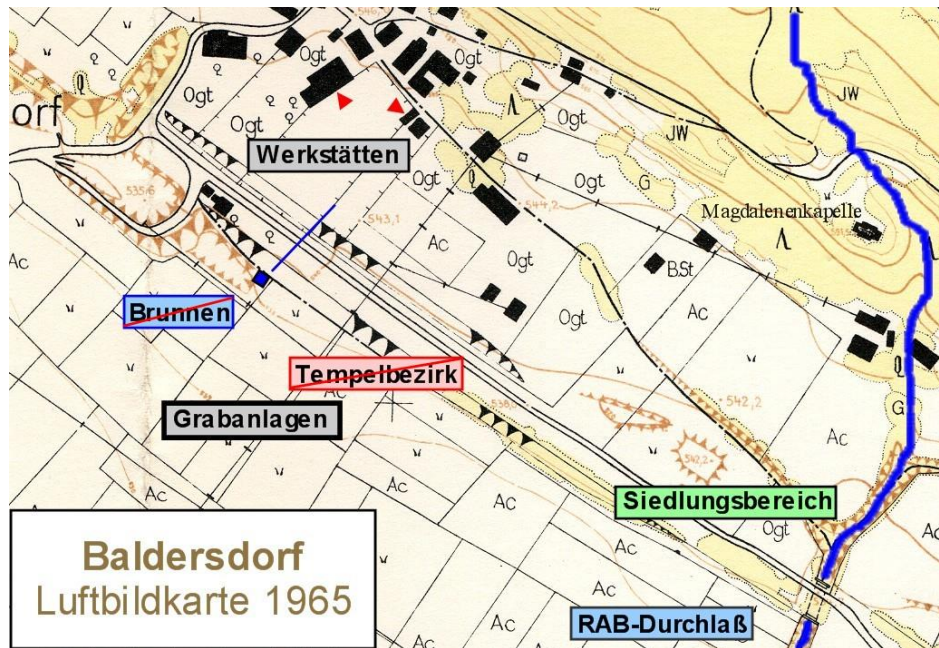


Abb. 5 Baldersdorf, Luftbildkarte 1:5000 (G. Kastenhofer, St. Veit / Glan, BEV-Bildflug Nr. 7474 vom Juni 1965, ergänzt: Axel Huber, 2013)

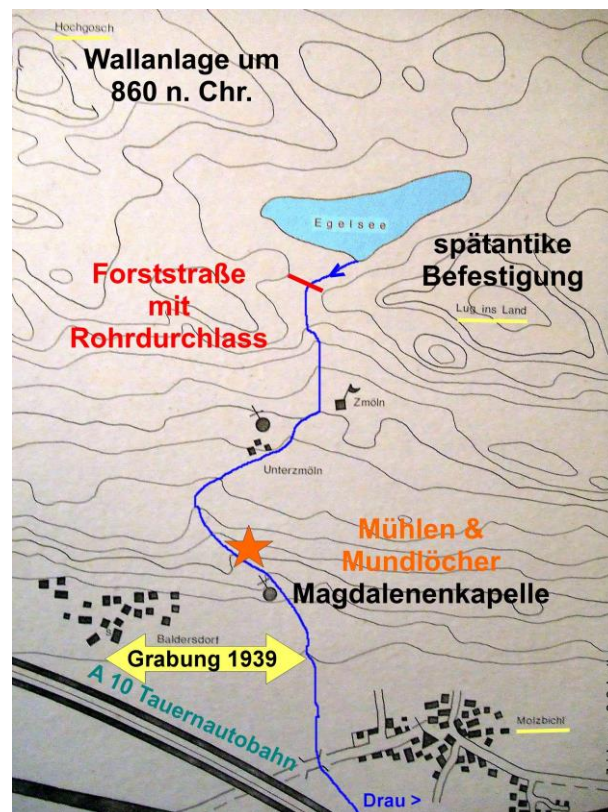


Abb. 6 Baldersdorf, Übersichtsplan (Sabine Schretter, 1997, ergänzt: Axel Huber, 2013)



Abb. 7 Egelsee, Blick gegen den Mirnock. (Foto: Axel Huber, 2008)

Abb. 8 Egelsee, Betonflussrohr. (Foto: Axel Huber, 2013)

2. Dellach

Eine weitere römische Fundstelle liegt direkt am Nordufer des Millstätter Sees (**Abb. 9**). 1964 wurde neben einer Badehütte, Bauparzelle •139, auf Parzelle 816, KG Matzelsdorf, jetzt ein Teilgebiet der Marktgemeinde Millstatt²², beim Ausschachten einer Sickergrube antikes Mauerwerk mit Hypokaust- und anderen Ziegelresten freigelegt (**Abb. 10**). Die Funde hat der bereits eingangs erwähnte Ing. Hans Dolenz mit Plan und Foto veröffentlicht²³ (**Abb. 11 & 12**).

Im Februar 1973 traten beim Kanalbau des Abwasserverbandes Millstätter See auf Parzelle 816, KG Matzelsdorf, neuerlich römisches Mauerwerk mit roter, durch grüne Streifen verzierte Wandbemalung sowie zwei außergewöhnlich gut erhaltene Türschwellen aus Marmor zutage²⁴. Diese hat Dr. Gernot Piccottini durch Fotos dokumentiert und die Fundsituation selbst mittels zweier Handskizzen dargestellt²⁵. Eine dieser beiden Türschwellen befindet sich im Stiftsmuseum Millstatt. Genauso wie ein gut erhaltener Tür- oder möglicherweise Fenstersturz aus Marmor, dessen Fundumstand nicht überliefert ist. Bei meiner Fotomontage wurden die unterschiedlichen Stocklichten, abgekürzt: LW, der beiden Fundstücke nicht berücksichtigt. Die Türschwelle hat eine LW von 134,5 cm, der Sturz eine etwas kleinere LW von 117,5 cm (**Abb. 13**).

²² Die Gemeinde Obermillstatt wurde im Jahre 1973 mit der Marktgemeinde Millstatt zusammengelegt.

²³ Hans Dolenz, Neue Hinweise auf römische Siedlungen in Oberkärnten, in: Carinthia I, 158 (1968), S. 183 ff.

²⁴ Gernot Piccottini, Fundberichte aus Österreich, Hg. Bundesdenkmalamt, Band 12 (1973), Wien 1974 S. 89.

²⁵ Diese Unterlagen befinden sich in der nach Ortsnamen gegliederten Fundkartei im Kärntner Landesmuseum in Klagenfurt.

Eine Nachschau auf der in der Zwischenzeit unterteilten und durch drei Häuser verbauten Parzelle 816, KG Matzelsdorf, ergab im Frühjahr 2013, dass bei der Errichtung einer Freitreppe am Seeufer drei weitere, nahezu unbeschädigte Marmorschwellen geborgen werden konnten (Abb. 14). Der gute Erhaltungszustand aller Türelemente (siehe Anhang: Tabelle 2) ermöglicht sogar eine Rekonstruktion der hölzernen Doppeltüre für derartig ausgeformte Türschwellen (Abb. 15).

Es stellt sich die Frage, warum gerade an dieser Stelle des ca. 13 km langen Millstätter Sees eine derart prunkvoll mit Wand- und Bodenheizung sowie mit Fresken ausgestattete Villa erbaut wurde. Neben dem durch die umgebende Topographie vor Muren und Bergstürzen abgesicherten Standort (Abb. 16) dürfte die m. E. zur damaligen Zeit vorzügliche Trink- und Nutzwasserversorgung durch den Dellacher Bach ausschlaggebend für die Wahl des Bauplatzes gewesen sein. Die hydrologische Karte der Zubringerbäche zum Millstätter See zeigt (Abb. 17)²⁶, dass der Dellacher Bach, bezeichnet mit der Nr. 12 und mit blauer Farbe von mir hervorgehoben, im Wald unmittelbar oberhalb der damaligen Villa rustica sein Quellgebiet hat und ein relativ kleines Einzugsgebiet von 0,69 km² aufweist²⁷. Seine Quellschüttung ist heute noch derart nachhaltig, dass selbst nach einer achtwöchigen, extremen Dürreperiode im Sommer 2013 in seinem Bachbett immer noch eine Wasserführung zu beobachten war.

Im Stiftsmuseum Millstatt befindet sich ein stark abgewitterter Votivaltar aus Marmor mit dem stark erodierten Relief einer Quell-Nymphe, der 1926 im Mauerwerk über dem Nordtor des Stiftesgebäudes freigelegt wurde²⁸ (Abb. 18). Die Vorstellung, dieser könnte einst am Wasserbecken im Atrium der Dellacher Villa rustica gestanden haben, hat m. E. einiges für sich, lässt sich jedoch nicht belegen.

Heute liegt oberhalb der römischen Villa die sich ständig vergrößernde Ortschaft Sappl. Ihre Oberflächenwässer sowie die der B 98 Bundes- und L 17 Landesstraße werden in den Dellacher Bach abgeleitet. Dies kann, wie mir Anrainer berichteten, bei einem länger andauernden Platzregen mitunter zu Überflutungen der Keller der unmittelbar anliegenden Häuser führen²⁹. Doch wie das von Dolenz gezeichnete Profil zeigt, liegt auf den Mauerresten ein feinkörniges, mit Kohleresten vermengtes Sediment auf. Es belegt, dass der römische Gebäudekomplex nicht durch

²⁶ Der Millstätter See, 2008, S. 66.

²⁷ Anhang: Tabelle 2, Nr. 12.

²⁸ Glaser, Skulpturen, 1997, S. 56, Nr. 41 sowie 2 SW-Fotos auf Tafel 30.

²⁹ In der Beschreibung der einzelnen Gefahrenherde im Planungsgebiet der WL V wird in Beilage Nr. 3.1, S. 4, vermerkt: *Die Geschiebeerzeugung beschränkt sich auf seichte Einrutschungen und leichten Witterschuttanfall, sodass die Gefährdung nach unten zu rasch abnimmt. Durch Verrohrungen und wegen des zu kleinen Gerinnes sind jedoch Bachausuferungen häufig.*

eine Mure³⁰, wie die gleich zu besprechende spätantike Kirche in Laubendorf, verschüttet wurde, sondern durch eine Brandkatastrophe vernichtet worden war.

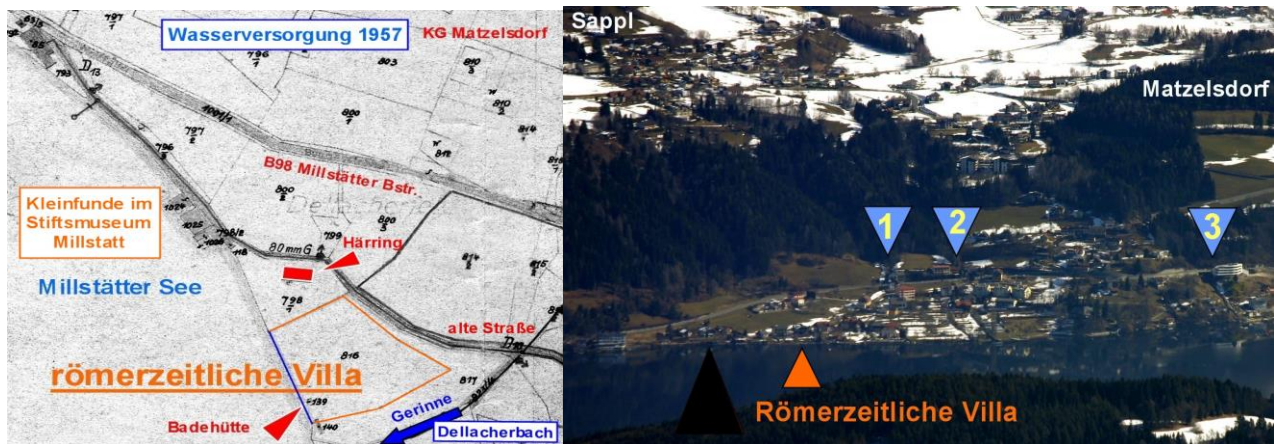


Abb. 9 Dellach, Projektplan der Ortswasserversorgung 1957. (ergänzt: Axel Huber, 2013)

Abb. 10 Dellach, Blick vom Gipfel des Goldecks. 1 Dellacher Bach, 2 Sappler Bach, 3 Matzelsdorfer Bach (Sonnenhofbach). (Foto & Grafik: Axel Huber, 2013)

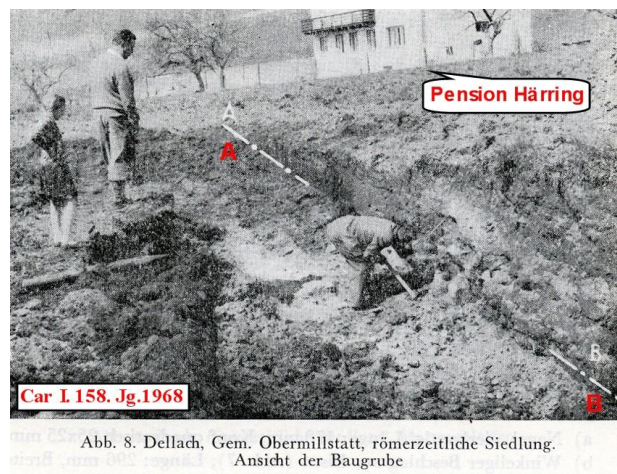


Abb. 11 Dellach, Villa rustica. (Foto: Ing. Hans Dolenz, 1964)

³⁰ Anhang: Tabelle 2, Nr. 12 belegt (gelber Pfeil), dass im gesamten Untersuchungsgebiet der WLIV einzig diesem Bach kein Geschiebeanteil zugeordnet ist.

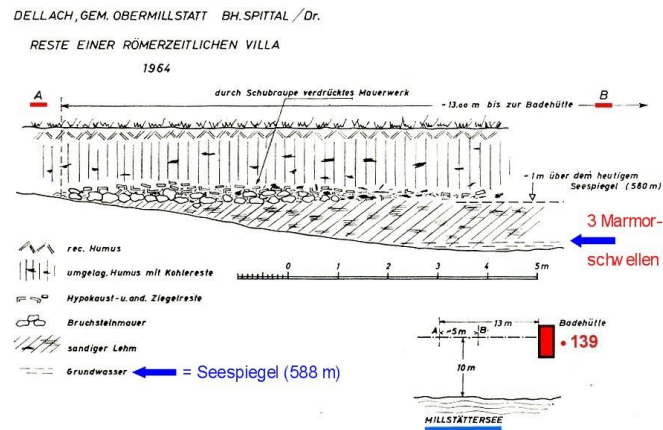


Abb. 9. Dellach, Gem. Obermillstatt, römerzeitliche Siedlung, Schnitt durch die Baugrube

Abb. 12 Dellach, Grabungsprofil in der Villa rustica. (Graphik: Ing. Heimo Dolenz, 1964, ergänzt: Axel Huber, 2013)



Abb. 13 Stiftsmuseum Millstatt, Schwelle & Sturz aus der Villa rustica. (Fotomontage: Axel Huber, 2013)

Abb. 14 Dellach, drei Marmorschwellen aus der Villa rustica. (Foto: Axel Huber, 2013)

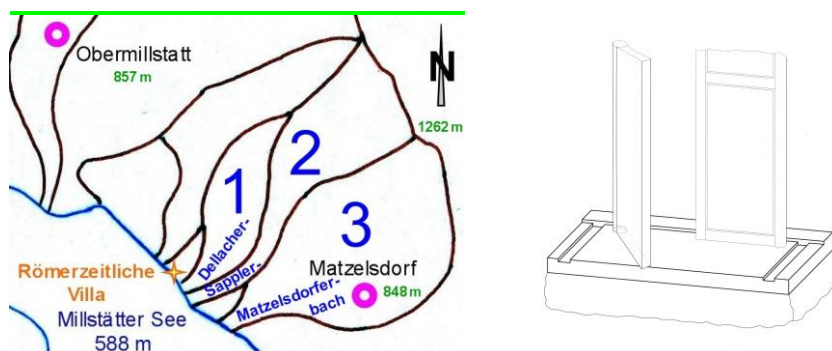


Abb. 15 Dellach, Einzugsgebiete der drei Bäche im Umfeld der Villa rustica. (Grafik: Axel Huber, 2013)

Abb. 16 Stiftsmuseum Millstatt, Rekonstruktion einer doppelflügeligen Türe der Villa rustica. (Rekonstruktionszeichnung: Franz Josef von Keller, 2013)

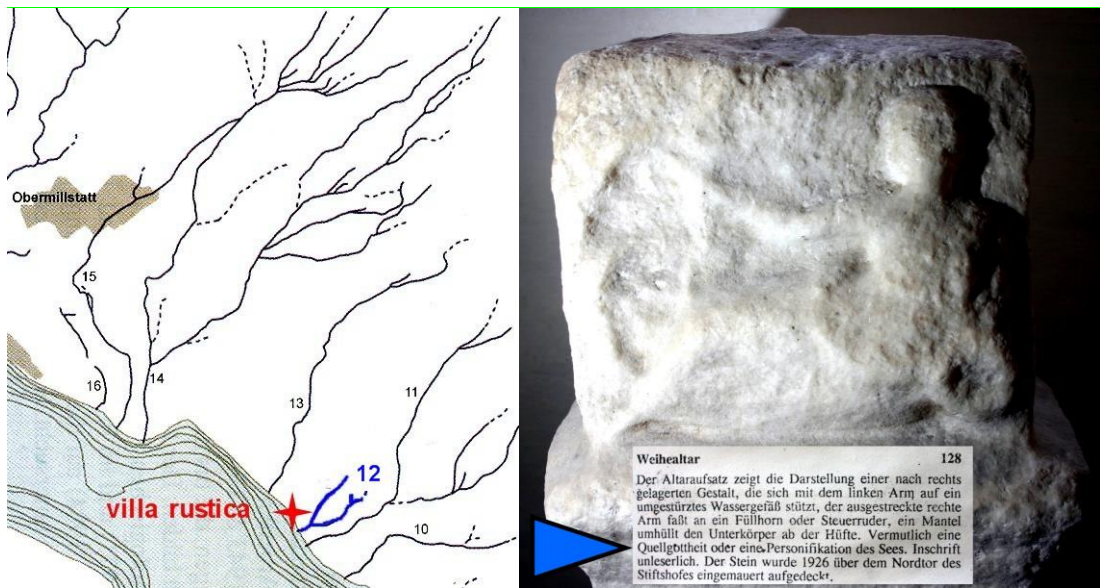


Abb. 17 Ausschnitt aus der hydrologischen Karte der Zubringerbäche zum Millstätter See. Dellach (Quell-)Bach, Nr. 12.

Abb. 18 Stiftsmuseum Millstatt, Weihealtar mit dem Relief einer Quellnymphe. (Foto: Axel Huber, 2009)

3. Laubendorf

Das Wesentlichste einer Siedlung war einst ein ständig Wasser führender Bach, mit dem aber auch eine permanente Überschwemmungs- und Vermurungsgefahr verbunden war. Im Vergleich zum Millstätter Riegerbach und Pöllandbach (Pesentheinerbach) haben die Dorfbäche der alten, hoch über dem See gelegenen Ortschaften Laubendorf (Meereshöhe 840 m), Obermillstatt (Meereshöhe 857 m) und Matzelsdorf (Meereshöhe 848 m) (Sonnenhofbach) verhältnismäßig kleine Einzugsgebiete, wie aus den im Anhang beigefügten Tabellen zu entnehmen ist (**Abb. 19**). Doch auch diese Siedlungen werden immer noch überflutet (**Abb. 20**) und dabei stellenweise durch Schlamm und Geröll vermurt (**Abb. 21**). Dieses Schicksal erlitt einst auch eine kleine spätantike Kirche in der heutigen Ortschaft Laubendorf, Marktgemeinde Millstatt³¹.

Im Jahre 1957 stieß der Landwirt Kliner vlg. Sappeler bei Fundierungsarbeiten für seinen neuen Stall auf einen kreisrunden Mauerzug. Er erkannte als Laie die Besonderheit der von ihm entdeckten Ruine und verständigte unverzüglich die zuständigen Behörden. Wie sich dann herausstellte, hatte er die Apsis einer 18,0 x 6,8 m großen, saalförmigen Kirche entdeckt. In mehrjährigen Grabungscampagnen wurden durch Ing. Hans Dolenz die Grundmauern einer frühchristlichen Kirche des 6. nachchristlichen Jahrhunderts freigelegt und konserviert³². Dank des

³¹ Dehio Kärnten, ³Wien 2001, S. 447.

³² Hans Dolenz, Die frühchristliche Kirche von Laubendorf am Millstätter See, in: Carinthia I, 152. Jg., Klagenfurt 1962, (Beigabe Festschrift Gotbert Moro) S. 38 ff.

Entgegenkommens des Grundeigentümers war bis Sommer 2012 die Kirchenruine der Öffentlichkeit kostenfrei und unbehindert zugänglich. Aus nicht nachvollziehbaren Gründen wurde das bedeutendste römische Bodendenkmal am Millstätter See im Herbst 2012 bescheidgemäß zugeschüttet (Abb. 22). Ein Modell der Kirchenruine sowie die beiden bedeutendsten Funde, ein römischer Grabstein, der als Mensaplate³³ in Zweitverwendung stand und ein kleiner, ca. 8 cm hoher, versilberter Becher aus Kupfer³⁴, wohl eine Pyxis, die zur Aufbewahrung der Eucharistie diente³⁵ (Abb. 23), befindet sich im Stiftsmuseum Millstatt.

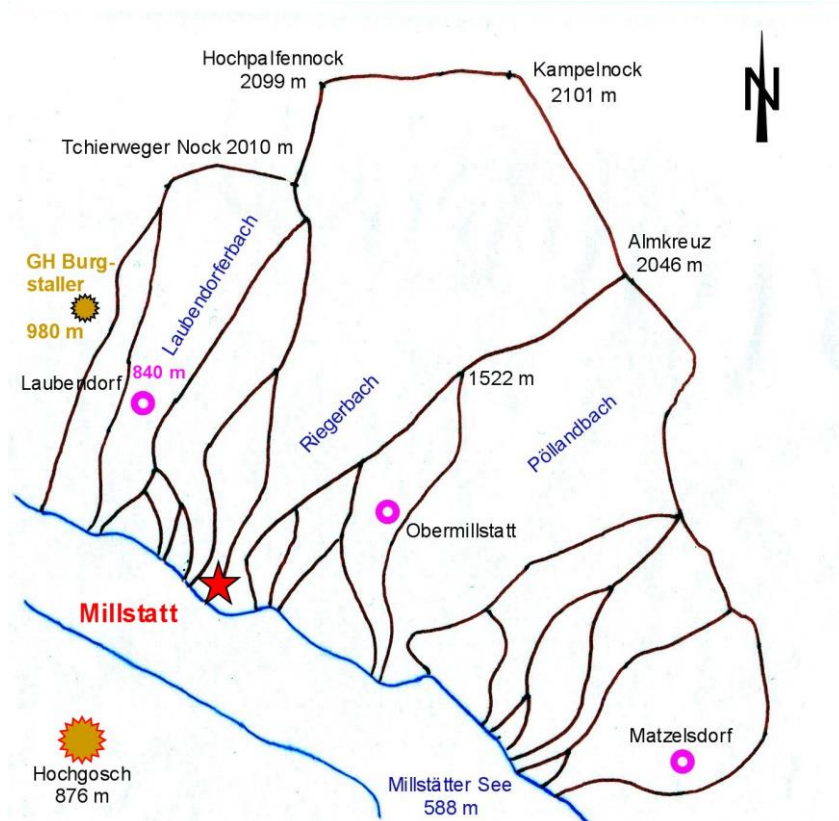


Abb. 19 Einzugsgebiete der Wildbäche zwischen Laubendorf und Matzelsdorf.

³³ Ebenda, S. 48, Abb. 9.

³⁴ Ebenda, S. 56, Abb. 12.

³⁵ Vgl. Hansjörg Weidenhoffer, Sakramenthäuschen in Österreich. Eine Untersuchung zur Typologie und stilistischen Entwicklung in der Spätgotik und Renaissance, in der Reihe: Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz, Bd. 87, 1. Auflage Juni 1992. S. 7, III. Die Aufbewahrung des Allerheiligsten, 1. Vom Frühchristentum bis zum 13. Jahrhundert. – Für die Überlassung dieser Publikation ist Herrn Dr. Stephan Zobernig, Klagenfurt, zu danken.

Schwere Unwetter im Raum der Millstätter Alpe

Infolge von Wolkenbrüchen kam es am 4. und in der Nacht zum 5. Juli im Raum der Ortschaften Tangern, Obermillstatt, Tschierweg, Laubendorf zu schweren Überschwemmungen und Vermurungen.

In der Ortschaft Tangern wurden 20 Hektar Grundfläche, davon 11,6 Hektar Wiesen und Obstgärten, 2 Hektar Kartoffel- und 7 Hektar Getreidefläche durch Vermurungen und Steingeröll total vernichtet. Des weiteren sind zehn Bauernhäuser und neun Stallungen durch eindringende Wasser- und Geröllmassen erheblich beschädigt worden. Bei drei Häusern und drei Stallungen reichte die Verschüttung im Innern

der Gebäude bis drei Meter hoch. Die Landstraße wurde an zwei Stellen nächst der Pension Ploni und beim sogenannten Gschalbach vermurt und erst am 5. Juli freigelegt.

In den Ortschaften Obermillstatt, Laubendorf und Tschierweg wurde durch zwei Unwetter großer Schaden angerichtet, dessen Größe noch nicht abzusehen ist. Große Felder und Wiesen wurden vermurt, Feldfrüchte vernichtet und Gebäudeschaden verursacht. Der Ortsverkehr in Millstatt wurde vollkommen unterbrochen und die Straßen durch Stein- und Schuttgeröll verlegt. Der Verkehr konnte jedoch bereits wieder aufgenommen werden.

Abb. 20 Zeitungsbericht über Unwetterschäden am Obermillstätter Hochplateau. (Grafik: Axel Huber, 2013)



Abb. 21 Tangern, Überschwemmung 2009. (Foto: Axel Huber, 2009)

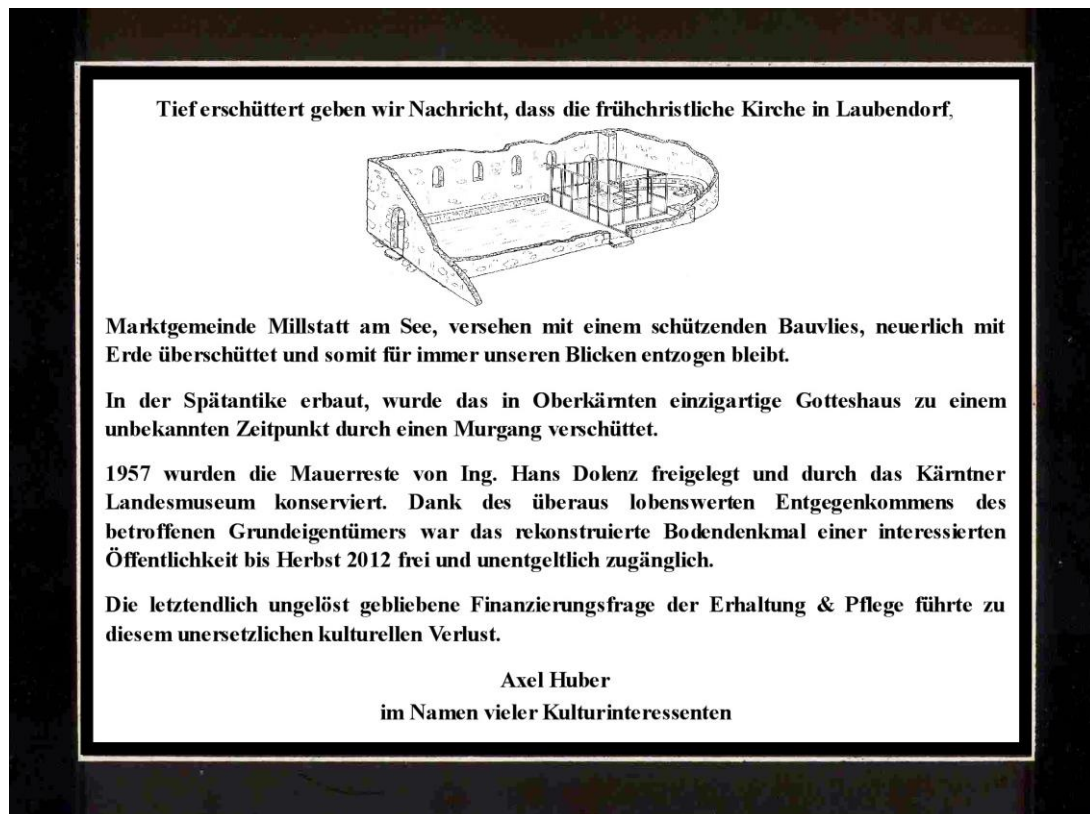


Abb. 22 Laubendorf, Todesanzeige. (Grafik: Axel Huber, 2012)



Abb. 23 Laubendorf, das graue Plattenquadrat markiert in etwa das Langhaus und der weiße Plastikbehälter die Rundapsis der zugeschütteten Kirchenruine. Rechts im Bild eine Pyxis. Derartige Gefäße dienten in frühchristlicher Zeit zur Aufbewahrung des konsekrierten Brotes.
(Foto: Axel Huber, 2012)

Exkurs: Der Laubendorfer Burgstallriegel

Im Ostalpenraum stehen spätantike Kirchen meist mit zeitgleichen, örtlichen Befestigungsanlagen in Verbindung³⁶. Wie der Name Burgstall unter Umständen vermuten lässt, könnte sich im Bereich des nahe liegenden ehemaligen Gasthauses Burgstaller auf einer Meereshöhe von ca. 1.000 m, eine solche befunden haben. Helmut Prasch und Otto Weiß glaubten 1975, eine fränkische frühmittelalterliche Wehranlage auf dem sogenannten „Purgstallriegel“³⁷, südlich des gleichnamigen Anwesens lokalisieren und rekonstruieren zu können³⁸, doch sind bislang weder diesbezügliche Bodenfunde bekannt geworden, noch gibt es künstliche Geländestrukturen, die diese recht kühn anmutende Hypothese in irgendeiner Weise untermauern könnten.

Dank neuester Flugbildtechnik lassen sich seit einigen Monaten derartige Geländestrukturen mühe- und kostenlos am PC mit dem *Kärntner geografischen Informationssystem* unter: www.kagis.ktn.gv.at - Kärnten Atlas - (gewünschten Kartenausschnitt wählen) - "Kartenhintergrund" oder "Darstellung" – *Geländeschummerung*³⁹, gut erkennen und analysieren⁴⁰. Bekanntlich erzählt ein Bild mehr als tausend Worte ausdrücken können. Daher sei hier als eindrucksvolles Beispiel eine gescannte Aufnahme des 876 m hohen „Hochgosch“⁴¹ (Abb. 24), ob Baldersdorf gelegen (Siehe Abb. 6)⁴², mit einer Aufnahme des gegenständlichen „Purgstallriegel“ (Abb. 25) oberhalb der Ortschaft Tangern, MG Seeboden am Millstätter See, gegenübergestellt.

³⁶ Vgl. Slavko Ciglenečki, Höhenbefestigung aus der Zeit vom 3. bis 6. Jh. im Ostalpenraum, Ljubljana 1987.

³⁷ Vgl. Überarbeiteter Franziszeischer Kataster 1:2880 aus 1876, Vermessungsamt Spittal an der Drau, „Purgstallriegel“, Parz. Nr. 125/3, KG Laubendorf.

³⁸ Helmut Prasch, Das Seen- und Gegendtal. Menschen und Landschaft zwischen Seen und Nocken, Spittal an der Drau 1976, S. 121: Aquarell des Anwesens Burgstaller. S. 123: Zeichnung des Anwesens Burgstaller von Arch. Ing. Otto Weiß, S. 149 f: Rekonstruktion der Wehranlage und Geschichtliches über die Herkunft der fränkischen Kolonisten, S. 189: Beschreibung der „Festung“ am Köfele (=Purgstallriegel).

³⁹ Bei dieser Technik durchdringen unzählige Laserstrahlen den vorhandenen Baum- und Strauchbestand und nur das nackte Gelände wird abgebildet.

⁴⁰ Freundlicher Hinweis von Herrn Walter Egger, Lendorf bei Spittal.

⁴¹ Kordula Gostenčnik, Die frühmittelalterliche Befestigungsanlage auf dem Hochgosch bei Molzbichl, Kärnten. Die Grabung 1987, in: *Archaeologia Austriaca*, 81, Wien 1997, S. 255 ff. Zur aktuellen Datierung des Walles vgl. Axel Huber, Altersbestimmte Hölzer aus dem Stift Millstatt sowie vom Hochgosch, aus Rennweg, Spittal und Seeboden, in: *Carinthia I.*, 199, (2009), S. 153 ff.

⁴² Ebenda, S. 257, Abb. 2, Zeichnung: Sabine Schretter.

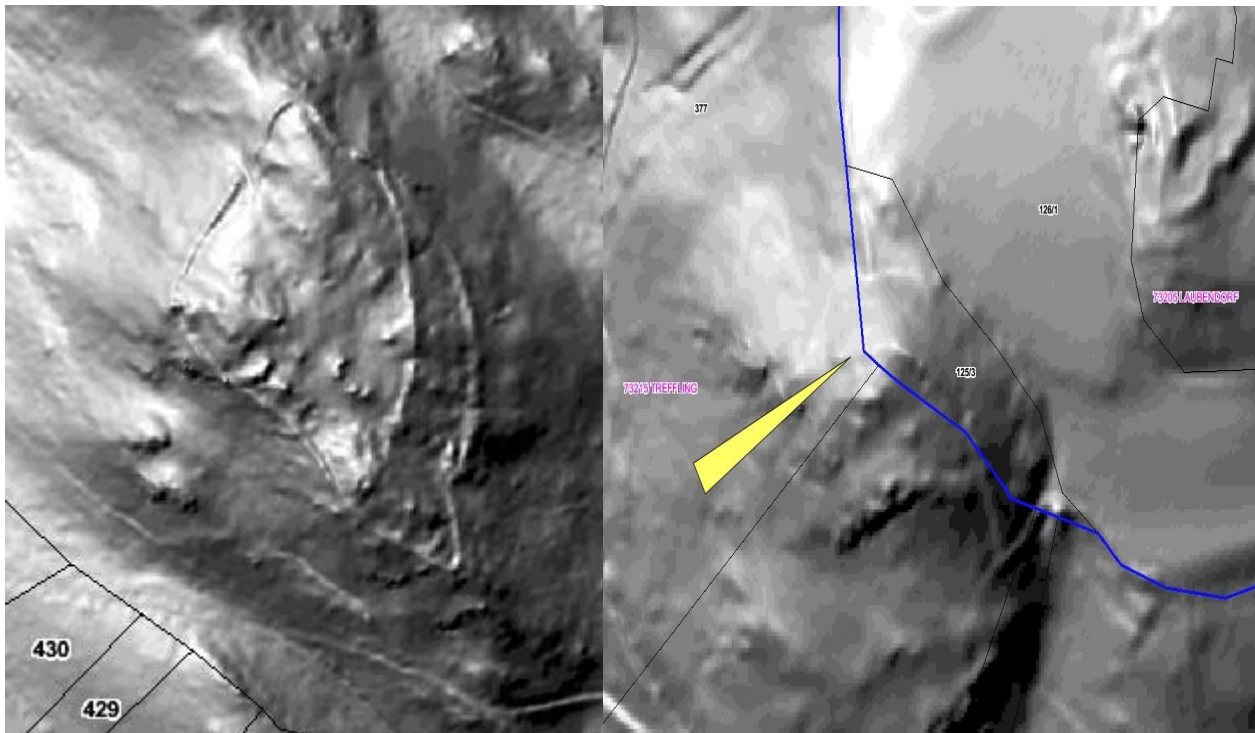


Abb. 24 Frühmittelalterliche Wallanlage am Hochgosch. Luftbild: © Amt der Kärntner Landesregierung.

Abb. 25 Laubendorf 1, vgl. Burgstaller. Der gelbe Pfeil markiert die höchste Erhebung des *Purgstallriegel*, die blaue Line die KG Grenze zwischen den Katastralgemeinden Tangern und Laubendorf. Luftbild: © Amt der Kärntner Landesregierung.

4. Obermillstatt

Wie erwähnt, diente in der spätantiken Kirche von Laubendorf eine römische Grabplatte als freistehende Mensa⁴³. Gleichfalls römerzeitlicher Herkunft könnte eine 103 x 60 cm große Marmorplatte in der Pfarrkirche von Obermillstatt sein⁴⁴. Sie ist rechts neben dem Hochaltar im Plattenbelag des Fußbodens eingefügt und teilweise vom hölzernen Altaraufbau überdeckt. An ihrer abgetretenen Oberfläche sind mindestens drei eingemeißelte Konsekrationskreuze neben einer 31 x 19 cm großen, mit Mörtel gefüllten Reliquiengrube gerade noch zu erkennen (**Abb. 26**). Weitere derartige Spolien sind weder in noch an der stark barockisierten Kirche St. Johann Baptist zu sehen. Doch eine alte Sage berichtet, dass einst an ihrer Stelle ein heidnischer Tempel gestanden haben soll⁴⁵.

⁴³ Rudolf Egger, Eine kleine Handelsstation in Oberkärnten, in: Carinthia I, 151 Jg., Klagenfurt 1961, S. 205 ff.

⁴⁴ Dehio Kärnten, ³Wien 2001, S. 591.

⁴⁵ Valentin Pogatschnigg, Sagen von den Heiden im Gebiet des Millstätter Sees, in: Carinthia I, 88. Jg., Klagenfurt 1898, S. 7.

In diesem Zusammenhang sind vorrömische Bodenfunde der Laugen-Melauner Kultur (ca. 13.-11. Jh. v. Chr.) aufschlussreich, die der Messner und Totengräber, Herr Alois Auer vgl. Messner, während der letzten 20 Jahre im erweiterten Friedhofsbereich beim Ausheben von Gräbern gemacht hat⁴⁶. Zuletzt hat er mehrere durch Feuer hart gebrannte Bruchstücke einer mit Lehm verputzten Schilfhütte geborgen. Sie zeugen von der Existenz einer bronzezeitlichen Siedlung im unmittelbarem Umfeld der heutigen Kirche (Abb. 27)⁴⁷. Derartige, schon in frühen Zeiten im Umfeld der Kirche bei Grabungsarbeiten zutage gekommene, prähistorische Relikte könnten zur Bildung der Sagen des Obermillstätter Heidentempels beigetragen haben.



Abb. 26 Pfarrkirche Obermillstatt, Mensa als Bodenplatte in Zweitverwendung. Kleines Vergleichsfoto: Mensa in der St. Pauler Stiftskirche. (Fotos & Grafik: Axel Huber, 2013)

⁴⁶ Axel Huber, Obermillstatt: Keramik vom Typ Laugen-Melaun, in: Carinthia I, 190. Jg., Klagenfurt 2000, II. Kleine Mitteilungen, S. 470.

⁴⁷ Derselbe, Weitere Funde von bronzezeitlicher Keramik im Friedhof von Obermillstatt, in: Carinthia I, 203. Jg., Klagenfurt 2013, II. Kleine Mitteilungen, S. 349 ff.

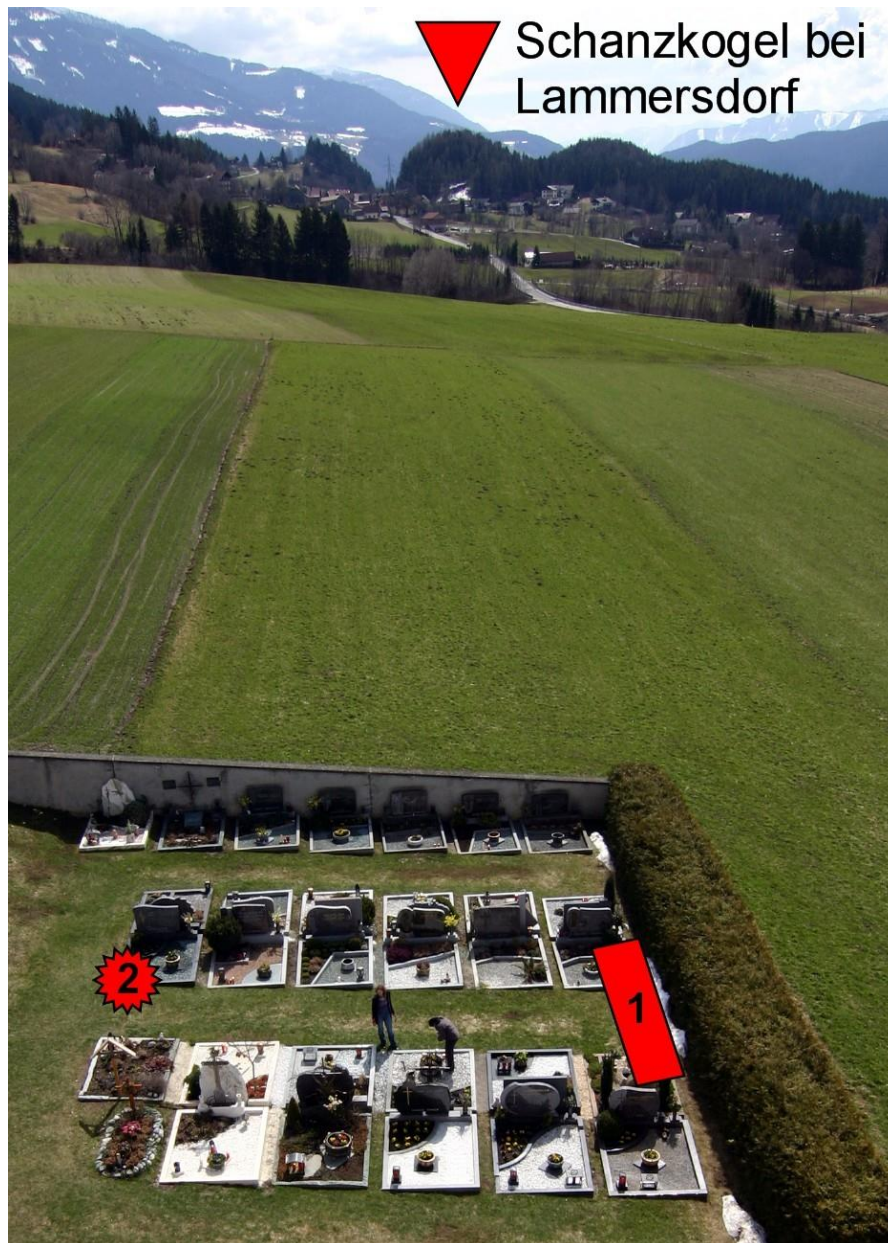


Abb. 27 Pfarrkirche Obermillstatt, erweitertes Friedhofsareal im Südosten. Blick aus der Glockenstube des Kirchturms, Richtung Südost, auf das erweiterte Friedhofsareal. Die Keramik-Fundstelle 1 und 2 sind rot markiert. Zur neolitischen Fundstelle Schanzkogel siehe Carinthia I, 142. Jg., Klagenfurt 1952, S. 173. (Foto & Grafik: Axel Huber, 2013)

Der Obermillstätter Mühlbach

Ein Blick aus der Vogelperspektive (sprich: Goldeckgipfel, Kote 2142) auf das Obermillstätter Hochplateau lässt erkennen, welche naturbedingte Gunstlage diesen Ort auszeichnet. Nach allen Seiten für reichlich Sonneneinstrahlung offen, wird er durch den Höhenzug der Millstätter Alpe optimal gegen kalte Nordwinde abgeschirmt. Ansonst liegt er absolut hochwassergeschützt zwischen den tief eingeschnittenen Schluchten der beiden großen Wildbäche Rieger- und

Pöllandbach⁴⁸ (Abb. 28). Wie der im Anhang angeschlossenen Tabelle 1 zu entnehmen ist, beträgt die maximale Hochwasserfracht (HQ₁₅₀) des Riegerbachs, bei einem Einzugsgebiet 10,6 km², unvorstellbare 45 m³ pro Sekunde und das HQ₁₅₀ des Pöllandbaches (Pesentheinerbach) bei einem E=6,6 km², nicht weniger beeindruckende 32 m³/s. Im Vergleich dazu ist das Einzugsgebiet des Obermillstätter Mühlbach oberhalb der Ortschaft nur 0,85 km² groß. Doch wegen der Steilheit des Lärchenriegels und der damit verbundenen Murengefahr weist der WLV-Gefahrenbericht eine mögliche Geschiebefracht von beachtlichen 500 m³ aus.

Das slowenische *polje* = Feld steckt im Namen des Pöllandbaches.⁴⁹ Dieser tritt an der Ausleitungsstelle des Mühlbaches aus einem weitläufigen bewaldeten Almkessel und geht, ohne je mit einem Feld in unmittelbaren Kontakt zu kommen, in einen sich immer tiefer einschneidenden Graben und schließlich in eine Schlucht über, die sich bis nach Pesenthein hinab erstreckt. Denkbar ist, dass die im Frühmittelalter einwandernden Slawen das flurbewässernde Erdgerinne am Obermillstätter Hochplateau vorfanden und es dementsprechend in ihrer Sprache als „Feldbach“ benannten. Später verstand die zunehmend deutsch sprechende Bevölkerung den slawischen Namen in seiner ursprünglichen Bedeutung nicht mehr und benannte das Gerinne nach seinen zahlreichen, von ihm mit Wasserkraft angetriebenen Mühlen. Der alte slawische Name ist aus heute nicht mehr ersichtlichen Gründen auf den weit größeren Wildbach übergegangen und hat sich, an diesen haftend, bis heute erhalten. Ähnlich verhält es sich mit dem Namen „Riegerbach“. Einer mündet in Millstatt, ein zweiter gleichen Namens fließt in Döbriach in den See. In beiden Fällen verstand man die ursprüngliche slowenische Bezeichnung *reka* -> *rieger* = Bach⁵⁰ nicht mehr, denn nur so ist die dadurch entstandene Tautologie *Bachbach* zu erklären.

Das Einzigartige an der Lage von Obermillstatt ist meiner Meinung nach seine „Lebensader“, der eingangs erwähnte Mühlbach. Gespeist wird er durch eine von Menschenhand geschaffene Ausleitung aus dem mit einigen frei verlegten Bachsteinen aufgestauten Pöllandbach (Abb. 29). Ebenso einfach, aber absolut wirkungsvoll ist die im anschließenden, künstlich hergestellten Erdgerinne eingebaute, aus vier Brettern zusammengezimmerte Streichwehr. Sie reguliert automatisch die maximale Wasserführung, wobei das obere, quergestellte Brett die Funktion hat, das allenfalls aus dem hochwasserführenden Pöllandbach zufließende Überwasser „abzustreichen“ und dieses schadlos in den Pöllandbachgraben abzuleiten⁵¹ (Abb. 30).

⁴⁸ Die Schreibweise der beiden Bachnamen wurde aus der amtlichen Österreichkarte 1:50.000 übernommen.

⁴⁹ Eberhard Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten, II. Teil, Klagenfurt 1958, S. 38.

⁵⁰ Ebenda, S. 178.

⁵¹ In der Beschreibung der einzelnen Gefahrenherde im Planungsgebietes der WLV wird in Beilage Nr. 3.1, S. 3, vermerkt: *Der Obermillstätter Mühlbach wird aus dem Pesentheinerbach, der zu den gefährlichsten des Gebietes zählt, ausgeleitet, Hochwasserabflüsse und Murgänge können aber nicht in den Mühlbach gelangen. Höhere*

Das an sich unbefestigte Erdgerinne führt anschließend in zunehmender Hanglage um einen bewaldeten Kogel herum und geht danach in den eigentlichen Mühlbach über. Dieser, vielfältig genutzt, fließt mitten durch ausgedehnte Wiesen und Felder an der Kirche vorbei, Richtung Pesenthein, ab. Zuvor noch gab es bis vor wenige Jahre eine Ausleitung nach Kleindombra. Ferner werden heute noch der künstlich aufgestaute Klieber Teich und der gleichfalls künstlich angelegte Zwergsee mit seinem Wasser gespeist (Abb. 31).

Alle noch bestehenden Wassernutzungs- und Bezugsrechte am Obermillstätter Mühlbach sind im Wasserbuch des Amtes der Kärntner Landesregierung eingetragen. Zum Beispiel belegt das Karteiblatt der Pfarrpfünde St. Johann Baptist, dass diese über einen unbeschränkten Wasserbezug für die Bewässerung des Pfarrhofgartens verfügt, der zwischen Mühlbach und Pfarrkirche angelegt ist (Abb. 32). Da die Reste der oben beschriebenen bronzezeitlichen Hütte (Siedlung?) gleichfalls im unmittelbaren Umfeld der Pfarrkirche gefunden wurden, ist anzunehmen, dass die künstlich hergestellte Wasserableitung aus dem Pöllandbach schon vor mehr als 3.000 Jahren Bestand hatte. Welch geringer technischer Aufwand für die Herstellung einer das Überwasser abwerfenden Streichwehr erforderlich ist, zeigt ein steinverkleideter Mühlgang am Kaningbach, Stadtgemeinde Radenthein. Dort besteht eine funktionsfähige, völlig wartungsfreie Streichwehr aus unbearbeiteten Bachsteinen (Abb. 33).

Wie die Ausleitung aus dem Trefflinger Bach (in seinen Oberlauf als Leitenbach bezeichnet, sh. Nr. 25) ursprünglich gestaltet war, lässt sich nicht mehr rekonstruieren, denn an dieser Stelle steht jetzt zum Schutz der Ortschaft Treffling, Marktgemeinde Seeboden am Millstätter See, eine mächtige Talsperre der Wildbachverbauung. In dieser befindet sich eine rechteckige Ausnehmung, durch die man gleichfalls dosiert dem Trefflinger Mühlbach Wasser zuführen kann. Ein mächtiger Schuttkegel am Ende der Schlucht, noch oberhalb des Ortes, lenkt den Wildbach, Einzugsgebiet 10,3 km², HQ₁₅₀ 52 m³ pro Sekunde, nach Osten hin ab. Dieser, in seinem Unterlauf bezeichnender Weise als „Griesbach“ benannt, fließt bei der Ortschaft Gritschach in den Millstätter See. Der Trefflinger Mühlbach, in weiterer Folge vereint er sich mit dem Kötzingen Bach, fließt als Wirlsdorfer Bach, Mühlen und Felder bewässernd, durch die Ortschaften Kraut, Reich und Wirlsdorf gleichfalls in den See. Auch an diesem Bach gab und gibt es eingetragene Wasserrechte im amtlich geführten Wasserbuch, welches jetzt über das oben erwähnte Kärntner geographische Informationssystem abgefragt werden kann.

Wasserführung kann stellenweise Erosion im oben tiefer eingeschnittenen Graben verursachen, was in Obermillstatt öfters zu örtlichen Überschwemmungen führte, größere Schäden sind bisher unbekannt.

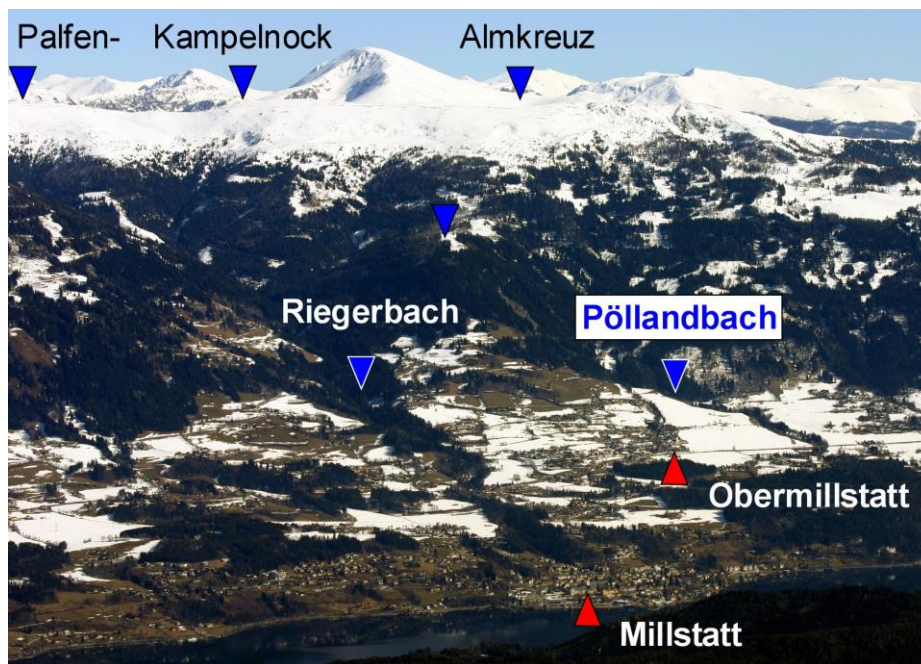


Abb. 28 Obermillstätter Hochplateau zwischen Rieger- und Pöllandbach. (Foto & Grafik: Axel Huber, 2013)



Abb. 29 Obermillstatt. Pöllandbach mit Ausleitung des Mühlbaches. (Foto & Grafik: Axel Huber, 2006)



Abb. 30 Obermillstatt, Mühlbach mit hölzerner Streichwehr. (Foto & Grafik: Axel Huber, 2006)



Abb. 31 Obermillstatt, Übersichtsaufnahme, (Foto & Grafik: Axel Huber, 2006)

Name und Anschrift des Berechtigten:		Wasserbuch Evidenzblatt 206/1609
Pfarrpründe St. Johann Baptist Obermillstatt 9872 Millstatt		
Das betroffene Gewässer:		
<u>Obermillstätterbach (BX)</u>		
Die örtliche Bezeichnung der Wasserbenutzung (Entnahme):		
Entnahme Obermillstätterbach	Fließgewässeranlage / Entnahme	
Grundstück: 1035/1	KG: 73210 Obermillstatt PG: 20620 Millstatt	
Wasserrechts-Bindung:		
Grundstück: 1020	KG: 73210 Obermillstatt PG: 20620 Millstatt Pfarrpründe EZ 21	
Art und Umfang des Wasserrechtes:		
Sonderanlage	Nutzwasserversorgung	
Maß der Wasserbenutzung	<u>Bewässerung des Gartens</u>	
keine Konsensmengen festgesetzt		

Abb. 32 Obermillstatt, Wasserbuch, Karteiblatt.



Abb. 33 Kaning, Mühlgang mit steinerner Streichwehr. (Foto: Axel Huber, 2008)

Exkurs: Die Salzquelle namens Mouzgerepret

Blickt man weiter zurück, so finden sich mitunter frühneuzeitliche Belege für schriftlich fixierte Wasserbezugsrechte, wie z. B. im Landesarchiv in Klagenfurt, Handschrift 543, die von Walther Fresacher bearbeitet worden ist. Diese enthält eine Menge von Verträgen und Vergleichen, welche im Amt Kleinkirchheim der ehemaligen Herrschaft Millstatt im 16. und 17. Jahrhundert abgeschlossen wurden. Darunter sind etwa 30, bei denen es um Wasser ging, da jeder Bauernhof für seine "Hausnotdurft", wie es immer in diesen Spanzetteln heißt, genügend Wasser für Mensch und Vieh haben musste. Die Tatsache, dass das für den Hausbedarf notwendige Wasser mitunter über fremden Grund und Boden geleitet werden musste, da die Quelle selbst oft außerhalb des Besitzes lag, bildete die Hauptursache für diese Streitigkeiten⁵².

Ein noch älteres Wassernutzungsrecht findet sich in der Besitzbestätigung vom 6. April 1177, die Papst Alexander III. dem Kloster Millstatt in Venedig ausgestellt hat. Neben umfangreichem, namentlich aufgelistetem Grundbesitz in Oberkärnten, Pinzgau und Friaul, werden unter anderen *due octave partes in fonte qui vocatur Mouzgerepret et due VII partes in canali qui vocatur Haurula*, auf deutsch: „2/8 Anteile [25 %] an der Quelle namens Mouzgerepret und 2/7 Anteile [28,6 %] am Kanal [Angoss, siehe unten] der Haurula genannt wird“, in dieser Urkunde erwähnt⁵³. Da meines Wissens keine kommentierte deutsche Übersetzung dieser für Millstatt so wichtigen Papsturkunde vorliegt, habe ich versucht diese Quelle und diesen Kanal mit Hilfe ihrer eigentümlichen Eigennamen zu lokalisieren. Mit freundlicher Hilfestellung von Herrn Univ. Prof. Dr. Heinz-Dieter Pohl glaubte ich die Quelle „Mouzgerepret“ im sogenannten Brunn- oder Brandstattbachl im Döbriacher Moor und den Kanal „Haurula“ als einst parallel zum Döbriacher Riegerbach verlaufenden Werks- oder Mühlkanal zwischen Radenthein und dem Millstätter See, ausfindig gemacht zu haben (Siehe Abb. 4, blaue Pfeilmarkierung „D“). Die wirtschaftliche Nutzung dieser beiden Gewässer durch das Kloster Millstatt glaubten Herr Dr. Heinrich Reithofer und ich mit der gleichfalls 1177 bezeugten dortigen „Fischereistation“ ..., *curiam que vocatur Tibria (Döbriach) cum piscatione sua*, ...“ in Verbindung bringen zu können. Diese These habe ich in Millstatt am 31. Mai 2013 vorgetragen. Sie ist **falsch**, wie die anschließenden im Herbst 2013 durchgeführten Recherchen zeigen:

⁵² Walther Fresacher, Streitigkeiten ums Wasser, in: Die Kärntner Landsmannschaft, Heft 9, Klagenfurt 1979, S. 4 ff.

⁵³ Monumenta Historica Ducatus Carinthiae (fortan: MDC), Geschichtliche Denkmäler des Herzogtums Kärnten, 3. Bd., 811-1202, Hg. August von Jaksch, Klagenfurt 1904, S. 456, Nr. 1216.

Robert Eisler⁵⁴ und Erika Weinzierl-Fischer haben die „civitas Halla“ der Papsturkunde aus 1177 mit Hallein bei Salzburg gleichgesetzt⁵⁵, was für mich Anlass war, Hallein zu besuchen. Im dortigen Keltenmuseum wird die erstmalige urkundliche Erwähnung des Ortes im Jahre 1198 als „Mühlbach“ mit drei Salzsudpfannen, sehr eindrucksvoll mit romanischer Bauplastik dem Besucher präsentiert und aufgezeigt, wie Hallein, mit tatkräftigem Zutun der Salzburger Erzbischöfe, Anfang des 13. Jh. dem benachbarten Reichenhall in Bayern das Salzmonopol für Mitteleuropa abgerungen hat und erst danach zur „Civitas“ (Stadt) aufstieg (Abb. 34)⁵⁶.

Hingegen wurde das heutige Bad Reichenhall bereits um das Jahr 700 als „Hal“ oder „Salina“ bezeichnet. Ab 1159 kommt dem Ort urkundlich der Rang „Civitas“ zu⁵⁷. Dies lässt vermuten, dass die dem Kloster Millstatt 1177 bestätigte Salzproduktionsstätte eher dort angesiedelt war. Eine an das Stadtarchiv von Bad Reichenhall gerichtete Anfrage brachte die Bestätigung meiner Vermutung⁵⁸.

Die Passage in der Papsturkunde [...] *tria quoque loca fraxiorum, due octave partes in fonte qui vocatur Mouzgerepret et due VII partes in canali qui vocatur Haurula, viginti tria sedilia domorum in civitate Halla et ea omnia que Poto rationabiliter dedit vobis in Binzcuo* [...] übersetzt der Leiter des dortigen Stadtarchivs, Herr Dr. Johannes Lang fachgerecht wie folgt: [...] **auch drei Sudpfannen, 2/8 vom (Salz)Brunnen namens Mouzgerepret [wohl Metzgerbrett], 2/7 vom Angoss [=Salzbrunnenverteiler] namens Haurula [wohl von lat. haurire = schöpfen], 23 Hausstätten in der Stadt Reichenhall und all das, was Euch Graf Poto [Popo] vernünftigerweise im Pinzgau gegeben hat** [...].

Unter dem, was im Pinzgau vermacht wurde, kommentiert Lang, sind in erster Linie Waldbesitz und Klausbäche zu sehen, die man als Energiequelle für den Betrieb der Sudpfannen benötigte. Somit verfügte das Kloster Millstatt über eine vollständige Betriebseinheit innerhalb der Saline Reichenhall sowie über das dafür nötige Personal.

Herrn Dr. Johannes Lang ist ersten für die Überlassung eines überaus aussagekräftigen Holzschnittes aus dem 16. Jh. zu danken. Dieser zeigt anschaulich das Ensemble einer Saline (Abb. 35)⁵⁹, bestehend aus einem Salzbrunnen mit dazugehöriger Schöpfvorrichtung zur

⁵⁴ Robert Eisler, Die Geschichte von Millstatt, unter Mitarbeit von Franz Halmschläger, 1914, Hg. Axel Huber, Millstatt 2000, S. 56. – Fortan: Eisler, Millstatt, 1914/ 2000.

⁵⁵ Erika Weinzierl-Fischer, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten, Klagenfurt 1951, S. 71.

⁵⁶ Vgl. Fritz Koller, St. Peter als Salzproduzent, in: Katalog zur 3. Landesausstellung „St. Peter in Salzburg, das älteste Kloster im deutschen Sprachraum“, Salzburg 1982, S. 104 ff.

⁵⁷ Alb. Hirschbichler, Alpensalzstadt Bad Reichenhall. Auf den Spuren der Salzgeschichte, Berchtesgaden 2009, S. 8.

⁵⁸ Herrn PD Dr. phil. Dipl.-Kult. Man. Johannes Lang M. A. ist für zahlreiche per Mails erteilte Auskünfte zu danken.

⁵⁹ Johannes Lang, Geschichte von Bad Reichenhall, Neustadt an der Aisch 2009, S. 82 ff.

Förderung der Sole, einem hölzernen, sogenannten *Angoss* als Auffangbecken, einer fünfarmigen Verteilerrinne mit Zuleitungsrohren zu den einzelnen Sudhäusern sowie zweitens für den Hinweis auf eine umfassende Studie über das mittelalterliche Salzwesen in Bayern von Heinrich Wanderwitz⁶⁰.

Dieser fundierten Arbeit ist zu entnehmen, dass um 1188/93 das Salzburger Kloster St. Peter, unter vielen anderen Beteiligungen in Reichenhall, auch einen 1/16 Anteil am Salzbrunnen namens *Mûzigaere* (=Metzgerbrett) besaß⁶¹. Sein Standort sowie seine Ausformung sind heute mangels eines archäologischen Nachweises ebenso wenig rekonstruierbar, wie seine wechselvolle Besitzgeschichte, in deren Verlauf es zu einer enormen Zersplitterung der Soleförderrechte kam. Jedenfalls ist dieser Solebrunnen ident mit der *fonte* (Quelle) *qui vocatur Mouzgerepret*, an der auch das Kloster Millstatt, wie wir aus einer Papsturkunde wissen, mit *due octave partes* (2/8 entsprechen 4/16 Anteilen) Mitbesitzer war.

An einem weiteren, heute nicht mehr lokalisierbaren Salzbrunnen, der in der Papsturkunde von 1177 mit den Worten: *in canali qui vocatur Haurula* umschrieben wird, war das Kloster Millstatt mit *due VII partes* (2/7 Anteilen) beteiligt. Das soeben erwähnte Klosters St. Peter in Salzburg könnte gleichfalls an diesem Salzbrunnen Miteigentum besessen haben, denn im Klosterurbar von 1272 ist mit den Worten: *Item an dem Sibentaler vnum sibentail soluit 1 lb* ein Salzbrunnen mit einem Ertrag von 1 Gulden pro Siebentelanteil verzeichnet⁶². Das viel jüngere Herzogsurbar aus dem Jahre 1435 in dem der umfangreiche Salinenbesitz des Herzogs von Bayern in Reichenhall aufgelistet ist, vermerkt als Ertrag an *Des herzogen dienst im prunn [...] an dem sibentailer 1 lb. dn*⁶³.

Die Reichenhaller Güter des Klosters Millstatt werden nochmals in Urkunden der Päpste Urban III. 1187 I 23 (MDC III, 1340) und Innozenz III. 1207 IV 14 (MDC IV, 1604) im gleichen Wortlaut genannt und verschwinden dann aus den Quellen. Aussagen über die Art der besitzrechtlichen Abhängigkeit dieses Siedens und über den Verbleib sind nicht möglich⁶⁴.

⁶⁰ Heinrich Wanderwitz, Studien zum mittelalterlichen Salzwesen in Bayern, München 1984, S. 117 f.

⁶¹ Ebenda, S. 44, Nr. 41.

⁶² Ebenda, S. 37, Anm. 195.

⁶³ Ebenda, S. 176 f.

⁶⁴ Ebenda, S. 118.

Fritz Koller, St. Peter als Salzproduzent,
in:

Das älteste Kloster im deutschen Sprachraum

St. Peter in Salzburg

3. Landesausstellung
15. Mai - 26. Oktober 1982
Schätze europäischer
Kunst und Kultur

S. 105: Als infolge der Bevölkerungszunahme im 12. Jahrhundert die Nachfrage nach Salz rapid anstieg, ergaben sich für die Saline Reichenhall bei diesem riesigen Absatzgebiet Versorgungsprobleme. Da sich die Solequellen jeder Manipulation entzogen, versuchte man in den Jahren nach 1100 erfolgreich durch das Abteufen gezimmerter Brunnenschächte auf trockenem Boden tiefergelegene soleführende Schichten anzuschneiden, um damit die Förderung zu steigern. Diese Brunnen treten in den historischen Nachrichten unter der Bezeichnung *Werchpreter* in Erscheinung. Sie verdienen wenigstens in beschränktem Umfang das Prädikat einer technischen Revolution: 1100 Jahre nach dem Niedergang des prähistorischen Salzbergbaus auf dem Dürrnberg stellen die Reichenhaller Werchpreter im Ostalpenraum zum erstenmal wieder den Versuch dar, mit Hilfe einer – wenn auch obertägigen – AufschlieBungstechnik die Gewinnung von Sole über die unbeeinflußbare Schüttung der Quellen hinaus maßgeblich zu steigern. St. Peter konnte an diesen Werchpretern Anteile in größerem Umfang erwerben. Für das Werchpret *Abbatespret*, an dessen Förderung St. Peter mit fünf Achtelanteilen die Mehrheit besaß, wurde der Abt von St. Peter sogar namengebend.

Durch den Konkurrenzkampf, den Erzbischof Eberhard II. in den Jahren zwischen 1200 und 1220 zugunsten seiner neuen Saline Hallein u. a. mit urkundlich belegten Schleuderpreisen führte, wurde das Versieden der niederkonzentrierten Sole aus den Werchpretern unrationell. Da gleichzeitig – ebenfalls unter dem Konkurrenzdruck aus Hallein – die Vielzahl kleiner Pfannstätten wenigen großen Pfannhäusern weichen mußte, verlor der Großteil der Reichenhaller Güter der Abtei, nämlich die Werchpretanteile und Pfannstätten, zu Beginn des 13. Jahrhunderts seinen Wert. Im Gegensatz zu anderen Klöstern, die im Zuge dieser Entwicklung vollständig als Salzproduzenten ausschieden, konnte St. Peter durch seine Anteile an den Solequellen diese Zäsur – wenn auch stark beschränkt – überdauern.

Abb. 34 Salzburg / Reichenhall (Koller). Als Werchpreter bezeichnet man gezimmerte Brunnenschächte für die Solsalzgewinnung.



Abb. 35 Reichenhall, Holzschnitt aus dem 16. Jh. einen Salinenbetrieb darstellend, bestehend aus Salzbrunnen, Schöpfwerk, hölzerner Verteiler mit Ableitungsrohren und mehreren Pfannhäusern, in denen die Sole zu Salz versotten wurde, wie es der rauchende Kamin im Vordergrund andeutet.

5. Millstatt

Das von Bundesdenkmalamt herausgegebene, von Gabriele Russwurm-Biró bearbeitete Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Kärntens vermerkt schlagwortartig in seiner dritten, erweiterten und verbesserten Auflage, Wien 2001, zu Millstatt u. a. einleitend: *Gegend am Fuß der Millstätter Alpe seit römischer Zeit besiedelt. Urkundlich 1065-1075 als Milistat, Name slawischen Ursprungs? (mil stat = Ort der Gnaden) [sic!]. Im 8. Jahrhundert Missionierung der heidnischen Karantaner durch den Bischof Modestus aus Salzburg. Ehemalige Benediktinerabtei, gegründet um 1086-1088 als Stiftung des Pfalzgrafen Aribio II. (†1102) und dessen Bruder Poto (†1104) aus dem norisch-bayrischen Geschlecht der Aribonen, das seit 977 die Pfalzgrafenwürde besaß; vermutlich über Vorgängerbau. (In der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts bestanden in Millstatt bereits 2 Kirchen des Edlen Aribio, dem hl. Paulus [sic!] und der hl. Walpurga geweiht [sic!])*⁶⁵.

Im Gegensatz zur Kirche in Obermillstatt, wo nur eine einzige Marmorspolie sichtbar ist, besteht das überwiegend unverputzte Untergeschoss des romanischen Westwerks der Stiftskirche Millstatt großteils aus einem Gemenge von Granat-Glimmerschieferblöcken und Marmorspolien⁶⁶ (Abb. 36). Im Südpfeiler der Vorhalle, hinter dem spätgotischen Taufbecken rechts neben dem Eingangstor, ist im Mauerwerk ein eindeutig als römische Spolie anzusehender, reliefierter Marmorblock eingefügt, der vom Sockel eines Grabmonumentes stammen dürfte (Abb. 37). Er zeigt Ansätze eines Lebensbaumes⁶⁷ und ist gut vergleichbar mit jenem Marmorbruchstück, auf dem die Entführung der Europa auf dem Stier dargestellt ist. Dieses Fragment wurde 1988 in Treffling, MG Seeboden, gefunden und befindet sich jetzt im Römermuseum in Teurnia⁶⁸.

Eine Reihe von Römersteinen, die im Laufe der Jahre hierorts aufgefunden worden sind, befinden sich im Stiftsmuseum Millstatt, teils als Originale, teils nur mehr als Gipsrepliken. Robert Eisler hat die zu seiner Zeit schon bekannten Grab- und Inschriftsteine ausführlich besprochen. Er sieht die Millstätter Römerdenkmäler *mit größter Wahrscheinlichkeit nur als versprengte Findlinge aus Teurnia*⁶⁹.

Eisler kann man beipflichten: in den letzten Jahren wurden von Bamberger Archäologen fachkundig begleitet bautechnische Grabungsarbeiten im Bereich des Kreuzganges (Sanierung), des aufgelassenen Friedhofes nördlich der Stiftskirche (Verlegung eines Handyfunkkabels) sowie im südwestlichen, äußeren Stiftsbereich durchgeführt, wo man beim Bau des Heizhaus-Bunkers

⁶⁵ Dehio Kärnten, ³Wien 2001, S. 536 f.

⁶⁶ Glaser, Skulpturen, 1997, S. 86, Sp. 2. – In der nördlichen Außenmauer der Stiftskirche, im schmalen Zwickel südlich der Loretokapelle, gibt es gleichfalls vereinzelte Spolien.

⁶⁷ Ebenda, S. 86, Nr. 92, Tafel 48.

⁶⁸ Ebenda, S. 56, Nr. 39, Tafel 29.

⁶⁹ Eisler, Millstatt, 1914/ 2000, S. 17 ff.

bis in eine Tiefe von 4 Meter vorgedrungen war. Wie mir der Grabungsleiter, Herr Dr. Claus Vetterling, bei mehreren Gesprächen dankenswerterweise mitteilte, wurde an keiner Stelle ältere als mittelalterliche bis frühneuzeitliche Keramik und dementsprechendes Mauerwerk angetroffen. Das dabei geborgene Kleinmaterial, darunter auch Metallfragmente, befindet sich im Bundesdenkmalamt in Klagenfurt. Diese Kleinfunde bedürften einer wissenschaftlichen Bearbeitung und anschließenden einer Präsentation im Stiftsmuseum.

Für die hochmittelalterliche Großbaustelle der Stiftskirche und des Klosters Millstatt war die antike Nekropole von Seeboden der geografisch nächstgelegene, verkehrsmäßig über den See sehr gut erschlossene „Kalksteinbruch“ der, wohl nebenbei, manchen Kalkbrennofen gefüllt haben dürfte⁷⁰. Man beachte die beiden rundbogenartig gearbeiteten Marmorspolien im Stiftsmuseum, die mit der Fassade des spätrömischen Kuppelgrabs in Seeboden durchaus in Verbindung gebracht werden können⁷¹. Verwiesen sei auch auf die reich ausgestattete Villa rustica in Dellach, wo an der Uferlinie des Sees drei zum Abtransport (?) gelagerte Marmorschwellen aufgefunden wurden. Schließlich sei noch der Gräberbezirk von Baldersdorf in Erinnerung gerufen. An diesem führte ein Karrenweg vorbei, auf dem die imposant großen Glimmerschieferblöcke aus der Gegend von Stockenboi für den romanischen Kirchenbau nach Millstatt transportiert wurden⁷² (Abb. 38).

⁷⁰ Das Massiv der Millstätter Alpe besteht hauptsächlich aus Granatglimmerschiefer, der neben anderen Gesteinsarten spärlich von Marmorzügen durchsetzt ist. Wo diese „ausbeißen“, wurden sie abgebaut und vorwiegend zu Kalk gebrannt. Drei derartige Fundstellen sind mir an ihrem Südfall bekannt. Zwei Fundstellen belegen, dass man bei der Suche und Gewinnung dieses unentbehrlichen Baustoffes, Zement als Zuschlagsstoff gab es noch nicht, bis in die Almregion vorgestoßen ist: 1) Oberhalb der Pichlhütte, Kote 1336, ÖK 182, MG Seeboden, in ca. 1.400 m Meereshöhe liegen die spärlichen Überreste eines runden Kalkbrennofens am Weg in die Tangerner Alm. 2) In der Millstätter Schlucht, direkt neben dem Riegerbach in ca. 1.270 m Meereshöhe zeugen Mauerreste von einer Kalkbrennerei. Dieses lokale Kalkvorkommen soll vollständig ausgebeutet sein, wie Herr DI Heinz Jungmeier, Millstatt, dankenswerter Weise zu berichten weiß. 3) Am westlichen Steilabfall des Kolmbergs, Kote 965, zur Lieser existiert ein stillgelegter Kalksteinbruch mit den daneben befindlichen Überresten eines runden Kalkbrennofens. Anlässlich der Instandsetzung des Kirchturmes in Matzelsdorf im Jahre 1888 wurde ein Baubericht verfasst. Diesem ist zu entnehmen, dass freiwillige Helfer aus Obermillstatt den erforderlichen Kalk *von Unterhaus bis hierher geführt haben* (Herrmann Stellmann, Matzelsdorf 2004:163). Den Schotter für den Bau der alten Reichsstraße nach Gmünd bezog man gleichfalls aus dieser Abbaustelle. Die dort gefundenen Kristalle haben bei Mineralogen überregionale Beachtung gefunden. Vgl. dazu: Josef Gränzer, Interessante Kalkspatkristalle in der Form des Grundrhomboëders von Unterhaus in Kärnten, in: Mitteilungen aus dem Vereine der Naturfreunde in Reichenberg, 52. Jg., Reichenberg (heute Libereč, CZ.) 1930, S. 23 ff. – Herrn Harald Wippel, Spittal an der Drau, ist für diese Hinweise zu danken.

⁷¹ Vgl. Axel Huber, Das spätrömische Kuppelgrab in Seeboden am Millstätter See, 1. Teil, in: Die Kärntner Landsmannschaft, Klagenfurt 2007, Heft 12, S. 4 ff & 2. Teil, in: ebenda, 2008, Heft 2, S. 11 ff.

⁷² Vgl. Alois Kieslinger, Die nutzbaren Gesteine Kärntens, 17. Sonderheft der Carinthia II, Klagenfurt 1956, S. 144.

Einen weiteren Zuwachs an „Römersteinen“ dürfte Millstatt wohl im 16. Jh. erfahren haben. Diesmal aus Teurnia, wie exemplarisch eine Huldigungsinschrift (Ehreninschrift) des dortigen Gemeindrates an Kaiser Volusianus (251-253 n. Chr.) belegt⁷³. Zu dieser Steininschrift merkt Eisler an: *Möglicherweise schmückte sie die gemauerte Basis einer Bildsäule des Herrschers. Da der Augsburger Ratsherr und Altertumsfreund Konrad Peutinger den Stein schon vor 1527 beschrieben hat, ist er wohl von den Georgsrittern zur Zeit Kaisers Max. I., des Schirmherrn der deutschen Humanisten und dieses Ordens, nach Millstatt versetzt worden*⁷⁴.

Getragen vom Geist des Humanismus, umgab man sich zur damaligen Zeit nicht nur in Millstatt mit derartigen antiken Denkmälern. Nicht zufällig fanden sich die hiesigen Steine vorwiegend im Bereich des mit einer Zugsbrücke gesicherten Nordtores. Im spätgotischen Mauerwerk der sich anschließenden, eher bescheiden anmutenden ehemaligen Eintrittshalle der Ordensburg sind, nach Erika Doberer in historisierender Art und Weise, frühmittelalterliche Flechtwerksteine eingelassen. Sie sollten dem jungen Orden das gewisse Odium des Alteingesessenen verleihen. Heute dienen sie der Forschung als (eher vager) Hinweis auf eine abgekommene, frühmittelalterliche Kirche in Millstatt. Doch im Gegensatz zu den römerzeitlichen Spolien findet sich im romanischen Mauerwerk der Stiftskirche kein einziger karolingischer Flechtwerkstein in Zweitverwendung⁷⁵.

⁷³ Glaser, Teurnia, 1992, S. 61, Nr. 41: [...] *Der Anlass zur Errichtung des Denkmals ist nicht bekannt. Die Inschrift ist ein wichtiges Zeugnis für die Verfassung der Stadt Teurnia. Es wurde ver-* [Fremdtext], S. 62: *mutet dass der Stein im Mittelalter als Baumaterial in das Stift Millstatt kam.* Derselbe., Im Zusammenhang mit einer weiteren in Bruchstücken erhaltenen Weiheinschrift in Teurnia, ebenda, S. 51, Nr. 12, schreibt Glaser, Skulpturen, 1997, S. 16: *Dabei überrascht, dass nicht nur in der Stadt Teurnia selbst, sondern auch in Millstatt ein derartiges Kaiserdenkmal stand.*

⁷⁴ Eisler, Millstatt, 1914/ 2000, S. 19. – Der gesamte Anmerkungsapparat und Quellennachweis, zu der nur in Form von losen Druckfahnen überlieferten „Geschichte von Millstatt“, die jetzt im Kärntner Landesarchiv aufbewahrt wird, ist verloren gegangen. Aus diesem Grunde ist es mir nicht möglich anzuführen, wo Eisler die bemerkenswerte Nachricht über Konrad Peutinger und den gegenständlichen Inschriftstein gefunden hat. In der an die Präsentation sich anschließenden Diskussion am 31. Mai 2013 hat Frau M. A. Heidrun M. Lange, Karlsfeld, dankenswerter Weise den Hinweis auf Peter Apian, *Inscriptiones sacrosanctae vetustatis non illae quidem Romanae, sed totius fere orbis summo studio ac maximis impensis terra marique conquisitae feliciter incipiunt [...]*, Ingoldstadt 1534 (Bartholomeno Amantius), gegeben.

⁷⁵ Ulrich Harb & Barbara Kienzl, Kurzberichte zur Denkmalpflege in Kärnten, Millstatt, Pfarr- und ehemalige Stiftskirche, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege (fortan: ÖZKD), XLII. Jg. (42), Wien 1989, S. 189, Abb. 227. – Der Bildtext beschreibt irrtümlich ein Mauerdetail, innen, links neben dem Kreuzgangportal: *romanische (sic!) Putzritzungen und Flechtbandornament.* Tatsächlich sind die abgebildeten Putzritzungen und kleine Fragment eines Flechtwerksteines mit der Umgestaltung des Portals um 1500 in Zusammenhang zu bringen. Vgl. Erika Doberer, Eingefügte Fragmente am Kreuzgangportal der Stiftskirche Millstatt, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, fortan: ÖZKD, XXIV. Jg., Wien 1971, S. 49 ff; dieselbe, Zur Freilegung verborgener Bauteile am Südportal der Millstätter Stiftskirche, in: ÖZKD, XLII. Jg. Heft 3&4, 1988, S. 124-127, Abb. 174-180, Schnitt o. Maßstab.



Abb. 36 Millstatt, Mischmauerwerk. (Foto: Axel Huber, 2007)

Abb. 37 Millstatt, Pfeiler der Vorhalle mit eingemauerten römischen Grabrelief. (Foto: Axel Huber, 2013)



Abb. 38 Ausschnitt aus der Wanderkarte *Gmünd*, Ausgabe 1877. (Rote Markierungen: Axel Huber, 2013)

Der Orts- und Flurname Millstatt

Nach Kranzmayers Ortsnamenbuch von Kärnten wäre „Millstatt“ die Stätte an der „Mils“. Dieser Bachname stammt aus einem vorslawischen **Melissia*, das ist der Berg-, der Hügelbach⁷⁶; dementsprechend führt der Bach, an dem Millstatt heute liegt, im Oberlauf die deutsche Bezeichnung *Leitenbach*⁷⁷.

Im Bereich der Landzunge von Millstatt münden neben dem Riegerbach (Leitenbach), noch der Tschierwegerbach sowie die beiden kleinen Bäche aus Groß- und Kleindombra (Badbach) in den See. Trotz verschiedener WLV-Verbauungen bedrohen sie noch immer den heutigen Ort Millstatt. Man denke an die große Katastrophe vom 31. Juli 1957 als es neben enormen Sachschäden auch Tote zu beklagen gab (**Abb. 39**). Selbst das nicht als Wildbach ausgewiesene Gerinne aus Großdombra überschwemmte und vermutete Anfang Mai 2013 einen Teil von Altmillstatt (**Abb. 40**).

⁷⁶ Eberhard Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten, II. Teil, Klagenfurt 1958, S. 156 f.

⁷⁷ Vgl. ÖK 183, Blatt Radenthein.

Betrachtet man die für Millstatt relevanten Einzugsgebiete der Wildbäche (Abb. 41), so erkennt man, dass nur der „Hof zu Dobitz“, der 1333 erstmals erwähnt wird⁷⁸, an der einzigen hochwassersicheren Stelle des Ortes errichtet wurde und für diese noch im 14. Jahrhundert der Flurname *Dobitz, Tobiz, Tābiz*, etwa „kleines Eichengehölz“, überliefert ist. In der bereits erwähnten päpstlichen Besitzbestätigung aus dem Jahre 1177 wird an erster Stelle, unmittelbar neben dem Kloster, ein leider namentlich nicht genannter Hof erwähnt⁷⁹. Es dürfte sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um eben diesen Hof zu *Dobitz* handeln, wobei der slawische Flurname durchaus die ursprüngliche Benennung der mit Geröll und Grobschotter bedeckten, landwirtschaftlich kaum nutzbaren Landzunge von Millstatt gewesen sein könnte. Der ursprüngliche Bewuchs, der sich seit der letzten Eiszeit kontinuierlich immer weiter in den See hinein schiebenden Landzunge, scheint recht gut mit dem Flurnamen „kleines Eichengehölz“ charakterisiert zu sein (Abb. 42).

Die früheste schriftliche Erwähnung des Flurnamen Millstatt findet sich in einer Schenkungsurkunde mit der der Edle Waltheri sowie seine Mutter Azala zwischen ca. 1065 und ca. 1075 der Brixner Kirche den Hörigen Zedrach mit Frau und Kinder sowie nicht näher benannte Besitzungen in *locis Milistat et Chrōat* übereignete⁸⁰. Ernst Klebel lokalisiert diesen *locus Milistat* auf dem Obermillstätter Hochplateau⁸¹.

Folgt man August von Jaksch, so gibt zwischen 1066-1088 *der Edle Aribo dem Erzbischofe Gebhard den gerechten Zehent von allen seinen und seiner Gemahlin Liutgard Gütern im Erzbistume Salzburg und ertauscht von diesem mit einer Hube in Kerschdorf (nö. Feldkirchen) den dritten Teil des genannten Zehents für seine Kirchen in Klein-St. Paul und St. Walburgen im Görtscitztal, in Millstatt und Ober- Millstatt [=due ad Milstat site], sowie das Tauf- und Begräbnisrecht und alle kirchliche Gewalt für seine innerhalb der Sprengel der genannten Kirchen wohnenden Leute*⁸².

Jaksch übersetzt und löst *due (ecclesias) ad Milstat site* mit je einer Pfarrkirche in Millstatt und Obermillstatt auf. Da es beim gegenständlichen Tauschvertrag einzig um dem 1/3 - Zehent sowie um Tauf-, Begräbnis- und sonstige Rechte innerhalb der aufgezählten Pfarrsprengel geht, fragt man sich, wo damals die Leute siedelten, die in der Lage waren, den erforderlichen Zehent für die

⁷⁸ Nach Recherchen von Wilhelm Deuer, Kärntner Landesarchiv, zusammengefasst in: Edelsitz- Keusche - Romantikhof. Die Geschichte des Staudacher Hofes zu Millstatt, Hg. Manfred Maier, (Spittal 2012), S. 6.

⁷⁹ MDC III, 1216.

⁸⁰ MDC III, 360. Vgl. Ernst Klebel, Die Brixner Besitzungen in Kärnten, in: Carinthia I, 123. Jg., Klagenfurt 1933, S. 52 f.

⁸¹ Ebenda (Klebel), S. 55.

⁸² MDC, 1. Ergänzungsheft der Bd. I-IV, 811-1269, Hg. August von Jaksch, Klagenfurt 1915, S. 3, Nr. 327 a = 3039.

Erhaltung einer Pfarrkirche in Millstatt zu erwirtschaften und die damit verbundenen Rechte in Anspruch nehmen konnten.

Um diesen Anforderungen zu entsprechen, muss der räumliche Abstand zwischen den beiden nicht namentlich genannten Kirchen in der Gegend von Millstatt und somit auch die besiedelbare Fläche des Kirchensprengels, größer gewesen sein als die Distanz zwischen Millstatt und Obermillstatt. Hierbei hilft die schon mehrfach erwähnte Papsturkunde vom 6. April 1177 weiter; in dieser werden die zwei Kirchen-Dörfer am Obermillstätter Hochplateau wie folgt erwähnt. Obermillstatt: **villam que Milstat dicitur, cum sua capella** und Matzelsdorf: **villam Dulmatisdorf cum capella**⁸³. Kartiert man den in dieser Urkunde erstmals namentlich aufgelisteten Klosterbesitz am Hochplateau, der aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Stiftung von Aribio zurückgehen dürfte, so erkennt man unschwer, dass die beiden von mir vorgeschlagenen Kirchenstandorte Obermillstatt und Matzelsdorf den dortigen Besitzkomplex räumlich weitaus besser abdecken als dies Millstatt und Obermillstatt tun könnten (Abb. 43).

Für Matzelsdorf spricht ferner, dass in einem Visitationsbericht aus dem Jahre 1677 neben einem Friedhof noch ein Baptisterium erwähnt wird⁸⁴. Dieses war m. E. an der Westfassade der Kirche angebaut. In einem mit der Jahreszahl 1876 datiertem Kartenblatt des Franziszeischen Kataster, welches im Vermessungsamt Spittal an der Drau aufliegt, ist auf Parzelle Nr. 21, KG Matzelsdorf, als Teil der Bauparzelle •1, ein gemauerter Anbau an der Kirche zu sehen (Abb. 44). Bemerkenswert ist, dass dieser einige Quadratmeter große Kirchenanbau auf der am 27.11.2013 erstmals der Öffentlichkeit präsentierten CD-ROM-Beilage des Buches der *Franziszeische Kataster*⁸⁵, am Kartenausschnitt „Hauptort“ der KG Matzelsdorf, Kreis Villach, Steuerbezirk Millstatt, nicht mehr zu sehen ist. Eine plausible Erklärung dafür wäre, dass das im Vermessungsamt in Spittal erhaltene Kartenblatt ein Duplikat von der Erstvermessung im Jahre 1827 ist, der auf der CD dargestellte Kartenausschnitt von einer später revidierten Schönausfertigung übernommen wurde⁸⁶ und dass man in Matzelsdorf in der Zwischenzeit den funktionslos gewordenen Anbau abgetragen hat.

⁸³ MDC III, S. 456 f, Nr. 1216.

⁸⁴ Gotbert Moro, Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer, II. Abteilung, Die Kirchen- und Grafschaftskarte, 8,3. Teil: Oberkärnten nördlich der Drau, Klagenfurt 1959, S. 118 f.

⁸⁵ Helmut Rumpler (Hg.), Der Franziszeischen Kataster im Kronland Kärnten (1823-1844) unter Mitarbeit von Werner Drobesh, Roland Bäck, Walter Liebhart, Klagenfurt am Wörthersee 2013.

⁸⁶ Ebenda, Roland Bäck, Inhalt und Aussagewert der Quelle, S. 11 ff.

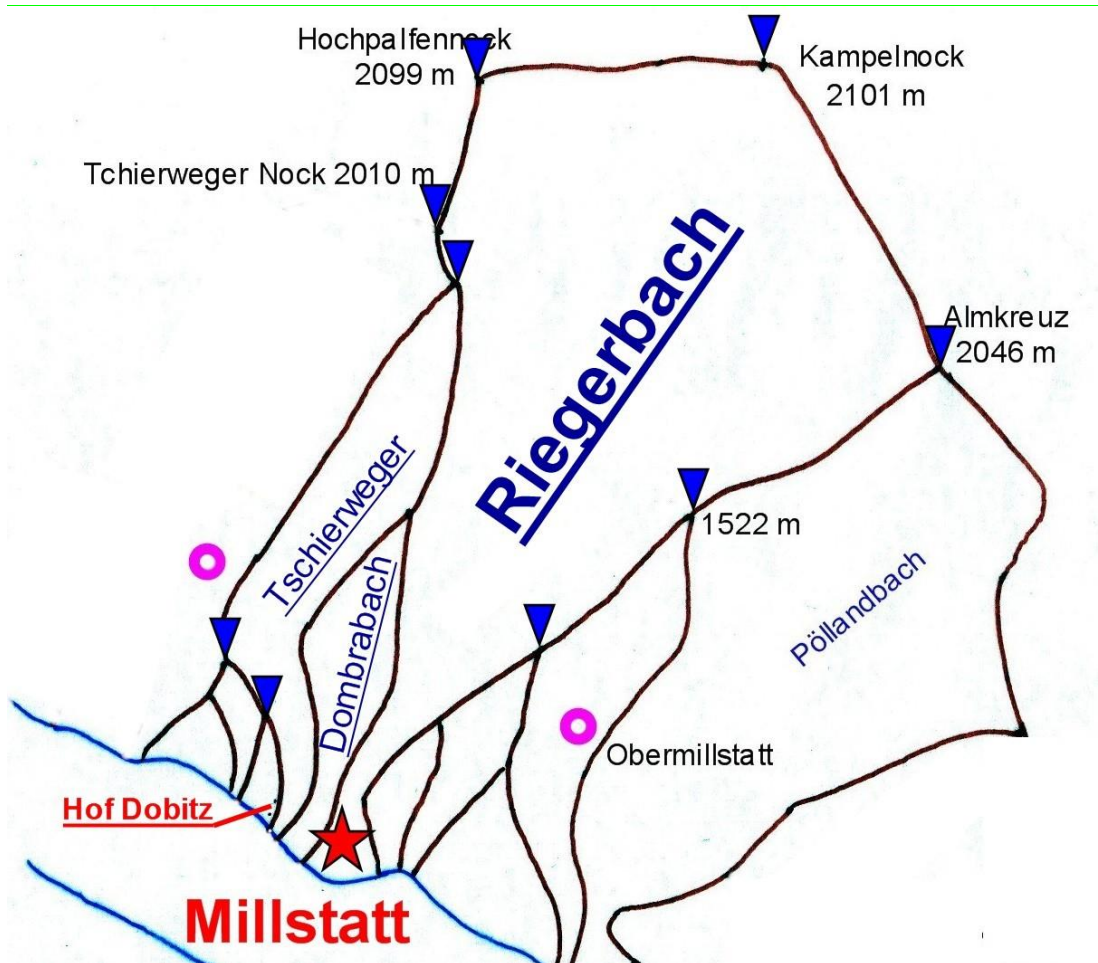


Abb. 41 Millstatt Einzugsgebiete

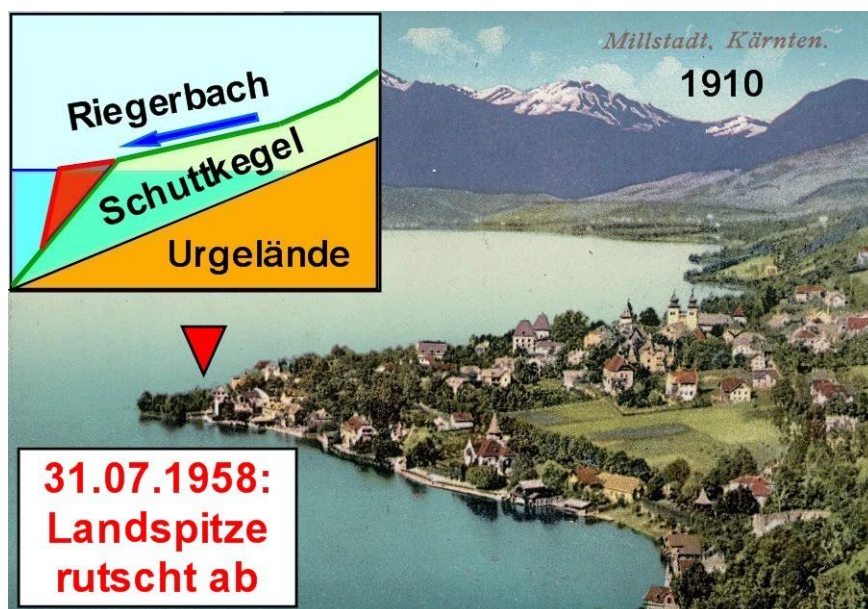
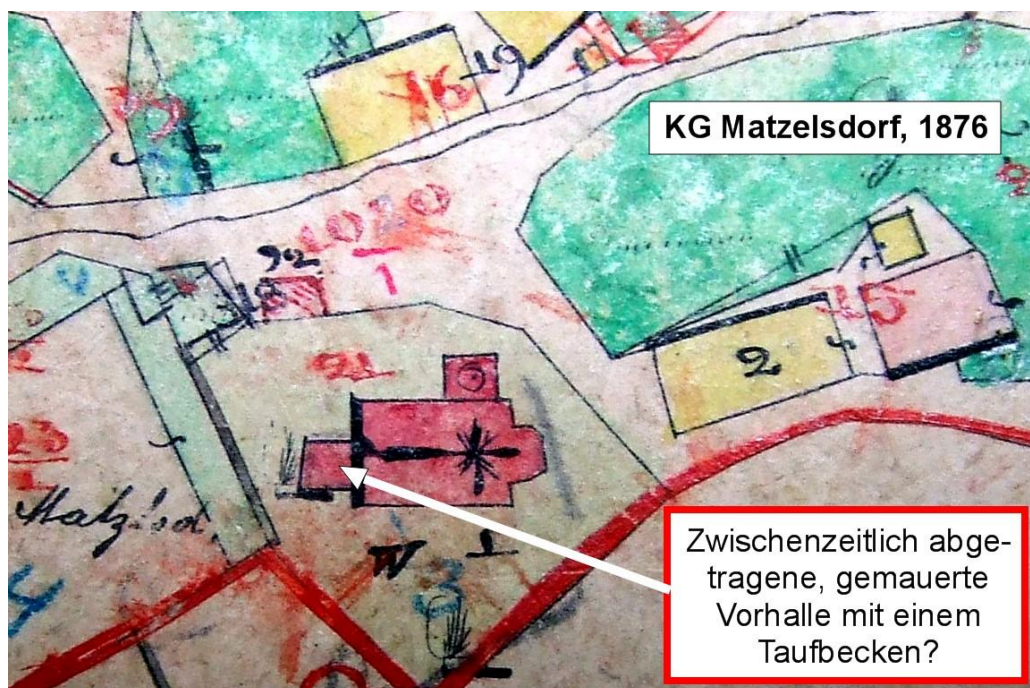
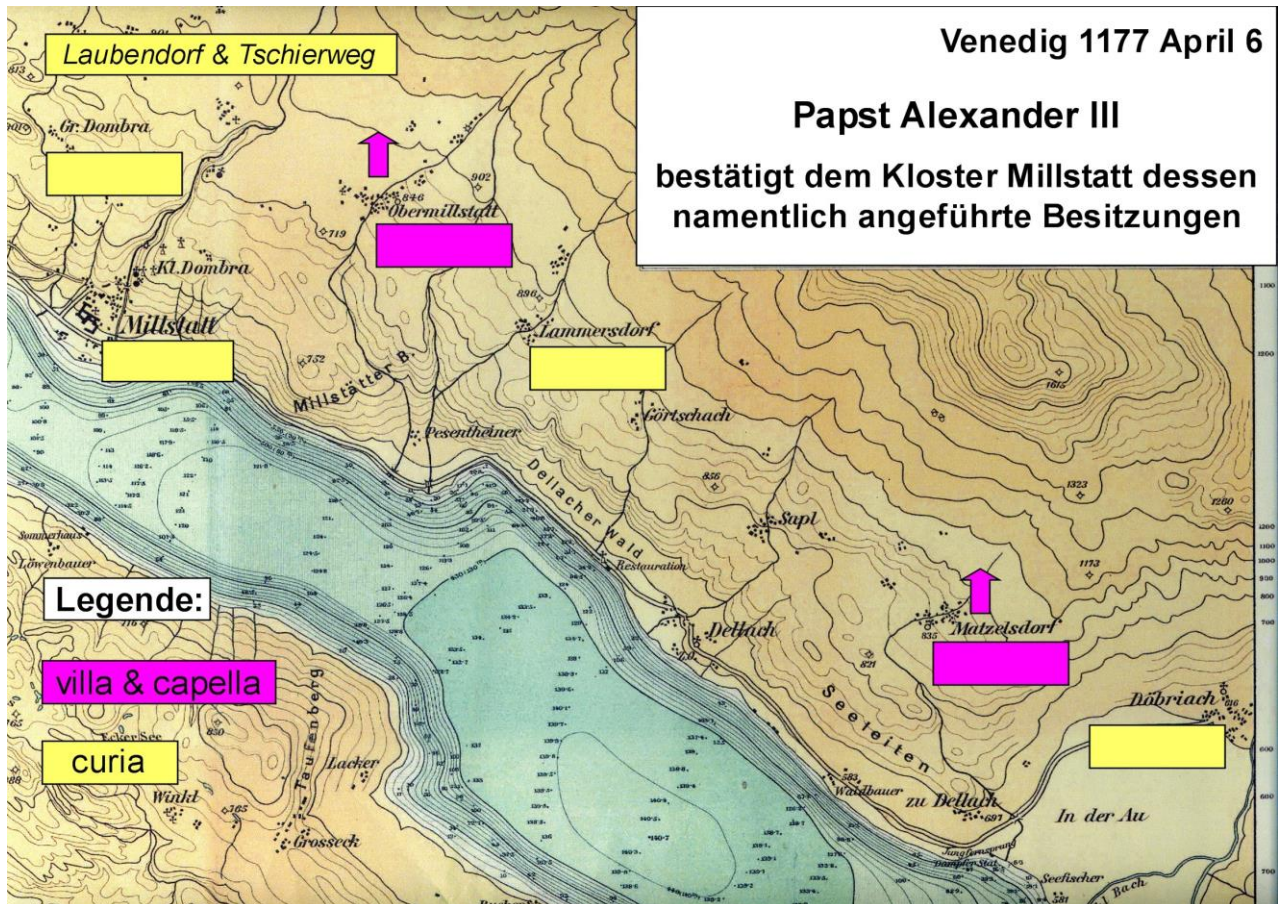


Abb. 42 Millstatt, Postkarte 1910 mit Schuttkegel. (Grafik: Axel Huber, 2013)



Zusammenfassung

Das antike Baldersdorf scheint mir ein gutes Beispiel für die römische Siedlungsstrategie rund um den Millstätter See zu sein. Es lag auf einer erhöhten, vor dem Hochwasser der Drau geschützten, sonnseitigen Schotterterrasse. Der hoch über der Siedlung und ihrer angegliederten Gewerbezone liegende Egelsee lieferte das erforderliche Wasser. Einer jahreszeitlich bedingten Wasserknappheit haben die Bauern in Baldersdorf bis zum 2. Weltkrieg durch rechtzeitiges Aufstauen des Seespiegels vorgebeugt und dann das angestaute Wasser je nach Bedarf genützt. Aus römischer Zeit gibt es für eine derartige Vorratsspeicherung keinen archäologischen Nachweis.

Der Bauplatz der in klimatischer Gunstlage situierten Villa rustica in Dellach am Ufer des Millstätter Sees erscheint, was ihre Wasserversorgung betrifft, gleichfalls optimal gewählt zu sein. Ein kurzer, aber stetig wasserführender Dellacher Bach⁸⁷ versorgte das Anwesen mit klarstem Quellwasser. Wie das Grabungsprofil von Dolenz zeigt, vernichtete ein Brand und nicht ein Hochwasser oder eine Erdmure den römischen Gebäudekomplex.

Mit Ausnahme von Obermillstatt liegen alle Altsiedlungen am Obermillstätter Hochplateau nahe an Wildbächen⁸⁸, so auch Laubendorf mit seiner frühchristlichen Kirche, die man unter den meterhohen Geröllmassen des gleichnamigen Baches entdeckte⁸⁹. Ausgräber Dolenz hat unter und im unmittelbaren Anschluss an diese Kirche Mauerzüge festgestellt, denen er außerhalb des Sakralraumes nicht nachgraben konnte. Möglich ist, dass diese Kirche aus einem profanen Gebäude entstand und dadurch der höchst hochwassergefährdete Standort vorgegeben war. Die 1,5 km entfernte, m. E. mittelalterliche Nachfolerkirche St. Peter in Tangern⁹⁰, steht jedenfalls abseits des Tangerner Baches auf einer vor Hochwasser geschützten Kuppe.

In Obermillstatt lassen sich bislang keine signifikanten römerzeitlichen Funde feststellen. Umso aussagekräftiger für die lange Siedlungskontinuität des Ortes sind bronzezeitliche Hütten- und Keramikreste unmittelbar neben der Kirche St. Johann Baptist am Obermillstätter Mühlbach. Wie gering das von diesem Bach ausgehende Gefahrenpotenzial im Vergleich mit den beiden benachbarten Wildbächen für diese Altsiedlung war und noch immer ist, zeigt eindrucksvoll ein Diagramm der maximal zu erwartenden Hochwasserfracht (Abb. 45).– Die klug zu dosierende Anspeisung dieses Gerinnes mit zusätzlichem, jederzeit verfügbarem Wasser aus dem Pöllandbach scheint die von Alfred Ogris erstmals 1981 vorgeschlagene Hypothese von der Herleitung des Orts- und Flurnamens Millstatt, im Sinne der aufgestauten *Mils*, zu untermauern.

⁸⁷ Anhang: Tabelle 2, Nr. 12.2.

⁸⁸ WL V-Fachleute begründen diese wildbachnahen Standorte damit, dass so *wertvoll, nicht verschotterte Böden zur Gänze landwirtschaftlich nutzen zu können*. Sh. Beilage Nr. 3.1, S. 2, Pkt. 5.

⁸⁹ Anhang: Tabelle 1, Nr. 4.1.

⁹⁰ Dehio Kärnten, ³Wien 2001, S. 941.

Aus heutiger Sicht kann man über die Existenz eines römischen Tempels in Millstatt, der dann von Domitian in eine frühmittelalterliche Kirche umgewandelt worden sein soll, nur Mutmaßungen anstellen. Archäologisch fassbar sind beide Gebäude bislang noch nicht.

Das knapp 10 km von Millstatt entfernte Teurnia hatte sich in zentraler Lage zu einem inneralpinen Verkehrsknotenpunkt entwickelt. Die Stadt selbst lag in jeder Beziehung bestens geschützt, 60 m über dem Nordufer der Drau, auf mehreren Terrassen des Holzerbergs. Es stellt sich die Frage, wieso sollte der Gemeinderat von Teurnia, abseits jeder ökonomischen Wertschöpfungsmöglichkeiten, auf der ständig von Hochwasser überfluteten und mit Geschiebe überfrachteten Landzunge von Millstatt ein Kaiserdenkmal⁹¹ aufstellen lassen und einen monumentalen, aus Marmorquadern erbauten Tempel für eine Wassergottheit errichten und unterhalten? Wer sollte nach jedem (Frühjahrs-)Hochwasser die Sisyphusarbeit leisten und das angeschwemmte Geröll und Treibgut beseitigen? Diese Frage stellt sich auch im Zusammenhang mit dem postulierten slawischen Kultzentrum inmitten einer extrem vom Hochwasser und Geschiebe bedrohten Landzone. Die um 600 in den Ostalpenraum einwandernden Slawen siedelten, wie die vielen Flur- und Ortsnamen zeigen, auf den weit ausladenden Siedlungsböden am Obermillstätter Hochplateau, wo ihnen genügend Raum für eine von Naturkatastrophen ungefährdete Ausübung ihrer Kulte zur Verfügung stand.

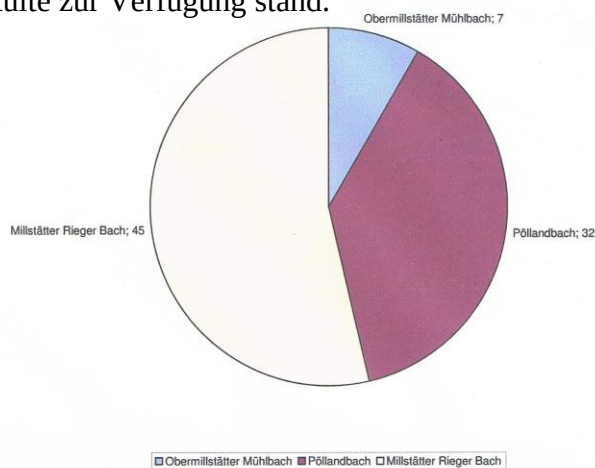


Abb. 45 Diagramm des maximalen Hochwassers HQ_{150} im Rieger Bach mit 45 m³/s, Obermillstätter Mühlbach mit 7 m³/s und Pöllandbach (Pesentheinerbach) mit 32 m³/s.

Anhang

⁹¹ Glaser, Skulpturen, 1997, S. 16.

Römische Funde im Raum Millstätter-See

Tabelle 1

WLV – GZP Millstatt
Revision 2010

Aufzählung Einzugsgebiete

Wildbäche mit Einfluss auf den Raumrelevanten Bereich

Nr.	WLK Nr.	Einzugsgebiet/ Teileinzugsgebiet /Knoten (Untereinzugsgebiet)	Fläche [km ²]	HQ150 inkl. Gesch. [m ³ /s]	Max. Gesch.- anteil [%]	Geschiebe- fracht [m ³]
1	20634-613	Plonerbach	1,16	10	9	2.000
3	20620-522	Tschallbach (Schnittbach, Moserbachl)	2,73	15	4	2.000
3.1	20620-522	Tschallbach – TEZG APO	0,31	4,5	10	500
3.2	20620-522	Tschallbach – TETG Gösseringbach	0,42	5,5	4	300
4	20620-524	Laubendorferbach	2,8	17	9	5.000
4.1	20620-524	Laubendorferbach – TEZG westl. Oberlauf	1,9	13,5	14	5.000
4,2	20620-524	Laubendorferbach – TEZG Pöllandbach (sic!)	0,35	4,5	9	500
5	20620-525	Silberbach in Millstatt	0,07	1	4	20
6	20620-526	Tschierwegerbach	2,46	17	4	2.000
6.1	20620-526	Tschierwegerbach – TEZG reu. ZB bei Großdombra	0,57	6	2	200
6.2	20620-526	Tschierwegerbach – TEZG Tschierwegerbach bei L17	1,07	8,5	29	5.000
7	20620-527	Millstätter Riegenbach (Riegerbach, Leitenbach)	10,6	45	3	8.000
7.1	20620-507	Millstätter Riegenbach – TEZG Schwaigerschaftsbach	0,95	7,5	3	500
8	20620-528	Kleindombrabach (Badbach)	0,57	6,5	2	200
9	20620-529	Obermillstätter Mühlbach	1,45	11,5	2	500
9.1	20620-529	TEZG Obermillstätter Mühlbach bei Obermillstatt	0,63	7	5	500
10	20620-529	Pesentheinerbach (Pöllandbach)	6,60	32	7	10.000
10.1	20620-529	Pesentheinerbach – TEZG bei L17	2,69	16	10	5.000
10.2	20620-529	Pesentheinerbach – TEZG Lammersdorferbach	2,38	15	11	5.000
11	20620-530	Görschacherbach	0,88	8,5	6	1.000

Tabelle 1 Wildbach- und Lawinenverbauung, Sektion Villach. Gefahrenzonenplan für die MG Millstatt.

Römische Funde im Raum Millstätter-See

Tabelle 2

WLV – GZP Millstatt
Revision 2010

Aufzählung Einzugsgebiete

12	20620-531	Dellacherbach bei Millstatt	0,69	6		500
12.1	20620-531	Dellacherbach – TEZG Novakbach	0,56	5	11	1.000
12.2	20620-531	Dellacherbach – TEZG Dellacherbnach	0,13	2	14	200
13	20620-532	Sapplerbach	1,99	13,5	8	3.000
14	20620-523	Sonnenhofbach	1,89	15	11	4.000
14.1	20620-523	Sonnenhofbach – Runse bei Sappl	0,15	3	35	800
14.2	20620-523	Sonnenhofbach – TEZG Matzelsdorferbach	0,55	6,5	16	1500

Fünf Marmorschwellen und ein Türsturz aus der Villa rustic in Dellach am Millstätter See

Zusammenstellung: Axel Huber, 2013

Schwelle	Länge	Breite	Dicke	Stocklichte	Schwellenbreite	Stock	Aufbewahrungsort	Anmerkungen
I	1,66	0,42	0,30	1,335	0,32	0,08	Stiftsmuseum	Maße nach Piccottini
II	1,86	0,54	0,24			0,08	unbekannt	detto
III	1,72	0,53	0,16	1,33	0,35	0,08	vor Ort	
IV	1,40	0,43	0,23	0,88	0,33	0,08	detto	
V	0,70	0,58	0,20	nicht meßbar	variabl	0,08	detto	zwei Einzelstücke
Türsturz	1,48	variabl	0,33	1,175			Stiftsmuseum	

Tabelle 2 Wildbach- und Lawinenverbauung, Sektion Villach. Gefahrenzonenplan für die MG Millstatt sowie Übersicht der in Dellach am Millstätter See gefundenen Marmorschwellen.

**„Im Auftrage der Prähistorischen Kommission“
Felix von Luschan's Forschungen in Dalmatien und Montenegro 1880**

Brigitta Mader

„[...] Spalato, [...] ist über jede Erwartung interessant; selbst in Rom dürften nur ganz wenig antike Bauwerke so ausgezeichnet erhalten sein, als der Tempel im Palast des Diocletian zu S[palato]“¹, schrieb Felix von Luschan seinem Vater am 15. März 1880 an Bord des Lloyd Dampfers *JONIO* voller Begeisterung über Split (Spalato), das er soeben im Zuge seiner am Vormittag des 13. März in Triest angetretenen Seereise nach Dubrovnik (Ragusa) besichtigt hatte.

Am folgenden Morgen traf Luschan „um 5 Uhr glücklich“² in Dubrovnik ein, wo ihm ein längerer Aufenthalt unter dem günstigen Einfluss der milden klimatischen Verhältnisse Dalmatiens Erholung von den Folgen eines hartnäckigen Bronchialkatarrhs bringen sollte.

Doch kaum hatte Luschan eine passende Unterkunft³ gefunden, suchte er „noch im Laufe des Vormittags“ Arthur J. Evans auf, der ihn nicht nur „gleich beim Lunch behielt“, sondern in der Folge „hier“ auch zu seiner „Haupt Gesellschaft“ werden sollte. „Er ist gegenwärtig Stroh Wittwer“, berichtete Luschan, „hat aber eine ganz exquisite Bibliothek und großartige Sammlungen und ausserdem ein wunderschön am Meer gelegenes Haus.“⁴

Arthur J. Evans⁵ weilte, nachdem er seit der Veröffentlichung seiner Reiseaufzeichnungen *Through Bosnia and the Herzegovina on foot during the insurrection, August and September 1875*⁶ als Experte für den durch die Rebellion gegen die osmanische Herrschaft nunmehr auch in das europäische Blickfeld geratenen Balkan galt, seit 1877 als Korrespondent des *Manchester Guardian* in Dubrovnik.

Evans langjährige Erfahrungen und ausgezeichnete geographische Kenntnisse sollten auch Felix von Luschan zu Gute kommen, dessen Aufenthalt in Dalmatien aber nicht allein durch Evans Unternehmungslust rasch den Charakter eines Erholungsurlaubes verlor.

Als Oberarzt des k.u.k. Ulanenregimentes Nr. 12 hatte Luschan nämlich im Zuge des Okkupationsfeldzuges 1878/79 bereits Gelegenheit gehabt, Bosnien nicht nur kennenzulernen, sondern, soweit die kriegerischen Umstände es erlaubten, auch anthropologisch-archäologische Untersuchungen⁷ vorzunehmen. Der Gedanke, seine Forschungen nun auch im angrenzenden Dalmatien fortzuführen, lag daher für Luschan nur allzu nahe, und es bedurfte nur wenig, ihn für Exkursionen in die Umgebung von Dubrovnik, ja sogar bis in die Bucht von Kotor (Bocche di Cattoro) und das umliegende Montenegro zu begeistern.

Obwohl er seinem Vater gegenüber beteuerte, sich in erster Linie ausruhen zu wollen, unternahm er bereits am Tage seiner Ankunft in Dubrovnik mit Evans einen Ausflug „in das Breno Thal“⁸ (Župa) oberhalb von Cavtat (Ragusa vecchia). Weitere gemeinsame Ausflüge⁹

¹ Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Luschan (StBB-PKB, HSchS/NL L), K1, Luschan – Vater (Maximilian Ritter von Luschan), Ragusa 15.03.1880.

² StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 16.03.1880.

³ Luschan hatte, da im Hotel Miramar, wo er ursprünglich abzustiegen gedachte, kein Zimmer mehr frei war, eine Privatunterkunft gefunden – „ein sehr schönes grosses gut eingerichtetes Zimmer vis à vis dem Platz Commando“ (StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 17.03.1880). Das „Platz-Commando“ befand sich neben dem „Ploče-Tor“ am Fischmarkt (Ribarnica) am südöstlichen, dem Hafen zugewandten Stadtrand.

⁴ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 16.03.1880.

⁵ Zum Leben und Wirken von Arthur John Evans (1851-1941) vgl. Evans J., *Time and Chance. The Story of Arthur Evans and His Forebears*. London-New York-Toronto 1943.

⁶ London 1875, 1877.

⁷ Luschan F., Bericht über altbosnische Gräber. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (= MAGW X (1881) 104-114.

⁸ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 16.03.1880.

folgten und wechselten mit Besuchen in verschiedenen Klöstern, Sammlungen, Bibliotheken¹⁰ und Archiven Dubrovniks ab.

Luschans Aufmerksamkeit aber galt, wie der Korrespondenz mit seinem Vater zu entnehmen ist, neben bisher unpublizierten „sehr wichtigen“¹¹ antiken Inschriften in der Nähe von Cavtat (Ragusa Vecchia) vor allem den prähistorischen Grabhügeln von „manchmal ganz enormen Dimensionen“, die sich im Hinterland von Dubrovnik befanden und „schon griechischen Reisenden im 5. Jahrhundert vor Christus bekannt“ waren. Luschans verglich die Grabhügel mit ähnlichen Tumuli, die Karl Deschmann¹² „aus Krain beschrieben“ hatte, und „nur an solchen Orten“ vorkommen würden, „wo wie eben in Karst-Gegenden, keine Erde zur Errichtung von Grabhügeln vorhanden“ sei. „Es wäre interessant, sie näher zu untersuchen, doch würden auch die kleinsten von ihnen mit 10 Arbeitern wenigstens 10 bis 12 Tage in Anspruch nehmen und aller wenigstens 100 Fl. kosten!“, überlegte Luschans. Da er sich jedoch außerstande sah, ein derartiges Unternehmens selbst zu finanzieren¹³, wollte er „indes darüber an Hochstetter schreiben.“¹⁴

Ferdinand von Hochstetter¹⁵ war nicht nur Intendant des k.k. naturhistorischen Hofmuseums, er war auch Begründer und Leiter der Anthropologisch-ethnographischen Abteilung des Museums, die, der „Naturgeschichte des Menschen“ gewidmet, auch eine urgeschichtliche Sammlung beinhaltete, die dazu bestimmt war, „die Cultur des prähistorischen Menschen in Europa zur Darstellung“¹⁶ zu bringen. Darüber hinaus hatte Hochstetter 1878 die Prähistorische Kommission an der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ins Leben gerufen, deren Aufgabe es war, „paläoethnographische Forschungen und Ausgrabungen auf österreichischem Gebiete“¹⁷ zu veranlassen und zu fördern¹⁸, und damit gleichzeitig auch dem Raubgräbertum und der Ausbeutung wichtiger Fundstätten durch Laien sowie der Verschleppung von Fundmaterial entgegenzuwirken. Beide Institutionen wirkten in enger Zusammenarbeit, an der zuweilen auch die 1870 gegründete Wiener Anthropologische Gesellschaft, die ebenfalls über eine Prähistorische Sektion verfügte, teilnahm.

Das im Auftrag der Prähistorischen Kommission zu Tage gekommene Fundmaterial wurde dem naturhistorischen Hofmuseum von der Akademie regelmäßig als Geschenk

⁹ Darunter ins Ombla-Tal (Dubrovačka rijeka), nach Gravosa (Gruž) oder auf die Insel Lacroma (Lokrum).

¹⁰ So besuchte Luschans die Bibliothek der Dominikaner, die auch „etliche gute alte Bilder“ besaßen, bestimmte deren „Schätze chronologisch“ und machte die Mönche „auf den ihnen gänzlich unbekannten Werth einzelner Bilder und Bücher aufmerksam“ (StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschans – Vater, Ragusa 10.04.1880).

¹¹ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschans – Vater, Ragusa 24.03.1880.

¹² Karl (Carl, Dragotin) Deschmann/Dežman (1821-1889), Kustos und Direktor des Krainischen Landesmuseums in Laibach, leitete mit den ersten Ausgrabungen (1875) der Pfahlbauten im Laibacher Moor (Ljubljansko barje) die slowenische Urgeschichtsforschung ein und förderte die prähistorische Erschließung Krains. (Hoernes M., Carl Deschmann †, MAGW, XIX (1889) [36]; Dular J., Halštatske nekropole Dolenjske. Die hallstattzeitlichen Nekropolen in Dolenjsko. Ljubljana 2003, 26-34.).

¹³ Luschans Dalmatienreise wurde vom Vater finanziert (vgl. StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschans – Vater, Ragusa 17.03.1880).

¹⁴ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschans – Vater, o. O. (vermutl. Ragusa) und o. D., Anfang des Briefes fehlt.

¹⁵ Zu Ferdinand von Hochstetters (1829 – 1884) Leben und Wirken vgl. Wurzbach C., Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich IX, Wien 1863, 74-78; Mader B., Die Geschichte der Prähistorischen Kommission. Mittheilungen der Prähistorischen Kommission (in Vorbereitung).

¹⁶ Heger F., Ferdinand von Hochstetter. (Nachruf), Mittheilungen der k.k. Geographischen Gesellschaft in Wien. XXVII (NF. XVII), 1884, 375.

¹⁷ Die Bezeichnung „österreichisches Gebiet“ bezog sich infolge des österreichisch-ungarischen Ausgleichs von 1867 auf alle Länder der österreichischen Reichshälfte westlich der Leitha, das sog. „Cisleithanien“.

¹⁸ Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften No. 1-1887. Wien 1888. Vorwort.

überlassen, und trug so zur Bereicherung und Vervollständigung der Bestände der prähistorischen Sammlung bei.¹⁹

Da Dalmatien bisher zu den in prähistorischer Hinsicht wenig erforschten österreichischen Kronländern zählte, erhoffte sich Luschan auch für sein Vorhaben finanzielle Unterstützung.

Am 29. März wandte er sich daher mit folgenden Zeilen an Hochstetter:

„Die Zeit meines bisherigen Aufenthaltes in Dalmatien habe ich, soweit die Umstände es erlaubten, dazu benützt, mich über die ethnographischen Verhältnisse des Landes etwas zu orientiren. Dieselben sind viel interessanter, als ich je gedacht, und Anklänge an praehistorische Dinge sind hier sehr häufig.

Neben den, theilweise sehr kostbaren, immer aber interessanten Trachten sind mir in erster Linie die verschiedenen einheimischen Silberarbeiten als besonders merkwürdig aufgefallen. Ich werde von diesen so viel nach Wien bringen, als meine bescheidenen Mittel nur irgend erlauben; ich würde aber, falls das Museum noch Mittel zur Verfügung hätte, mich ganz zu Ihrer Disposition stellen, um für Sie hier Ankäufe und Ausgrabungen zu besorgen.

Für letztere gäbe es hier Material übergenug, und es wäre eigentlich schade, wenn ich eine so weite und eigentlich ebenso beschwerliche als theure Reise gemacht hätte, ohne einen anderen Erfolg, als nur einen einfachen Bronchial-Catarrh losgeworden zu sein. Als Gegenstände besonderen Interesses erscheinen mir, was Ausgrabungen betrifft, in erster Linie die hiesigen Gomile²⁰. Von solchen habe ich hier schon gegen 20 gesehen und ich werde nächstens einen mehrtätigen Ausflug in die Župa von Canale machen, wo mehrere hundert erhalten sein sollen. Eine Stunde von hier befindet sich eine Anzahl von besonders grossen Gomilis, von denen einer gegen 150' Höhe und vielleicht 500' im Umfange hat. Dieselben sind auch vom Meere aus in weitem Umkreise sichtbar, und diese oder ähnliche sind gewiss auch schon von den griechischen Reisenden gesehen worden. Ich kann mich hier, fern von meiner Bibliothek nicht an alle alten Citate erinnern, aber zwei Stellen aus Apollonius und aus Skylax sind mir im Gedächtnisse. Apollonius sagt: (Für Orthographie und für richtige Accente übernehme ich aber keine Haftung!)

ἔπ' ἰλλυρικοῖο μελαμβαθέος ποταμοῖο “Τύμβος Ἰν Ἀρμονιῆς Καδμοὶ οτε“

Wichtiger noch als diese Verse scheint mir die Stelle aus Skylax (circa 450 vor Christus):

καὶ Κάδμου καὶ Ἀρμονίας οἱ λίθοι εἰσὶν ἔνταυθα καὶ ἱερὸν οὐκ ἄπωθεν τοῦ Ριζούντος ποταμοῦ. Damit ist ohne Zweifel das heutige Risano in der Bocche gemeint, wo ebenfalls ganz abnorm grosse Gomili vorkommen.

Wenn auch nur sehr geringe Beigaben in den Gräbern eines so furchtbar armen Landes zu erwarten sind, so glaube ich doch, dass es von allerhöchstem Werthe wäre, die Schädel der vorhistorischen Bevölkerung dieses Landes kennen zu lernen; der Zeit nach, und wie ich glaube auch dem Wesen nach stimmen diese Gomile mit den „Königsgräbern“ Schliemanns überein. Nach meinen bosnischen Erfahrungen und den Mittheilungen von Mr. Evans, der in der Nähe auch schon einen Gomil untersucht hat, braucht man ungefähr 10 Arbeiter durch 14 Tage um einen kleinen Gomil zu durchstechen und auf die Steinkiste zu gelangen. Mit Civil-Arbeitern wäre das also eine Affaire von mindestens 100 Gulden; Ich bin aber überzeugt, dass wenn Sie sich dafür interessiren, es Ihnen nur eine Zuschrift an das Kriegs-Ministerium kostet, um mir Mannschaft der hiesigen Garnison zur Disposition zu bringen; die Kosten wären dann viel geringer, da ich nur die tägliche Arbeits-Zulage von 10 oder 20 Kr zu

¹⁹ Mader B., Die Prähistorische Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1878-1918. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission, Wien 2014 (in Vorbereitung).

²⁰ Luschan verwendet hier die landesübliche Bezeichnung, die ihm vielleicht auch aus dem slowenischen „Gomile“ für „heidnische Hügelgräber“ vertraut ist. Vgl. dazu: Deschmann K., Die heidnischen Hügelgräber (gomile) in Krain. Laibach 1879. „Gomila“ (f., sg.) bedeutet ursprünglich „Erdhaufen, Erdhügel“. „Gomile“ ist die Pluralform. Im Kroatischen steht „Gomila“ für „Masse, Haufen“ und wird ebenfalls zur Bezeichnung von Hügelgräbern verwendet.

bezahlen hätte. In den von mir in Bosnien untersuchten G[omile] war die Steinkiste leider eingestürzt, und sämtliche Knochen gänzlich zertrümmert; durch dienstliche Verhältnisse war es mir damals auch unmöglich, die Untersuchung zu Ende zu führen, und ich habe keinerlei Beigaben gefunden; während Evans aus seinem Gomile einige kleine Bronze-Spiralen besitzt – eigentlich ein sehr geringes Resultat für die von uns aufgewandten Kosten. Ich habe damals 60, Evans hat jetzt 140 Fl. für die Untersuchung verwendet, ich habe gar nichts davon, und Evans nur einige Bronzen im realen Werth von circa 10 Kr. ÖW! In dem Gomile von Evans befanden sich zwar mehrere Steinkisten mit im ganzen 8 Skeleten, aber er konnte nicht einen einzigen Schädel in conservirbarem Zustande mitnehmen; trotzdem und trotz diesen sehr deprimirenden Resultaten scheint es mir gleichwol noch wünschenswerth, weiter Gomili zu untersuchen; [...]“.

Als „eine zweite Localität für Ausgrabungen“ schlug Luschan Neum bei Klek vor, wo „1576 ein grosses Gefecht zwischen türkischen Soldaten und montenegrinischen Insurgenten“ stattgefunden hatte und angeblich „vor einer Festungs Mauer nur Montenegriner, und hinter derselben nur Türken begraben liegen“. Angesichts der „ungeheuren Schwierigkeit, moderne südslavische Schädel zu erlangen“, hielt es Luschan für „angezeigt, die dortigen zu sammeln“, wobei „die Kosten [...] relativ gering“ wären.

„Ferner sind mir zwei Höhlen als wahrscheinlich untersuchungswerth signalisirt worden; davon ist die eine unweit Niksič in Montenegro, die andere 2 Tagreisen von Ragusa vecchia bei Pridvorje. Dieselbe heisst hier allgemein Cadmushöhle und es knüpfen sich die abentheuerlichsten Sagen an dieselbe“, zählte Luschan Hochstetter „die wichtigsten von denjenigen Dingen“ auf, „die sich hier unternehmen liessen“, und beteuerte nochmals, sich „mit Bezug auf dieselben ganz“ zu dessen „Disposition“ zu stellen. Er meinte auch, nötigenfalls seinen Urlaub „unter passenden Vorwand leicht bis Ende April verlängern“²¹ zu können.

Hochstetter, der Luschans Grabungstätigkeit seit dessen erster Untersuchung auf der Napoleonswiese bei Warmbad Villach im Sommer 1871²² verfolgte, reagierte umgehend. Er beschloss, Luschans Vorhaben nachträglich in das bereits feststehende Arbeitsprogramm der Prähistorischen Kommission für 1880 aufzunehmen und mit einem kleinen Teil der für dieses Jahr bewilligten Subvention zu unterstützen.

„Verehrter Freund!“, antwortete er Luschan am 4. April, „Mein Telegramm, das Ihnen 150 Fl. Ö.W. ankündigt ist soeben abgegangen, u[nd] das Geld unter Ihrer Adresse nach Ragusa aufgegeben.“

Hochstetter bedauerte, „nicht mehr senden“ zu können, „die 150 Fl.“ aber sollten Luschan „zu ganz beliebiger Disposition“ stehen. Dennoch ließ er durchblicken: „Wenn Sie, wie ich wünschte, einen Tumulus ausgraben wollen, so wagen Sie sich an keinen zu großen, da dazu die Mittel nicht reichen.“ Luschans Bitte um Vermittlung zur Beistellung von Soldaten als Arbeitskräfte kam Hochstetter nicht nach. Den dazu erforderlichen Amtsweg erachtete er als „viel zu lang“ und riet Luschan deshalb, sich an Ort und Stelle direkt mit dem Militärcommando und der Stadthalterei ins Einvernehmen zu setzen. Für alle Fälle aber legte

²¹ Naturhistorisches Museum Wien, Prähistorische Abteilung, Fundaktenarchiv, Fundakt Dalmatien, Luschan-Hochstetter, Ragusa Ostermontag 1880.

²² Luschan führte damals auf eigene Faust Ausgrabungen an mehreren Grabhügeln durch und stieß dabei auf das sogenannte „Grab des Schwerträgers“ aus der älteren Eisenzeit. Die Ergebnisse publizierte er 1872 im II. Band der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW) unter dem Titel *Eine Begräbnisstätte aus der Bronzezeit bei Villach in Kärnten*. (10-18, Fig.1-6). Luschans Funde wurden auch auf der Wiener Weltausstellung von 1873 im Rahmen der von der Anthropologischen Gesellschaft veranstalteten prähistorischen Ausstellung gezeigt und 1878 noch einmal auf der Weltausstellung in Paris präsentiert (Woldrich J., Katalog der urgeschichtlichen Ausstellung der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien 1873, 39; Katalog der oesterreichischen Anthropologisch-ethnographischen Ausstellung. Wien 1878, 6). Zuletzt dazu Gleirscher P., Zum Grab des Schwerträgers von der Napoleonswiese über Warmbad, Villach. Ein Nachtrag einschliesslich drei, der verschollen geglaubten Gefässe, *Arheološki vestnik* 59, 2008, 213–225.

er dem Brief ein „offizielles Empfehlungsschreiben“ bei und wünschte Luschan, unter nochmaliger Versicherung, ihm die Verwendung der finanziellen Unterstützung „ganz“ zu überlassen, da er selbst „die Verhältnisse gar nicht beurtheilen“ könne, in Dalmatien und Montenegro „ebenso glücklich“ zu werden, wie die Ausgräber im bosnischen Glasinac, wo vor kurzem „ein interessanter Bronzefund“²³ in einem Hügelgrab“²⁴ zu Tage getreten war.

Am 10. April trafen die von Hochstetter angekündigten 150.- Gulden samt „einem offenen Empfehlungsschreiben“ in Dubrovnik ein.

„Scirocco und regnerisches Wetter“ hatten Luschan zwar den „Genuss“ verschafft, „die Wogen zu betrachten, die an den Klippen zu haushohen Schaumbergen zerstäubten“, Unternehmungen im Gelände jedoch im Moment nicht zugelassen. In der folgenden Woche aber besserte sich die Wetterlage und Luschan konnte sich endlich gemeinsam mit Evans auf die schon länger geplante, mehrtägige „Expedition“²⁵ nach Pridvorje in Konavle (Canali) begeben, einem parallel zur Küste zwischen Cavtat (Ragusa vecchia) und Molunat verlaufenden Hochtal.

„Mittwoch und Donnerstag habe ich für Hochstetters Rechnung grosse Ausgrabungen vornehmen lassen, welche ungefähr 60 mittelalterliche Schädel aber keine Beigaben ergeben haben“, berichtete er am 19. April „nach einem herrlichen, ebenso genuss als erfolgreichen Aufenthalt in Canali (Brotnjice, Pridvorje und Mrcine)“, von wo er „am Freitag [16. April 1880] in vier Stunden nach Castelnovo [Herceg novi] geritten“ war und dort „die Schädel sofort“ verpackt und „der Lloyd-Agentur übergeben“ hatte.²⁶

Über die in Mrcine²⁷ mit Unterstützung der Prähistorischen Kommission durchgeführten Ausgrabungen liegen mit Ausnahme einer einzigen, flüchtigen Planskizze von Konavle (Canali) (Abb. 1) keinerlei Aufzeichnungen aus Luschans Hand vor.

Aus dessen im vierten Bericht der prähistorischen Commission veröffentlichten Beitrag *Über alte Begräbnisstätten in Bosnien und Dalmatien* ist jedoch zu entnehmen, dass die Grabungen an fünf verschiedenen Örtlichkeiten zur Durchführung kamen.

Demnach untersuchte Luschan an einer lediglich als „unweit von Mrčine“ bezeichneten Stelle gemeinsam mit Evans, der ihm „nicht nur mit seiner reichen Erfahrung hilfreich zur Seite stand, sondern auch die Hälfte der Kosten übernommen hatte“, zwei Tumuli von mittlerer Größe, worüber er folgendes berichtete: „Unsere Resultate waren trotzdem nicht sehr günstig, allerdings konnten wir uns recht gut über den allgemeinen Aufbau dieser Hügel unterrichten, aber unser factischer Erfolg war ein sehr geringer, wir fanden zwar einmal ein leidlich conservirtes Skelet, aber es blieb die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass dieses von einer späteren Bestattung herrührte. [...] Hingegen konnten wir bei unseren Ausgrabungen wenigstens das mit Sicherheit constatiren, dass diese Hügel megalithische Grabkammern enthalten. Dieselben sind aus grossen, oft über 1 Meter langen, fast ebenso breiten und durchschnittlich $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ Meter dicken, unregelmässig viereckigen Steinplatten errichtet, von denen sich jetzt nicht mehr mit Bestimmtheit nachweisen lässt, ob sie künstlich behauen oder einfach so verwendet wurden, wie sie eben der Zufall geformt; durch das Fehlen einer schützenden Erddecke sind diese Platten nämlich dem zerstörenden Einflusse der feuchten Luft derart unterworfen, dass sie an ihrer Oberfläche ganz verwittert, mit ihren abgerundeten Kanten meist das Aussehen von Rollsteinen annehmen. Gewöhnlich bildet eine einzige grosse Platte den Boden einer solchen Grabcyste,

²³ Vgl. Hochstetter F., Ueber einen Kesselwagen aus Bronze aus einem Hügelgrab von Glasinac in Bosnien. MAGW, X (1881) 289-298.

²⁴ StBB-PKB, HSchS/NL L, K23, 1 Hochstetter, Hochstetter – Luschan, Wien 04.04.1880.

²⁵ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 10.04.1880.

²⁶ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, L-Vater, Poststempel Castelnovo 17.04.1880; Cattaro 19.04.1880.

²⁷ Mrcine wurde 1956 gemeinsam mit den benachbarten Ansiedlungen in Dubravka umbenannt. Mrcine wird richtigerweise mit „c“ und nicht mit „č“ oder „ċ“ geschrieben, wie bei Luschan sowohl handschriftlich als auch im 4. Bericht der Prähistorischen Kommission.

während für die Längsseiten je zwei, für die Schmalseiten je eine kleinere Platte verwendet erscheint. Die ganze Kammer ist dann durch zwei oder drei quergelegte Steinplatten mehr oder weniger sorgfältig zugedeckt, so dass ein leerer Raum entsteht, der ungefähr die Dimensionen eines grossen Sarges hat. Solche Grabkammern finden sich stets mehrere in demselben Hügel, nach meinen bisherigen Erfahrungen vier bis acht, ohne dass in ihrer Anordnung ein besonderes System zu erkennen wäre. Nicht immer sind diese Kammern gut erhalten, man muss vielmehr leider darauf gefasst sein, sie sehr häufig beschädigt oder eingestürzt zu finden, was wohl nicht immer nur auf alte Schatzgräber, sondern vielleicht manchmal auch auf die Erdbeben zurückzuführen sein wird, welche diese Gegenden so oft heimgesucht haben.

Darüber, dass diese Hügel die Gräber einer vorrömischen Bevölkerung enthalten, kann kein Zweifel sein, und ebenso liegt es auf der Hand, dass eine weitere Untersuchung derselben für die Frage nach der ersten Besiedelung der Balkanhalbinsel und überhaupt für die ganze prähistorische Ethnographie von der allergrössten Wichtigkeit wäre. Vor allem handelt es sich dabei um die Acquisition einer grösseren Anzahl von authentischen alten Schädeln, welche zu erlangen, jetzt nur mehr eine Frage der Zeit und des Geldes ist; dass aber auch reiche Bronzefunde erwartet werden können, das hat ein wahrer Schatz von prähistorischen Bronzen bewiesen, welcher kürzlich in Bosnien, unweit von Gorazda gehoben wurde²⁸. Auch dort gibt es Tumuli, welche den dalmatinischen Steinhügeln vollkommen ähnlich zu sein scheinen²⁹.

Luschan oben erwähnte begeisterte briefliche Mitteilung „ungefähr 60 mittelalterliche Schädel“ ausgegraben zu haben, bezog sich hingegen auf die hier ebenfalls befindlichen mittelalterlichen Bogomilenfriedhöfe³⁰, die Luschan als „Grabstätten ganz anderer Art“ und auch „aus späterer Zeit, aber für den Anthropologen gleichwohl kaum minder interessant“³¹ bezeichnete.

Etwa 1,5 km nordwestlich von Mrčine erstreckte sich um die Ruinen einer der Heiligen Barbara geweihten Kapelle „ein grossartiges Leichenfeld mit über hundert alten Grabsteinen, von denen ein grosser Theil mit primitiven Basreliefs versehen ist. Im Grossen und Ganzen erinnern diese Steine an die mittelalterlichen Grabmonumente, welche ich in Bosnien aufgefunden, doch haben sie meistens die Form von rechteckigen, sehr dicken Platten, eine Form, welche man auch in Bosnien häufig in unmittelbarer Gesellschaft der sarcophagförmigen Steine antrifft. An Grösse geben die Grabmäler von Sv. Barbara den bosnischen wenig nach, ich habe auch dort Steine von über 2 Meter Länge und 1 ½ Meter Breite gemessen.

Unter den Ornamenten wiederholt sich am häufigsten die Darstellung eines Bogens mit einem Pfeile en basrelief. Der Zeit nach gehören diese Gräber ungefähr dem XIII., vielleicht auch noch dem XIV. Jahrhunderte an. Gestützt auf die moralische Autorität Seiner Hochwürden des Herrn Pfarrers Miljan von Mrčine war ich in der wirklich beneidenswerthen Lage, dieses

²⁸ Luschan bezieht sich an dieser Stelle auf jene Bronzefunde aus einem Hügelgrab am Glasinac, die Hochstetter in seinem Antwortschreiben vom 4. April erwähnte.

²⁹ Luschan F., Über alte Begräbnisstätten in Bosnien und Dalmatien. In: Hochstetter F.v., Vierter Bericht der prähistorischen Commission der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften über die Arbeiten im Jahre 1880. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. LXXXII. Bd. Wien 1881, 431f.

³⁰ Die auf dem Manichäischen Dualismus basierende Glaubensbewegung der sich selbst als „Krstjani“, Christen, bezeichnenden Bogomilen (Bogumilen) verbreitete sich ab dem 10. Jh. von Thrakien und Mazedonien über den Balkan nach Westen und schlug vor allem in Bosnien nicht zuletzt in enger Verbindung mit dessen staatlicher Eigenständigkeit (bis 1463) besonders tiefe Wurzeln (Theologische Realenzyklopädie, hrsg. Krause G., Müller G., Bd. 7, Berlin 1981, Stichwort: Bogomilen; Obolensky D., The Bogomils. Cambridge 1948).

³¹ Luschan F., Über alte Begräbnisstätten ..., 434.

Grabfeld mit einer Truppe von 11 Arbeitern durchforschen zu können und demselben nicht weniger als 26, zum Theil sehr wohlerhaltene Schädel zu entnehmen.“³²

Als „fast eben so reich“ bezeichnete Luschan die „craniologische Ausbeute bei Sokol, einer malerischen und grossartigen Burgruine, 3 Kilometer nordwestlich von Mrčine. Auch dort befindet sich ein altes Grabfeld mit grossen, ebenfalls meist plattenförmigen Steinen, welche durchschnittlich dem XV. und XVI. Jahrhunderte angehören. Von dort konnte ich, gleichfalls mit der nicht genug zu preisenden, wirklich liberalen Mithilfe des Pfarrers Miljan 20 Schädel für die wissenschaftliche Untersuchung acquiriren und sorgfältig auf einem Esel verpackt zur Küste befördern.“³³

Die „Reihe von alten Grabstätten in der Umgegend von Mrčine“ war jedoch „hiemit noch lange nicht erschöpft.“ Sowohl im Südwesten als auch im Westen von Mrčine befanden sich bei Pičete bzw. Čerkvište „gleichfalls Gräber, auch diesmal wieder in der Nähe von zerstörten alten Capellen. Besonders bei Čerkvište sind die Fundamente einer solchen noch so wohl erhalten, dass der Grundriss sich deutlich von der mit dichtem Grase bedeckten Umgebung abhebt. Diese Capelle stammt allem Anscheine nach aus dem XII. oder XIII. Jahrhunderte, in dieselbe Zeit gehören also auch die sie umgebenden grossen plattenförmigen Grabsteine.

Die Gräber von Pičete hingegen lassen sich der Zeit nach nicht mit gleicher Sicherheit eintheilen, doch glaubt Evans, welcher über die alten Monumente Dalmatiens sehr umfassende Kenntnisse besitzt, sie auch dem XIII. Jahrhunderte zuschreiben zu dürfen.“

Von beiden Lokalitäten hatte Luschan „durch Ausgrabungen, welche zum Theile mit sehr grossen Schwierigkeiten verbunden waren“, und bei Pičete „sogar beinahe zu ernsthaften Conflicten geführt hätten, je vier Schädel acquirirt.“³⁴

Schliesslich hatte Luschan bei „Voiska, 3 Kilometer südsüdöstlich von Mrčine drei Skelete übereinander in einem Grabe eines kleinen Leichenfeldes gefunden, von welchem Evans und ich glauben, dass es der Zeit nach bald nach dem Aufhören der Römerherrschaft in diesen Gegenden zu stellen sei, also etwa dem VIII. Jahrhunderte angehöre. Dieses Grab hat uns beiden den Eindruck völliger Ungestörtheit gemacht, und wir halten es für ganz sicher, dass die drei Leichen entweder gleichzeitig oder sehr bald nacheinander bestattet wurden. Es muss dies ausdrücklich betont werden, weil die drei Schädel untereinander in der Form sehr abweichen und auch desshalb, weil es überall in Dalmatien sehr häufig vorkommt, dass man Leichen in alte, schon vorhandene und belegte Gräber beisetzt.“³⁵

Nach Abschluss der Untersuchungen bei Mrčine auf Konavle (Canali) hatten Luschan und Evans beschlossen, nicht sofort nach Dubrovnik zurückzukehren, sondern einige Tage in der Bucht von Kotor (Bocche di Cattaro) zu verbringen.

Am 17. April trafen die beiden mit dem Schiff in Risan (Risano) am gleichnamigen, den nordwestlichen Teil der Bucht von Kotor bildenden Golf (Golfo di Risano/Risanski zaljev) ein, „wo Evans im vorigen Jahre schöne Ausgrabungen gemacht hatte, und auch diesmal einige gute Dinge acquiriren“ konnte. „Es gibt dort ein unfruchtbares und unbebautes Feld, auf dem man ohne zu graben, nur im Vorübergehen, Münzen und andere alte Dinge finden kann“, berichtete Luschan seinem Vater über den montenegrinischen Ausflug und freute sich, hier „in ungefähr fünf Minuten zwei alt-illyrische (vorrömische) Münzen und mehrere Fragmente von geschliffenen Tafeln aus ägyptischen Porphyrt“³⁶ gefunden zu haben.

Am folgenden Tag gingen Luschan und Evans zu Fuß nach Perasto (Perast), wo sie „ein volles Dutzend alter Inschriften copirten, darunter zwei griechische, die wahrscheinlich bisher unbekannt sind“. Von hier aus begaben sie sich auf einer „Barke“ nach Cattaro (Kotor),

³² Luschan F., Über alte Begräbnisstätten ..., 434.

³³ Luschan F., Über alte Begräbnisstätten ..., 434.

³⁴ Luschan F., Über alte Begräbnisstätten ..., 434 f.

³⁵ Luschan F., Über alte Begräbnisstätten ..., 435.

³⁶ StBB-PKB, HSch/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 19.04.1880.

wo sie ebenfalls „viele wichtige und bisher theilweise unbekannte Inschriften copiren“³⁷ konnten.

Während des Aufenthaltes in den Bocche di Cattaro, deren „malerische Schönheit“ Luschan als unbeschreiblich rühmt und beteuert, „nie etwas ähnlich schönes gesehen zu haben“³⁸, muss auch die Untersuchung weiterer prähistorischer Tumuli stattgefunden haben, über die jedoch keinerlei Aufzeichnungen, auch nicht in den Briefen an den Vater, vorhanden sind. Luschan erwähnt dazu lediglich im *Vierten Bericht der prähistorischen Commission*: „Andere solche Gomile habe ich unweit von Njeguš in Montenegro abgraben lassen“³⁹.

Aus der Bucht von Kotor wieder nach Dubrovnik zurückgekehrt, kündigte Luschan seinem Vater am 25. April die schon mehrfach verschobene Heimreise für „definitiv Mittwoch den 28. Abends“ an. Im selben Schreiben zeigte er sich nicht nur mit der merklichen Verbesserung seines Gesundheitszustandes – vor allem der „Ausflug nach Canale und in die Bocche“ hatten ihm „sehr gut angeschlagen“ – sondern „auch mit den wissenschaftlichen Resultaten [...] ganz zufrieden“, und hoffte, Hochstetter werde „desgleichen sein“. Luschan hatte „zwar“ dessen „ganzes Geld bereits ausgegeben, für ihn aber auch eine recht anständige Zahl von alten Schädeln und ethnographischen Gegenständen abgesendet“⁴⁰.

Das aus den Ausgrabungen in Mrcine stammende Knochenmaterial befindet sich heute in der Sammlung der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien. Es wurde 1905 in Ermangelung jeglicher Angaben unter „Wahrscheinlich: Mittelalterliche Gräber“ inventarisiert und aufgrund der vorhandenen Schädel und Knochenbruchstücke „mindestens 10 Individuen“ zugeschrieben, wobei sich jedoch an Skeletten selbst „nur 7 mit Bestimmtheit constatiren“⁴¹ ließen.



1 – Ragusa um 1880. Ciuffoletti Z., Das Reich der Habsburger 1848 – 1916. Photographien aus der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Florenz 2001, 144.

³⁷ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 19.04.1880.

³⁸ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 19.04.1880.

³⁹ Luschan F., Über alte Begräbnisstätten ..., 433.

⁴⁰ StBB-PKB, HSchS/NL L, K1, Luschan – Vater, Ragusa 25.04.1880.

⁴¹ Laut Inventarbuch unter: Mrčine, P.B. Ragusa vecchia, Dalmatien (Inventarnummer 3726 – 3739).

Inventarisiert von J. Szombathy zwischen dem 11.01. und 14.05.1905. An dieser Stelle sei auch Fr. Dr. Karin Wiltchke von der Anthropologischen Abteilung sehr herzlich für Ihre wertvolle Hilfe gedankt.



2 – Südl. Dalmatien und Montenegro. Historische Landkarte aus Hartleben, Illustrierter Führer durch Dalmatien. Wien-Leipzig 1912, 182-183.

Die Reise Felix von Luschan in den Orient im Jahre 1889

Hubert D. Szemethy

Reisen gehörte für den weltoffenen Felix von Luschan von Jugend an zu seinem Leben*. Führten ihn frühe Urlaubsreisen während seiner Schulzeit vor allem nach Kärnten, in die Krain und nach Oberitalien, so erweiterte sich sein Horizont während seiner Studienzeit und nach dem Studienabschluss im Wintersemester 1877/78 durch Reisen nach München und an den Starnberger See¹. Die folgenden Jahre waren dominiert von seiner Teilnahme an der Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 sowie der österreichischen Okkupation in Bosnien und der Herzegovina 1878 und 1879. 1880 hielt er sich in Dalmatien und Montenegro auf². 1881 und 1882 nahm er an den österreichischen Expeditionen unter der Leitung von Otto Benndorf nach Lykien und Karien teil³. Unmittelbar danach bereiste er mit Graf Karl Lanckoroński Pamphylien und Pisidien, doch führten ihn diese Reisen weiter bis nach Syrien. 1883 folgten Reisen im Auftrag der preußischen Akademie der Wissenschaften gemeinsam mit Karl Humann und Otto Puchstein zum Nemrud Dağ⁴, ehe er 1884 wieder mit einer Expedition Lanckorońskis in Kleinasien war.

Die Auftraggeber dieser Reiseunternehmungen scheinen sehr gut bezahlt zu haben, denn 1884 hatte Felix von Luschan genug Geld, um sich in Millstatt eine Villa errichten zu lassen. Zu Millstatt hatte Luschan eine besondere Verbindung. Er kannte diesen wunderbar gelegenen Flecken seit den 1870er Jahren, da er hier mit seinen Eltern regelmäßig einen Teil seiner Ferien verbrachte. Hier freundete er sich in jungen Jahren mit Julius Kugy⁵ an. Dadurch, dass

* Der Verf. dankt Karl R. Krierer und Fritz Blakolmer für die Durchsicht dieses Manuskripts. - Folgende Sigel finden Anwendung:

StaBi, PK, HA, NL von Luschan = Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Felix von Luschan.

NDB = Neue Deutsche Biographie.

ÖBL = Österreichisches Biographisches Lexikon.

¹ H. D. Szemethy, Erhellendes zu Leben und Werk von Felix von Luschan und Gabriel von Max – „Felix als Tannhäuser von Max gemalt!“, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2011 (2012) 95–132.

² s. dazu den Beitrag von Brigitta Mader in diesem Band.

³ H. D. Szemethy, Felix von Luschan und die österreichischen archäologischen Expeditionen nach Trysa in Lykien, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2003 (2004) 97–123; ders., Die Erwerbungsgeschichte des Heroons von Trysa. Ein Kapitel österreichisch-türkischer Kulturpolitik, mit einem Beitrag von Š. Pfeiffer-Taš, Wiener Forschungen zur Archäologie, Bd. 9 (Wien 2005); ders., Felix von Luschan – Forschungsreisender und leidenschaftlicher Sammler, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2007 (2008) 124–149; ders., Felix von Luschan – ein Forschungsreisender par excellence, in: P. Ruggendorfer – H. Szemethy (Hrsg.), Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten (Wien 2009) 197–246.

⁴ R.-B. Wartke, Die Forschungsexpedition nach Kleinasien zum Nemrud Dag im Jahre 1883 in Selbstzeugnissen Felix v. Luschan – Beginn der deutschen archäologischen Feldforschungen im Orient, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2009 (2010) 64–88.

⁵ Julius Kugy (19.7.1858–5.2.1944), Botaniker und Alpinist, s. ÖBL 4 (1969) 331 f. (Hösch-Kaltenegger); NDB 13 (1982) 248 (K. Mägdefrau). – Vgl. J. Kugy, Aus dem Leben eines Bergsteigers ⁸(München 1968) 19: „In Millstatt sah ich zum ersten Mal die sympathische Hünengestalt Ottokar Chiaris, kurz nachdem er mit Professor Dürr die zweite Ersteigung des Montasch durchgeführt hatte, und schloß enge Freundschaft mit Felix und Oskar von Luschan, in späteren Jahren mit Otto und Emil Zsigmondy. Ich botanisierete auf den umliegenden Höhen und atmete viel kärntnerische Almluft. So ist es gekommen, daß ich, obwohl Triestiner nach Geburt, Erziehung und langer Lebensarbeit, doch niemals vergessen habe, daß ich ein Kärntnersohn bin.“ – Die Korrespondenz zwischen Kugy und Luschan läßt sich bis 1874 zurückverfolgen. Im ersten erhaltenen Brief Kugys an Felix von Luschan, adressiert an „Herrn Felix Ritter von Luschan

seine Mutter im Sommer 1879, während er am Balkan im Militäreinsatz war, nach längerem schweren Leiden im 46. Lebensjahr in Millstatt verstarb und hier auch bestattet wurde, hatte sich seine Beziehung zu diesem Ort zusätzlich vertieft. Und als dann 1883 auch noch sein Vater unerwartet in Bad Villach verstarb⁶, fasste Felix von Luschan den Entschluss, sich am Millstätter See einen Wohnsitz zu erbauen.

Als Architekten hatte er George Niemann gewählt⁷. Luschan hatte mit ihm 1881 und 1882 an den lykischen Expeditionen unter Otto Benndorf und 1884 an der gemeinsamen Reise mit Graf Lanckoroński in Kleinasien teilgenommen und ihn dabei schätzen gelernt. Die ursprünglichen Baupläne gehen auf den 1. Juni 1884 zurück, doch war aufgrund von Änderungen im August die Einreichung neuer Pläne erforderlich, die von der Gemeinde Millstatt am 29. Oktober 1884 genehmigt wurden⁸. Der Bau wurde über den Winter 1884/85 ausgeführt (Abb. 1).

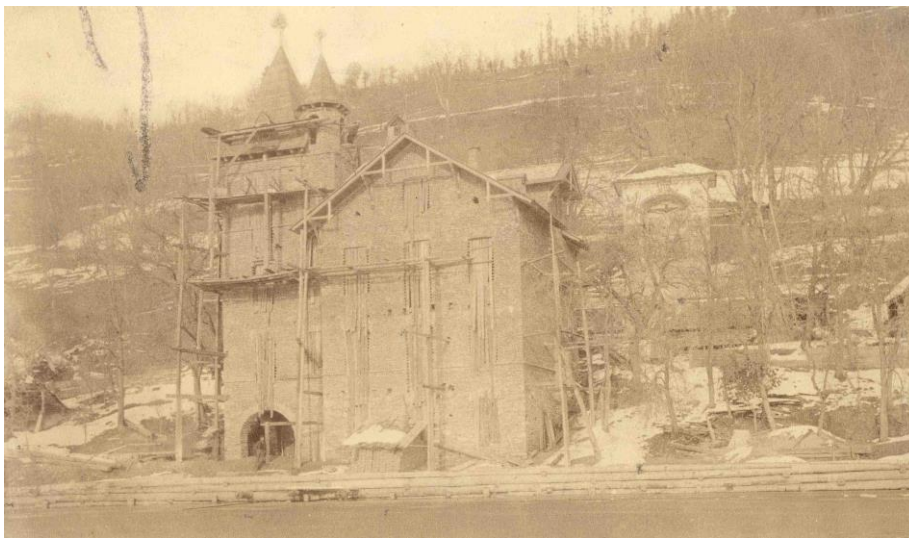


Abb. 1: Die Villa Felix von Luschan in Millstatt im Winter 1884/85 (Foto: Archiv Schäfer, Millstatt)

Millstatt bei Spittal bei Trepsche“ bedankt er sich für dessen Einladung, nach Millstatt zu kommen, kann ihr aber wegen des unbeständigen Wetters nicht Folge leisten (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Julius Kugy).

⁶ Er wurde auf dem Friedhof St. Martin bei Villach bestattet, sein Grab ist aber auf dem Areal des ehemaligen Friedhofes der Kirche Villach-St. Martin nicht mehr vorhanden. Ich danke Herbert Karl, Stadtgarten, Stadt Villach, dem Pfarrer von Villach-St. Martin, Herrn Herbert Burgstaller, und Peter G. Tropper vom Archiv der Diözese Gurk für ihre Nachforschungen und Auskünfte.

⁷ Lange Zeit hatte man in George Niemann, Schüler und Mitarbeiter von Theophil Hansen und seit 1873 Professor für Perspektive und Stillehre an der Akademie der bildenden Künste in Wien, nur den Architekturzeichner gekannt. Seit einiger Zeit wissen wir aber, dass er auch ausführender Architekt war, vgl. H. Szemethy, *From Samothrace to Spalato/Split. The architectural drawings of ancient buildings and sites by George Niemann (1841–1912)*, in: F. Buscemi (Hrsg.), *Cogitata Tradere Posteris. Figurazione dell’Architettura antica nell’Ottocento/The representation of ancient architecture in the XIXth century: Atti della Giornata Internazionale di Studio “La documentazione grafica dei monumenti antichi nell’Ottocento. Tra tecniche e ideologia (Catania, 25 novembre 2009)” / Proceedings of the International Conference “The drawing of ancient monuments in the XIXth century. Between technics and ideology (Catania, 25th November 2009)”* (Rom 2010) 87–109.

⁸ Im Jahr 2012 gelang es mir, anlässlich meines Aufenthaltes beim jährlichen Symposium in Millstatt bei Familie Alexander und Dorette Schäfer und bei Frau Gudrun Senigl eine Fülle von originalen Materialien zu dieser Villa ausfindig zu machen. Mit meinem Kollegen Peter Ruggendorfer habe ich dann im August 2012 dieses Material zur Gänze aufgenommen. Voraussichtlich 2015 wird Herr Ruggendorfer zusammen mit einem Bauforscher ausführlich über diesen Bau beim Millstätter Symposium referieren. Fam. Schäfer und Frau Senigl danken wir sehr herzlich für die Unterstützung unserer Forschungen und die gewährte Gastfreundschaft.

Die ‘Villa Felicitas’ wird vermutlich gerade fertig geworden sein, als sich Felix von Luschan am 22. Juli 1885 in Millstatt mit Emma von Hochstetter, einer Tochter Ferdinand von Hochstetters, vermählte. Luschan hatte durch die Wiener Anthropologische Gesellschaft und seine Reisen engen Kontakt mit Ferdinand von Hochstetter, war regelmäßig bei ihm zu Gast, auch wenn hochrangige Wissenschaftler geladen waren und neue wissenschaftliche Erkenntnisse diskutiert wurden, und war durch seine Ausbildung zum Doktor der Medizin so etwas wie ein Hausarzt, vor allem für die Kinder Hochstetters.

Noch im selben Jahr wurde Luschan von Adolf Bastian⁹ nach Berlin als Direktorial-Assistent an das Königliche Museum für Völkerkunde berufen, wo er mit viel Engagement den systematischen Ausbau der Afrika- und Ozeanien-Sammlung betrieb.

1888 begann Luschan mit der ersten Ausgrabungskampagne in Sendschirli – ein Unternehmen, das wesentlich auf seine Initiative zurückgeht. Bis 1902 erzielte er in insgesamt fünf Kampagnen bemerkenswerte wissenschaftliche Erfolge. Zahlreiche Objekte gelangten dadurch in die Berliner Museen¹⁰.

Um sich von den Anstrengungen dieser ersten Sendschirli-Kampagne zu erholen, unternahm Luschan im Jahre 1889 gemeinsam mit seiner Frau Emma auf eigene Kosten eine Reise in den Orient. Von dieser Reise existiert ein ausführlicher und bislang unveröffentlichter Reisebericht an seinen Bruder Oskar¹¹. Er wird in der Handschriftensammlung der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, im Nachlass Felix von Luschans im Kasten 3, Konvolut 6 aufbewahrt¹².

Die schriftlichen Aufzeichnungen umfassen elf Briefbögen. Sie schildern einen Zeitraum von zwei Monaten vom Verlassen Wiens am 28. Jänner 1889 bis zum 27. März 1889. An jenem Tag trafen die Reisenden in Konstantinopel ein. Hier bricht die Autographe ab. Die brieflichen Mitteilungen begann Felix von Luschan allerdings erst am 12. März 1889 in Port Saïd an Bord des russischen Dampfers Lazareff niederzuschreiben, als er schon wieder auf der Rückreise war (Abb. 2):

„Lieber Oscar

es ist wirklich eine Schande, dass ich meinen diesmaligen Reisebrief erst hier beginne, wenige Stunden bevor wir ägyptischen Boden verlassen, aber es ging diesmal wirklich nicht anders; ich war bis zur letzten Zeit ernsthaft unwohl gewesen und kam nicht einmal zu den allerdringendsten durch den Augenblick gebotenen Arbeiten; Du musst also entschuldigen, wenn dieser Bericht sehr verspätet kömmt und natürlich auch entsprechend summarisch gehalten ist – ohnehin gibt es auf einer Reise wie diese, die sich immer auf gebahnten Wegen abspielt weniger zu erzählen als auf irgend einer meiner früheren Touren.“

⁹ Adolf Bastian (26.6.1826–2.2.1905), Ethnologe, Gründungsdirektor des Berliner Museums für Völkerkunde, s. NDB 1 (1953) 626 f. (H. Plischke); K.-P. Köpping, *Adolf Bastian and the Psychic Unity of Mankind. The Foundations of Anthropology in Nineteenth Century Germany* (Münster 2005); M. Fischer – P. Bolz – S. Kamel (Hrsg.), *Adolf Bastian and His Universal Archive of Humanity: The Origins of German Anthropology* (Hildesheim u. a. 2007).

¹⁰ Zur Geschichte der Grabungen s. R.-B. Wartke, *Sam'al. Ein aramäischer Stadtstaat des 10. bis 8. Jhs. v. Chr. und die Geschichte seiner Erforschung* (Mainz am Rhein 2005) 7–52.

¹¹ Oskar Johannes Lukas Ritter von Luschan (21.1.1858–14.11.1909), Jurist, Notar in Millstatt.

¹² So nicht anders gekennzeichnet, sind sämtliche folgenden Zitate diesen schriftlichen Notizen Felix von Luschans entnommen.

Port Said, 12 März 1889
An Bord des Lazareff.

Liebster Oscar

es ist wirklich eine Schande, dass ich meinen diesmaligen Reisebrief erst hier beginne, wenige Stunden bevor wir ägyptischen Ruten verlassen, aber es ging diesmal wirklich nicht anders; ich war bis zur letzten Zeit ernsthaft unwohl gewesen und kam nicht einmal zu den allerdringendsten durch den Augenblick gebotenen Arbeiten; Du musst also entschuldigen, wenn dieser Bericht sehr verspätet ^{kommt} und natürlich auch entsprechend summarisch gehalten ist - obwohl es auf einer Reise wie dieser, die sich immer auf gebahnten Wegen abspielt weniger zu erzählen als auf irgend einer meiner früheren Touren.

Wir haben also, wie Du meinst, Wien am 28.änner abends verlassen, und sind am 29. Morgens richtig in Triest angekommen. Der Tag verging wie gewöhnlich wenn ich in Triest bin, meist mit Kugy's. Nachmittags fuhren wir drei mit Bertha nach Miramare, wo die drei Damen pflichtmässig das Innere des Schlosses abstreiften während ich mich an der schönen Sonnenwärme und dem wirklich herrlichen Garten erfreute.

Abb. 2: Beginn des Reisebriefes Felix von Luschan aus Ägypten (StaBi, PK, HA, NL von Luschan)

Der Text ist also nicht unmittelbar vor Ort entstanden, sondern aus einer gewissen zeitlichen Distanz zu den Erlebnissen. Aus der Art und Weise, wie der Text strukturiert ist, dürfen wir schließen, dass er sich auf Tagebuchaufzeichnungen stützt.

Felix von Luschan verließ Wien gemeinsam mit seiner Frau Emma und einer sonst nicht näher bezeichneten „Daisy“¹³ am 28. Jänner 1889 abends. In Triest trafen sie sich am nächsten Tag mit der Familie von Julius Kugy. Gemeinsam besuchten sie Miramare. Am Vormittag des nächsten Tages, am 30. Jänner, zeigte ihnen der Direktor des „Museo di storia naturale“, Carlo Marchesetti¹⁴, sein Museum,

„wo sich in den letzten Jahren besonders durch die von Hochstetter angeregten Ausgrabungen bei S[an]ta Lucia¹⁵ ganz grossartige prehistorische Schätze angehäuft haben. Die dortigen Funde stammen alle ausnahmslos aus Brandgräbern, von denen bis jetzt schon gegen 5000 aufgefunden sind, und repräsentieren eine vorläufig noch fast isoliert dastehende Culturperiode, die sich noch am ehesten an die von Hallstatt anzuschliessen scheint.“

Am Nachmittag ereilte sie die Nachricht vom Tode des Kronprinzen Rudolf¹⁶,

„die in Triest auffallend kühl aufgenommen wurde. Es scheint dass man dort noch weniger patriotisches Gefühl hat, als in den meisten anderen Städten Oesterreichs.“

Am 31. Jänner schifften sie sich in Triest ein und kamen programmgemäß am 5. Februar in Alexandria an, von wo sie nach einem köstlichen Frühstück im Hotel Abbat und einem kleinen Rundgang durch die Stadt nachmittags um vier Uhr mit dem Zug nach Kairo fuhren:

„Die Eisenbahnfahrt nach Kairo ist übrigens ein grosser Genuss und unvergleichlich interessant. Der Schienenstrang läuft immer durch dichtbewohnte und gut bebaute Landschaften, meist neben einem Schifffahrts-Canale oder neben Saumwegen, so dass man fortwährend interessante Details aus dem öffentlichen und intimen Leben Egyptens vor Augen hat. Für Emma war das natürlich kein geringer Genuss, aber auch für mich war es

¹³ Ob diese Daisy die spätere Frau von Oskar von Luschan, Margarethe von Etzerodt (geb. am 25. Mai 1869 in Brüssel) war – sie heirateten am 26. August 1890 –, muss vorerst offen bleiben, ist aber sehr wahrscheinlich. Da Felix von Luschan später in Begleitung von „Damen“ nach Damaskus reiste (s. u.), ist davon auszugehen, dass Daisy die gesamte Reise mitmachte.

¹⁴ Carlo Marchesetti (17.1.1850–1.4.1926), Studium der Medizin an der Universität Wien, ab 1876 Direktor des „Museo di storia naturale di Trieste“, s. ÖBL 6 (1973) 69 (H. Riedl); B. Mader, Die Zusammenarbeit der Naturhistorischen Museen in Wien und Triest im Lichte des Briefwechsels von Josef Szombathy und Carlo de Marchesetti (1885–1920) – „Mit besten Grüßen von Haus zu Haus“, *Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien* 97A, 1995, 145–166; G. Bandelli – E. Montagnari Kokelj (Hrsg.), *Carlo Marchesetti e i castellieri, 1903–2003. Atti del Convegno internazionale di Studi, Castello di Duino (Trieste), 14–15 novembre 2003 (Triest 2005)*. – Mit Marchesetti pflegte von Luschan seit 1877 schriftliche Korrespondenz, als er Marchesetti einlud, sich an der Ausstellung der anthropologisch-ethnographischen Sektion der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878 zu beteiligen (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Carlo de Marchesetti).

¹⁵ Santa Lucia di Tolmino, im Isonzotal gelegen (heute: Most na Soči, Slowenien), zählt zu den ‘klassischen’ hallstattzeitlichen Fundgebieten. s. C. Marchesetti, *La necropoli di S. Lucia presso Tolmino. Scavi del 1884 (Trieste 1886)*; C. Marchesetti, *Scavi nella necropoli di S. Lucia presso Tolmino (1885–1892) (Trieste 1893)*. Vgl. auch B. Mader, „Signor Dr. Carlo de Marchesetti, Museo di Storia Naturale in Trieste, Austria“: I rapporti di Marchesetti con Vienna attraverso la sua corrispondenza, in: *Giornata Internazionale di Studio su Carlo Marchesetti a cent’anni dalla pubblicazione di “Scavi nella necropoli di S. Lucia presso Tolmino”*. Civici Musei di Storia ed Arte, Trieste, 9. ottobre 1993 (Triest 1994) 149–166, bes. 149 f.; Mader (s. o. Anm. 14) 146 ff.

¹⁶ Rudolf, Kronprinz von Österreich-Ungarn (21.8.1858–30.1.1889), einziger Sohn von Kaiser Franz Joseph I. von Österreich und Kaiserin Elisabeth, Thronfolger von Österreich-Ungarn. – B. Hamann, *Kronprinz Rudolf. Ein Leben* (Wien 2005); K. Unterreiner, *Kronprinz Rudolf. „Ich bin andere Bahnen gegangen“ – Eine Biographie* (Wien u. a. 2008). Zur Tragödie von Mayerling: B. Hamann, Elisabeth. Kaiserin wider Willen (1997) bes. 544 ff.

höchst überraschend, so mit einem male den enormen Unterschied kennen zu lernen, der Egypten von der Türkei und dem übrigen Orient auszeichnet. Dort geht alles langsam und gemächlich – oder auch gar nicht, hier aber hat jedermann Eile, alles geht im Laufschrift, und niemand scheint freie Zeit zu haben.“

Vier Stunden später, um acht Uhr am Abend, war Kairo erreicht. Sie fuhren ins berühmte Hotel du Nil, wo sie eigentlich für die nächsten Wochen wohnen wollten¹⁷. So schön es in diesem Hotel gewesen wäre, aber es lag „in einer unglaublich engen, schmierigen und auch von unglaublichen Düften erfüllten Seitengasse der Muski, der Hauptverkehrsader der Stadt“, und man verlangte absurde Preise, „z. B. 2½ fr[an]cs die Flasche Bier, und 2 fr[an]cs die Flasche Giesshübler“¹⁸, weshalb man nach nur einer Nacht in die Pension Fink umzog. Auch an einem Trauergottesdienst für den österreichischen Kronprinzen nahm Felix von Luschan teil, „zu welchem alle Kairener Würdenträger in grösster Ordens-Parade erschienen waren“. Die Pension Fink hatte ihnen der bekannte deutsche Ägyptologe Adolf Erman¹⁹ empfohlen, der seit 1884 als Nachfolger von Karl Richard Lepsius²⁰ Direktor des Ägyptischen Museums in Berlin war und in dieser Funktion auch die Forschungen Luschans in Sendschirli begleitet hatte²¹. Die Pension, die auch in Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften angepriesen wurde²², war nicht nur um die Hälfte billiger als das Hotel du Nil,

„der Hauptvorteil [...] liegt in der brillanten Lage im vornehmsten Stadttheil, in der neuen Ismailija, mit breiten Strassen und grossen Gärten zwischen welchen fast nur Villen, Paläste von grossen Würdenträgern und die verschiedenen Europäischen Con-

¹⁷ Das Hotel Abbat in Alexandria und das Hotel du Nil in Kairo waren in so gut wie jedem Reiseführer der damaligen Zeit besonders empfohlen worden.

¹⁸ Gießhübl-Sauerbrunn (tschechisch: Kyselka) ist eine kleine Gemeinde in Böhmen in der Region Karlsbad (Tschechien), die sich im 19. Jahrhundert wegen ihrer Heilwasser zu einem bedeutenden Kurort entwickelt hatte. Der aus Karlsbad stammende Industrielle Heinrich von Mattoni (11.8.1830–14.5.1910) pachtete im Jahre 1867 die Abfüllung des Wassers aus der nach dem König von Griechenland benannten Otto-Quelle, kaufte 1873 den gesamten Ort Gießhübl einschließlich der Heilquellen und machte das von seiner Aktiengesellschaft abgefüllte Wasser unter dem Namen *Gießhübler Sauerbrunn* zu einer weltbekannten Marke. Zu Mattoni s. ÖBL 6 (1975) 150 (H. Stekl); NDB 16 (1990) 418 (V. Karell); zur Firmengeschichte s. auch <http://www.mattoni.cz/en/about-company/history-company> (22.10.2013).

¹⁹ Johann Peter Adolf Erman (31.10.1854 – 26.6.1937), Ägyptologe, s. A. Erman, *Mein Werden und Wirken. Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten* (Leipzig 1929); NDB 4 (1959) 598 f. (H. W. Müller); B. U. Schipper (Hrsg.), *Ägyptologie als Wissenschaft. Adolf Erman (1854–1937) in seiner Zeit* (Berlin u. a. 2006). Erman gab von Luschan aber nicht nur diese Empfehlung mit auf die Reise, sondern auch eine Reihe von Aufträgen, s. seine Briefe vom 21. Jänner und 21. Februar 1889 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Adolf Erman).

²⁰ Karl Richard Lepsius (23.12.1810–10.7.1884), Ägyptologe, s. G. Ebers, *Richard Lepsius. Ein Lebensbild* (Leipzig 1885); NDB 14 (1985) 308 f. (J. Settgast); H. Mehltitz, *Richard Lepsius – Ägypten oder die Ordnung der Wissenschaft* (Berlin 2011); V. M. Lepper – I. Hafemann (Hrsg.), *Karl Richard Lepsius. Der Begründer der deutschen Ägyptologie* (Berlin 2012).

²¹ Dafür gibt die Korrespondenz im Nachlass Felix von Luschans beredtes Zeugnis, s. StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Adolf Erman. – Nach Erman (s. o. Anm. 19) 238 war die „Gründung eines Orientkomitees durch Professor von Kaufmann“ ein erster Versuch, durch Grabungen Altertümer für das Museum zu gewinnen, „aber Schwierigkeiten persönlicher Art ließen dies nicht recht gedeihen.“ Es kamen dann aber durch diese Grabungen etwa die Stele des Asarhaddon, Inschriften, große Reliefs und zahlreiche Kleinfunde nach Berlin, vgl. dazu Wartke (s. o. Anm. 10) 67 ff.

²² M. Jacob, Kairo, in: Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte 70 (Braunschweig 1891) 66 ff., bes. 82: „Unser Absteigequartier war Pension Fink, im neuen Ismailiastadtteil inmitten wohlgepflegter eleganter Gärten von tropischer Vegetation gelegen. Eine junge Dattelpalme entfaltete in üppiger Kraft vor unseren Balkons ihre schattenspendenden Zweige [...] eine lebenswürdige Deutschösterreicherin, nach welcher die Pension den Namen führt, war unsere Wirtin, und an der Wirtstafel, an welcher die Pensionäre zu zwei Mahlzeiten [...] sich vereinigten, dominierte [...] fast immer die deutsche Sprache.“

sulate gelegen sind, so dass wir sehr glücklich waren, die grässliche Umgebung des Nil-Hotels mit einer so guten Gegend vertauschen zu können.“

Wir erfahren von Felix von Luschan auch, wer sonst noch bei Frau Fink wohnte. Da waren z. B. österreichische Diplomaten zu Gast oder Wilhelm Daniel Hell, ein Hamburger Kaufmann, der mit seiner Frau und Nichte reiste und die in der Folge oft mit den Luschan beisammen waren²³:

„Praesident der Tafel ist ein polnischer Siebenzweitschen-Graf Zaluski²⁴ oder so ähnlich; früher oesterr[eichischer] Gesandter in Persien, jetzt Vertreter Oesterreichs bei der Verwaltung der öffentlichen Schuld und als solcher Besitzer eines jährlichen Gehaltes von 60.000 franken, im übrigen ein langweiliger gezierter Patron und Musiknarr, bei dessen Anblick ich jedes Mal unwillkürlich an das arme & reiche Egypten denken musste, das die wichtigen Dienste eines solchen Fexen mit solcher Riesensumme zu lohnen gezwungen ist. Übrigens ist sein oesterr[eichischer] College in Constantinopel der Baron von Zwiedineck Südenhorst²⁵ sicher nicht eine Spur weniger unfähig, ausserdem nach allen was man mir s[einer] Z[eit] in Beyrouth erzählt hat noch obendrein ein Gauner, während man dem Grafen Z[aluski] wenigstens persönliche Unehrenhaftigkeit nicht vorwerfen kann. Dann hatten wir einige jüdische und Schweizer in Kairo ansässige Kaufleute bei Tisch, etliche schlecht erzogene alte Jungfern aus Schottland, einige spleenige Amerikaner und Engländer und einen Lieutenant Junkers aus Spandau, der mit seiner netten jungen Frau eigentlich der einzige war, den unsere Hamburg-Berliner Tisch-ecke zur anständigen Gesellschaft rechnete; denn auch eine dicke alte Anglo-indische Wittwe, welche wir bald als Venus von Kilo zu bezeichnen uns gewöhnt hatten, schien uns nicht ganz standesgemässer Umgang.“



Abb. 3: Rafael Tuck & Sons, Ltd., Esbekieh-Garten, Kairo, nach: Travellers in the Middle East Archive (TIMEA) <http://hdl.handle.net/1911/7016>, 2.1.2014

²³ Mit Wilhelm Daniel Hell (10.8.1825–16.9.1894), Besitzer der chemischen Fabrik „Hell & Sthamer“ in Billwerder, stand Luschan nach Ende der Ägypten-Reise 1889 noch in brieflichem Kontakt, besuchte ihn in diesem Jahr im August auch in Hamburg und wohnte bei ihm (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Wilhelm D. Hell). Hell war seit 1861 mit Louise Johanna Helene Lutteroth verheiratet.

²⁴ Karl (Bernhard) Graf Zaluski von Zaluskie (28.8.1834–8.4.1919), Diplomat und Komponist, Bruder des Bildhauers Irenäus Zaluski. Ausgebildet in der theresianischen Akademie, trat er in den diplomatischen Dienst ein. In den 1870er Jahren in Konstantinopel tätig, wurde er am 13. Juni 1878 von Kaiser Franz Joseph I. zum österreichischen Botschafter in Persien ernannt. Danach war er bis 18. Jänner 1888 Gesandter in Japan, s. E. Matsch, Der Auswärtige Dienst von Österreich(-Ungarn) 1720–1920 (Wien u. a. 1986) 130.

²⁵ Julius Freiherr Zwiedineck von Südenhorst (geb. 9.8.1833), Diplomat und Staatsmann, s. C. von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 60 (Wien 1891) 343 f.; A. Breycha-Vauthier, Österreich in der Levante. Geschichte und Geschichten einer alten Freundschaft (Wien – München 1972) 117. 123.

Das Leben in Kairo verlief, wie es auf einer Erholungsreise sein soll – sehr entspannt. Die meiste Zeit verbrachten sie im Esbekieh-Garten (Abb. 3),

„einem herrlichen und sehr gut gehaltenen Park in unserer nächsten Nähe, mit wunderschönen Palmen und anderen prächtigen Bäumen, der wol einer der schönsten Gärten der Welt sein dürfte.“

Nur wenige Exkursionen standen auf dem Programm, die meisten zu den großen Pyramiden von Gizeh (Abb. 4 und 5),

„welche wir immer wieder von neuen anstaunen mussten; auch die dortigen Beduinen, welche meist von Algier eingewandert, die ganze Umgegend gepachtet zu haben scheinen und jeden Fremden als ihr Opfer betrachten, konnten uns nicht abschrecken. Wir haben uns mit denselben [...] sogar sehr angefreundet und so ausser allerhand kleineren Alterthümern auch über ein halbes hundert alter Mumienköpfe erworben, welche mir grosse Freude machen.“

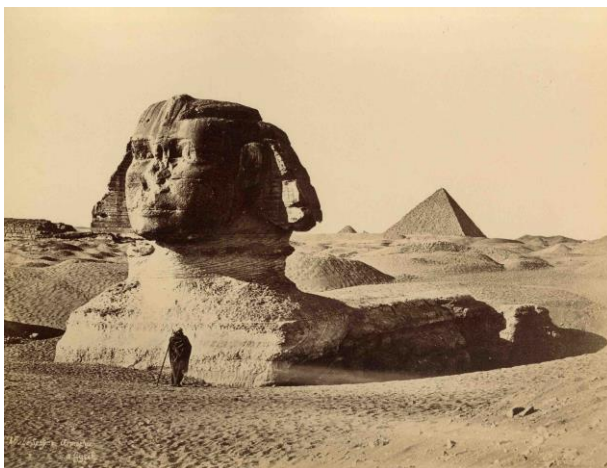


Abb. 4: Der Sphinx von Gizeh (Foto: J. Pascal Sébah; Fotothek des Instituts für Ägyptologie, Universität Wien)

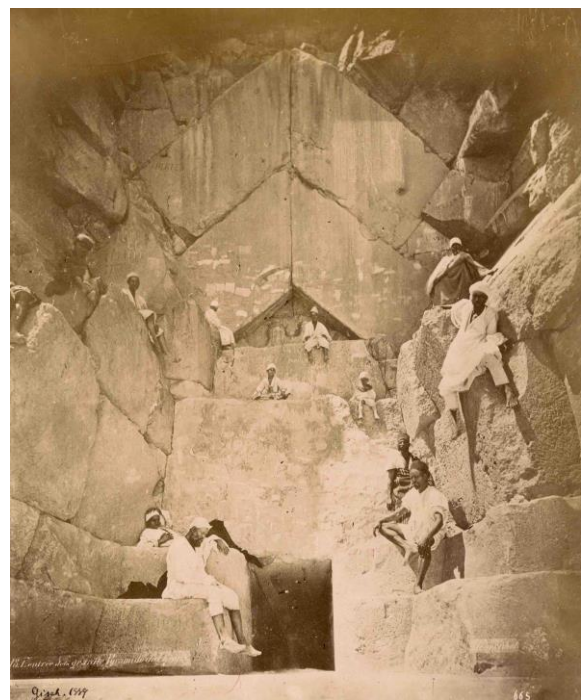


Abb. 5: Eingang zur Großen Pyramide des Cheops (Fotothek des Instituts für Ägyptologie, Universität Wien)

Das Treiben bei den Pyramiden faszinierte Luschan und amüsierte ihn sehr. Die Beduinen erkannten „jeden Fremden sofort seiner Herkunft nach“ und redeten ihn in seiner Sprache an. Felix von Luschan wurde daher mit dem geflügelten Gruß „Kolossal, pyramidal, schneidiges Local“ empfangen²⁶, und er versuchte daraufhin, diesen Gruß noch zu toppen:

„ich habe auch den Versuch gemacht, ihnen als höchsten Superlativ auch das Wort „trichinenhaft“ beizubringen, hoffe aber, dass diese Frivolität nicht haften geblieben ist.“

²⁶ Dieser Spruch war noch einige Zeit ‘geflügeltes’ Wort in Ägypten, vgl. A. Langmesser, Eine moderne Orientreise. Tagebuchblätter (Basel 1900; Nachdruck Hildesheim 2004) 38, der auf der Spitze der Cheops-Pyramide von einem seiner Helfer bei der Erklommung mit diesen Worten aus seinen sinnenden Gedanken gerissen wurde: „Da tritt plötzlich mein brustkranker Beduine zu mir, zeigt pathetisch auf die Wüste hinaus und radebricht in gebrochenem berliner Jargon: „pyramidal ! – kolossal ! – schneidiges Lokal !“ – Diese Leutnants=Weisheit im Munde eines Beduinen giebt uns mit heiterem Lachen der Gegenwart wieder; das Lächerliche hat das Erhabene besiegt.“

Ob unsere Reisenden die Pyramide erstiegen haben, wird nicht berichtet, sehr wohl aber, dass sie diesem Schauspiel gerne zusahen:

„Ausser dem Verkauf von kleinen Email-Figürchen und echten und falschen Scarabäen leben die Leute von dem Transportiren der Fremden auf die Spitze der grossen Pyramide; da die einzelnen Steine über einen Meter hoch sind, ist natürlich solche Beihülfe durch gewandte flinke Naturmenschen sehr erwünscht; einzelne sind hiezu auch ganz besonders trainirt und klettern für einige Groschen auch allein hinauf, mit einer geradezu affenartigen Geschwindigkeit: „Arabisch acht Minuten hinauf hinunter“ erboten sich stets eine Menge von Leuten und halten es auch in der That; ich sah wirklich einmal einen Araber in 5 Minuten hinauf und in den nächsten 3 Minuten hinunter klettern, für eine Höhe, welche die des Stephans-Thurm's um ein gutes Stück übertrifft, eine sehr achtbare Leistung. Es wäre interessant, Herz und Lungen dieser Leute zu untersuchen; leider war ich jedes Mal zu stumpfsinnig, um mich zu einer solchen Untersuchung aufzuraffen; ich bin aber überzeugt, dass sich aus dem gewerbsmässigen Erklettern der Pyramiden Herz-Hypertrophien entwickeln müssen.“



Abb. 6: Koloss der Statue Ramses II. in Memphis (Foto: J. Pascal Sébah; Fotothek des Instituts für Ägyptologie, Universität Wien)

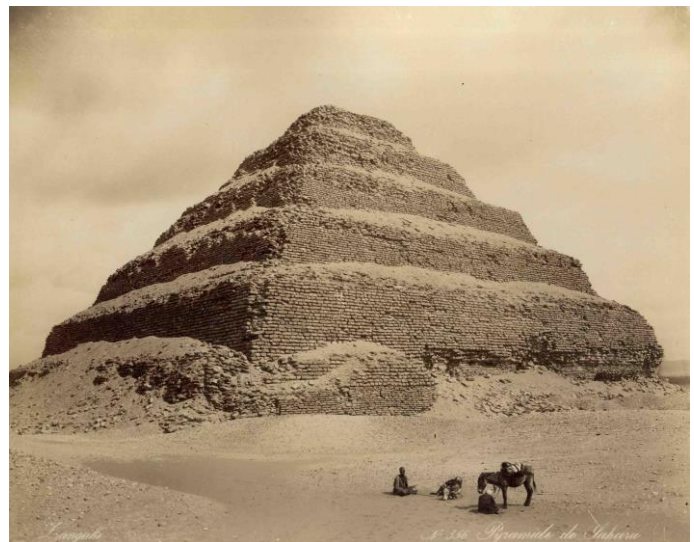


Abb. 7: Stufenpyramide des Pharaos Djoser in Sakkara (Foto: Zangaki; Fotothek des Instituts für Ägyptologie, Universität Wien)

Weitere Exkursionen führten sie nach Memphis zum Koloss der Statue Ramses II. (Abb. 6), nach Sakkara zur großen Stufenpyramide des Djoser (Abb. 7), zu den Apisgräbern (Serapeum) und dem Grab des Ti aus der 5. Dynastie (Abb. 8), das 1865 von Auguste Mariette entdeckt worden war,

„eine ganz unvergleichliche Grabanlage deren Wände ganz mit herrlichen Reliefs bedeckt sind, mit Tausenden von Figuren, welche in Relief und bemalt das ägyptische Leben vor 5000 Jahren so frisch und anschaulich darstellen, dass man fast den Eindruck hat, alles in lebendiger Wirklichkeit vor sich zu sehen.“

In Kairo standen natürlich zahlreiche Besuche des von Mariette gegründeten Museums im Stadtteil Bulaq auf dem Programm. Es war

„gegenwärtig [...] unter Leitung des Conservators Emil Brugsch Bey²⁷, des Bruders von Brugsch Pascha²⁸, dem berühmten Egyptologen [...] Emil Brugsch hingegen ist nie ein

²⁷ Emil Brugsch (24.2.1842–14.1.1930), Ägyptologe, Konservator am Museum in Kairo, später Assistent von Mariette und Gaston Maspero, war in einige Unregelmäßigkeiten im Kairoer Museum verwickelt. Zur wenig schmeichelhaften Einschätzung von Emil Brugsch vgl. Erman (s. o. Anm. 19) 213–215.

berühmter Mann gewesen, eher ein Schweinehund, der als Goldgräber seine Karriere in Californien begonnen hat und sie als Dieb in Kairo beschliessen wird, wenn er nicht schon früher davongejagt wird.“

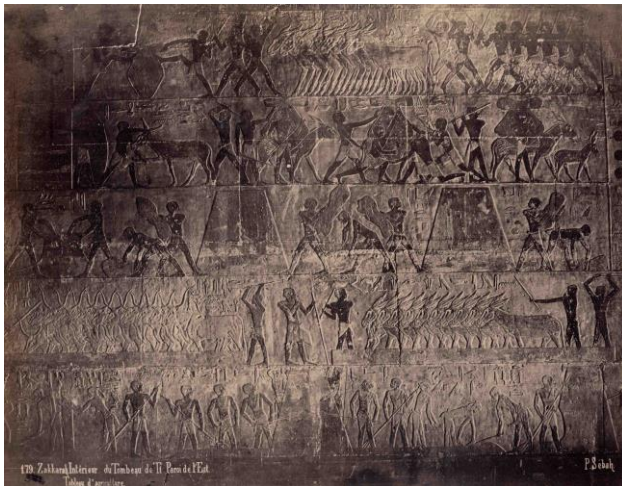


Abb. 8: Grab des Ti in Sakkara (Foto: J. Pascal Sébah; Fotothek des Instituts für Ägyptologie, Universität Wien)

Von den reichen Schätzen des Museums schrieb Luschan nichts, das könne man „in jedem Reisebuche nachlesen“. Dagegen beschrieb er mit klaren Worten die „schöne Wirthschaft“, die hier herrschte:

„Das zunächst auffallende ist der Mangel eines ordentlichen Inventar's, so dass ∞ viele Stücke und nicht die schlechtesten gar nicht gebucht sind, und daher ohne viel Lärm verschwinden können. Noch viel schöner aber ist die „Salle des ventes“ welche mit dem Museum verbunden ist; hier werden durch die Beamten selbst an den Nächstbesten zu jeder Stunde des Tages allerhand Alterthümer, von kleinen Osirisfigürchen angefangen bis zur prächtig eingesargten intacten Mumie verkauft und zwar unter Garantie für die Echtheit aber um ungefähr den 10 bis 100 fachen Preis gegen den, welchen man bei den Arabern, oder den Händlern in der Stadt zahlt; ausserdem werden da, natürlich meist an Australier und Amerikaner Gipsabgüsse verkauft welche in einer unglaublich scheusslichen Weise bronzirt sind und genau genommen das hässlichste sind, was man sich auf diesem Gebiete überhaupt vorstellen kann. Für alles, was man im Museum kauft, bekommt man, neben der Garantie der Echtheit auch riesige offizielle Briefe, welche den Transport per Bahn und die Ausfuhr ermöglichen. Ohne solche Briefe ist es gewöhnlichen Reisenden ganz unmöglich, grössere Mengen von Alterthümern, oder gar einzelne schwere Stücke zu transportiren. Dass wir trotzdem Jahr für Jahr 20 – 30 Kisten mit werthvollen Alterthümern allein für das Berliner Museum exportiren können, ist natürlich hiedurch nicht ausgeschlossen, – man muss sich nur an die richtigen Leute wenden – es heisst, dass Brugsch Bey [d. h. Emil Brugsch] das ganze Museum verkaufen würde, wenn man ihm nur das entsprechende Bakschisch gäbe. Auch für Alterthümer, welche man sonst kauft, bedarf man der Erlaubnis des Museums, sie auszuführen, und selbst meine Schädel mussten von Brugsch durchschnüffelt werden, bevor ich das „Teskereh“ bekam – natürlich auch für Geld. So werden manchmal Hunderte von Pfund täglich im Museum bezahlt für Antiken, Abgüsse, und für Ausfuhr-Teskereh's, aber nichts wird verbucht, alles verschwindet in den Taschen der Beamten, die einfach am Abend alles abführen, was sie eingenommen, Irrthümer kommen dabei natürlich nie vor, wenigstens spricht man nicht davon!“

²⁸ Heinrich Brugsch (18.2.1827–9.9.1894), auch Heinrich Brugsch Pascha genannt, Ägyptologe. s. NDB 2 (1955) 667 f. (Fr. W. Frh. von Bissing); H. Brugsch, *Mein Leben und Wandern* (Berlin 1894); Erman (s. o. Anm. 19) bes. 163–167 (mit Taf. 11 nach S. 160) 214. 234 Anm. 4. 254.

Einige Ausflüge unternahmen unsere Reisenden mit Franz Pascha²⁹, einem aus Deutschland stammenden und in Wien ausgebildeten Architekten, der Anfang der 1860er Jahre Chefarchitekt des ägyptischen Vizekönigs Said Pascha und 1863 vom Khediven Ismail zum Hofarchitekten ernannt wurde. Sie besuchten mit ihm die großen Steinbrüche, aus denen das Material für die Pyramiden und andere große Prachtbauten gewonnen wurde, und die schönsten der Moscheen. Für den großartigsten Bau der arabischen Welt erachtete Felix von Luschan die Sultan Hassan-Moschee (Abb. 9), und er fügte an dieser Stelle hinzu:

„ich hoffe Dir bald die gewöhnlichen käuflichen Photographien derselben und auch 16 eigene Aufnahmen zeigen zu können, welche ich von ihr gemacht.“



Abb. 9: Sultan Hassan-Moschee und Al-Rifai-Moschee im Jahr 1907, nach: http://en.wikipedia.org/wiki/Mosque-Madrassa_of_Sultan_Hassan, 3.1.2014

Ausführlicher geht Luschan auf den unmittelbar neben dieser ehrwürdigen Moschee begonnenen Neubau ein, die Al-Rifai-Moschee (Abb. 9), deren Bau 1869 begonnen, nach der Abdankung des Khediven Ismail Pascha 1879 aber unterbrochen und erst 1912 vollendet wurde:

„Der vorige Khediv hat denselben begonnen, sicher in der Vorstellung damit ein Werk zu schaffen, das Jahrtausende überdauern wird; aber seine Architekten waren denen des großen Sultan Hassan nicht ebenbürtig; an vielen Stellen sind Säulen geborsten und Steine unter der Wucht der aufruhenden Last wie ein Stück Brod zerquetscht; seit seiner Absetzung ruht der Bau, der noch nicht unter Dach war und geht wohl einer sicheren Zerstörung entgegen wenn er auch bei dem fast regenlosen Klima der Stadt noch Jahrhunderte lang ein sprechendes Zeugnis von der Ohnmacht moderner Pharaonen sein wird. Bezeichnend für die Wirthschaft, die bei dem Baue geherrscht, ist dass einer der Architekten Jahre lang vor der voraussichtlichen Eindachung um einige Hunderttausend Franken Teppiche für die Moschee eingekauft und ein anderer um einige Tausend Pfund sogar Goldplättchen zur Vergoldung der Decke. Die Teppiche sind jetzt von den Motten zerstört, nur die Reste derselben sind jetzt in der grossen Moschee auf der Citadelle verwendet, und die Goldplättchen sind verschwunden – aber die Leute hatten ihre Percente beim Einkauf und sind wohl noch heute stolz auf die gute Idee, rechtzeitig an alle Bedürfnisse

²⁹ Zu Julius Franz, später Franz Pascha (25.8.1831–20.3.1915) s. Erman (s. o. Anm. 19) 209. 276; M. Stern, Österreich-Ungarns Beitrag zur Architektur in Ägypten am Beispiel von drei Architekten, in: Österreich und Ägypten. Beiträge zur Geschichte der Beziehungen vom 18. Jahrhundert bis 1918, Schriften des Österreichischen Kulturinstitutes Kairo, 4 (Kairo 1993) 54–63, bes. 54–56; D. M. Reid, Whose pharaohs? Archaeology, museums, and Egyptian national identity from Napoleon to World War I (Berkeley, Calif. u. a. 2002) 214. 223 u. ö. (s. Index); E. Pflugradt-Abdel Aziz, Islamisierte Architektur in Kairo. Carl von Diebitsch und der Hofarchitekt Julius Franz. Preußisches Unternehmertum im Ägypten des 19. Jahrhunderts (Bonn 2003); dies., Julius Franz-Pasha's Die Baukunst des Islam (Islamic architecture) of 1887 as part of the Manual of Architecture, in: M. Volait (Hrsg.), Le Caire dessiné et photographié au XIX^e siècle (Paris 2013) 297–310.

gedacht zu haben. So verräth sich auch in Egypten der echte unverfälschte türkische Orient.“

Als echt ägyptisch bezeichnet Luschan die Baugeschichte von Park und Schloss Gezira³⁰, erbaut für die Beherbergung der Gäste bei der Eröffnung des Suez-Kanals, „ein mit unsinnigen Luxus eingerichtetes Schloß [...], rein für die Befriedigung momentaner Laune“, das nun unbenützt dem Verfall entgegenging:

„Die kostbarsten Teppiche werden von den Motten zerfressen und von allen Decken blättert der bunte oder vergoldete Stuck ab; nur die groszen Empfangsräume sind noch halbwegs in Stand gehalten sowie das Boudoir und das Badezimmer der Kaiserin Eugenie.“

Den Aufschwung, der für Felix von Luschan in Ägypten durchaus feststellbar war, erkannte er besonders an einem Beispiel: dem Badeort Heluan (Abb. 10) mit seinen Schwefelquellen, zwei Stunden südlich von Kairo gelegen³¹. Der Orientalist Baron Alfred von Kremer³² hatte Luschan geraten, hier und nicht in Kairo zu wohnen. Daher fühlte er sich – zumal als Arzt – verpflichtet, diesen Ort aufzusuchen und wohnte auch kurze Zeit im „Grand Hotel des Bains“:

„Zur Zeit seiner Gründung, als wirklich Hotel und Badehaus noch allein in der Wüste gestanden mag es wirklich ein schöner und gesunder Aufenthalt gewesen sein; jetzt ist es Baden oder Vöslau ins Egyptische übersetzt und ich danke für solches Obst. Auch die Gesellschaft im „Grand Hotel des Bains“ schien uns beim grossen zweiten Frühstück ebenso gemischt und nur noch langweiliger als im Hotel de Nile.“



Abb. 10: Postkarte mit einer Ansicht von Heluan

³⁰ Der Gezira-Palast (auch Gezireh- oder Zamalek-Palast) wurde 1863 bis 1868 von Julius Franz erbaut. s. R. Agstner, Auf den Spuren des Doppeladlers – Österreichische Bauten und Kunstwerke in Ägypten, in: Österreich und Ägypten (s. o. Anm. 29) 74–78, bes. 76 f.; M. M. Farag – F. Hassan, The Palace since 1869 (Kairo 1999); E. Pflugradt-Abdel Aziz, Islamisierte Architektur (s. o. Anm. 29) 32 ff.; E. Samsinger, Morgenland & Doppeladler. Eine Orientreise um 1900 (Wien 2006) 153–156.

³¹ Heluan bzw. Helwan (arab. „süßer Brunnen“) liegt ca. 30 km südlich von Kairo und ist heute eine große Industriestadt. Als Entdecker und Schöpfer dieses Bades, das viele Touristen aus Europa anzog, darf der aus Schönwerda in Thüringen stammende Arzt Wilhelm Reil (8.4.1820–14.1.1880) gelten. Er hatte in Halle Medizin studiert, ging 1858 nach Ägypten, gründete 1859 in Heluan eine Lungenheilstätte und wurde 1872 Hofarzt des Khediven Ismail. Er spielte bei der Entwicklung des kleinen Dorfes Heluan zum Kurort „Helouan les Bains“ die entscheidende Rolle. 1871/2 wurden die warmen Schwefelquellen vis à vis der Pyramidenfelder 3 km östlich des Nil im Auftrag von Ismail Pascha neu gefasst. Von 1875 bis 1878 war Julius Franz Administrator des Bades. s. E. Pflugradt-Abdel Aziz, La Cité d’Helwan en Égypte et son fondateur Wilhelm Reil-bey, *Revue du monde musulman et de la méditerranée* (REMMM) 73–74, 1994/3–4, 259–279. – Zum Wandel des Ortes s. A. Görlich-Fischer, Maadi – Villenvorort im Wandel der Zeiten, *Papyrus Magazin* 31, H. 3, 2011, 35–38 (http://www.papyrus-magazin.de/Papyrus_online/Heft03_2011/pdf/Villen-Maadi.pdf; 23.10.2013).

³² Alfred von Kremer (13.5.1828–27.12.1889), Orientalist, Diplomat und Politiker, s. ÖBL 4 (1969) 253 f. (Gottschalk-Marx); NDB 13 (1982) 5 f. (P. Fuchs). – Mit Familie Kremer war Felix von Luschan durch seine Frau aus Wiener Zeit bekannt. Sie wohnte in Oberdöbling, Hirschengasse 41/Billrothstraße 43, s. dazu StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Hedwig Kremer und Alfred Kremer (Sohn der Vorigen).

Was ihn an diesem Ort, seinen zwei Hotels und einigen hundert Villen, viele davon mit richtigen Gärten, am meisten störte, war der Schmutz:

„jetzt ist Heluan ebenso schmierig und staubig und ungesund, als Kairo selbst. [...] dasz jemand hier eine Schwindsucht los werden kann, würde ich als ein Wunder ohne gleichen betrachten; dasz aber ein ganz gesunder Mensch hier schwindsüchtig werden kann, halte ich für ausgemacht. Ich kann zugeben, dasz der von organischen Substanzen freie trockene Wüstenstaub unseren Lungen nicht schadet, aber dasz der Straszenstaub von Kairo etwas anderes enthält, als Gift, wird mir schwerlich jemand klar machen; thatsächlich habe ich auch ohne jede Ausnahme immer gesehen, dasz lungenschwache Leute in Kairo von Tag zu Tag schlechter geworden sind, niemals besser. Die schöne Sonnenwärme ist zwar an und für sich eine herrliche Wohlthat und man ist umso dankbarer für dieselbe je mehr man daran denkt, wie zur selben Zeit ganz Europa in Schnee begraben liegt, aber die Sonne allein thut es doch nicht und ich zweifle jetzt nicht mehr daran, dasz jede einsame Alpenhütte in unseren Bergen auch im Winter zehnmal gesünder ist für eine kranke Lunge, als irgend eine dicht bewohnte Stadt im sonnigen Süden.“

Das andere, was Felix von Luschan missfiel, war die Gesellschaft, die sich hier zum Kur-aufenthalt traf:

„ausser den beiden Sarasin's³³ war glaube ich nicht eine Seele dabei, deren Bekanntschaft uns erwünscht hätte scheinen können; meist ganz maaszlos ordinäre Wiener Protzen mit einem Dialect der einen bis in die Knochen hinein wehthat, und dann amerikanische Bierbrauer oder Schuhfabrikanten die auch nicht viel anständiger aussahen. Selbst mit unseren Deutschen Landsleuten war kein Staat zu machen.“

In den Briefen an seinen Bruder Oskar lässt sich Felix von Luschan auch über die in Kairo ansässige Deutsche Gesellschaft aus, bei der er ab und an eingeladen war. An deren Spitze standen Baron Oswald von Richthofen³⁴, von 1885 bis 1896 deutscher Repräsentant bei der Staatsschuldenverwaltung von Ägypten, und der deutsche Generalkonsul Karl Ludwig Wilhelm Arthur von Brauer³⁵:

„Bei beiden Herren, bei Brauer und Richthofen bin ich geladen gewesen, bei dem ersten zu einem steifen Diner mit egyptischen Paschas, bei dem ich neben dem Kriegsminister Mustapha Fehmi³⁶ sass und das heitere „Unglück“ hatte, ihn zu fragen, wie er seinen kleinen Finger verloren – er war ihm nemlich von dem Bruder des vorigen Khediv, den er erdrosseln musste, um dem Sohne desselben die Thronfolge zu sichern, im Todeskampfe abgebissen worden“.

³³ Gemeint sind die Schweizer Naturforscher Fritz (3.12.1859–23.3.1942) und Paul (11.12.1856–7.4.1929) Sarasin, s. E. His, *Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts* (Basel 1941) 364–372; R. Hanhart u. a., *Gedächtnis-Ausstellung Fritz und Paul Sarasin. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde Basel* (Basel 1959); M. Jorio, *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 10 (Basel 2011) 777 (zu Fritz S.) und 778 f. (zu Paul S.) – beide Beiträge von H. Balmer.

³⁴ Oswald von Richthofen (13.10.1847–17.1.1906), Diplomat, s. A. von Brauer, *Im Dienste Bismarcks. Persönliche Erinnerungen* (Berlin 1936) 229. 234 f. 410. 413. 416. 422 f.; P. von Richthofen, *Jahre der Entscheidung. Der kaiserlich-deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amts Oswald Frhr. v. Richthofen 1847–1906* (Paris 2007).

³⁵ Karl Ludwig Wilhelm Arthur von Brauer (17.11.1845–25.4.1926), Diplomat, s. von Brauer (s. o. Anm. 34) bes. 219 ff. „Zwischen Kairo, Berlin und Friedrichruh. 1888–1890“; NDB 2 (1955) 543 f. (W. Andreas); A. Herzog, *Ihr glücklichen Augen. Ein Karlsruher Journalist erzählt aus seinem Leben* (Karlsruhe 2008) 227–232.

³⁶ Mustafa Fahmi Pascha (1840–13.9.1914), ägyptischer Politiker, s. A. Goldschmidt, *Biographical Dictionary of Modern Egypt* (Boulder – London 2000) 51.

Luschans Urteil über die zahlreichen in Kairo ansässigen Deutschen fiel – mit Ausnahme seiner Einschätzung von Emil Brugsch Bey – alles in allem relativ positiv aus:

„zwar fordert auch hier der Bierteufel, der dem Deutschen im Orient so gefährlich ist, seine Opfer, und viele und nicht die unbedeutendsten Mitglieder der Deutschen Colonie kommen aus dem chronischen Alcoholismus und einer leichten Form von Delirium tremens eigentlich gar nicht heraus, aber es ist doch viel mehr Ernst und wissenschaftliches Streben in den Leuten als sonst; vor allen mehr als in Smyrna, wo ich mich immer von neuen über die Verkommenheit unserer Landsleute verwundern musz.“

Sehr erstaunt war Luschan über die politischen Verhältnisse Ägyptens. Man sei in Europa über diese einfach viel zu wenig unterrichtet. Deshalb berichtete er seinem Bruder ausführlich über die englische Besatzung. Die Bataillone machten ihm einen halbwegs guten Eindruck:

„Das beste an den englischen Truppen sind sicher die Neger, die sich in Ober Egypten und kürzlich bei Suakim³⁷ gerade zu mit brillanter Verve geschlagen haben, während die Rothröcke von sicherer Hinterhut aus die Operation „geleitet“ haben.“

Das wüsste freilich auch Hauptmann Hermann von Wissmann³⁸, ab 1888 der kaiserliche Beauftragte für Deutsch-Ostafrika:

„Wir kannten ihn natürlich von Berlin aus und waren auch in Kairo viel mit ihm zusammen; er war dort entschieden der Löwe des Tages, alle Kawassen³⁹ und Lohndiener kannten ihn nur als Conte Wissmann und jede junge Dame schätzte sich glücklich, wenn sie nur einen Rockzipfel von ihm zu sehen bekam.“

Hauptmann Wissmann hielt sich auch deshalb in Kairo auf, um Mannschaften anzuwerben, ehe er nach Deutsch-Ostafrika aufbrach. Luschan meinte dazu nur knapp:

„schade dasz er seine gute Kraft auf eine so absolut aussichtslose Sache verwenden musz, wie Ostafrika es doch sicher ist. Kleinasien, Mesopotamien und vor allen die Kyrenaika das wären Colonien für Deutschland, aus denen wir mit der Zeit etwas machen könnten – aber Ostafrika!“

Gegen Ende seines Aufenthaltes in Kairo besuchte Felix von Luschan die arabische Bibliothek, die die schönsten und am besten erhaltenen Korane aus den ersten Jahrhunderten des Islam „und auch sonst herrliche persische arabische und türkische Handschriften mit vorzüglichen Miniaturen und Randornamenten“ besaß. Ein junger Deutscher, „der früher Beamter der Berliner Königl[ichen] Bibliothek gewesen“, war dort Direktor, und Luschan wurde hier Zeuge folgender Situation:

„Die sämmtlichen Korane liegen als heilige Schriften unter Glas in versperrten Pulten und der Director darf sie nicht berühren; will er ein Blatt umgewendet haben, so musz er

³⁷ Suakin war für die Briten ein wichtiger Stützpunkt am Roten Meer.

³⁸ Hermann von Wissmann (4.9.1853–15.6.1905), Afrikaforscher, Offizier und Kolonialbeamter. Leutnant der preußischen Armee, durchquerte als erster Afrika von West nach Ost, 1895–1896 Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, s. A. Becker, Hermann von Wissmann. Deutschlands größter Afrikaner – sein Leben und Wirken unter Benutzung des Nachlasses (Berlin 1911); R. Schmidt, Hermann von Wissmann und Deutschlands koloniales Wirken (Berlin 1925); von Brauer (s. o. Anm. 34) 231. 233. 240 ff. 332; J. Fabian, Im Tropenfieber. Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas (München 2001) 41 u. ö. (s. Index s.v. Wissmann); Th. Morlang, „Finde ich keinen Weg, so bahne ich mir einen.“ Der umstrittene „Kolonialheld“ Hermann von Wissmann, in: U. van der Heyden – J. Zeller (Hrsg.), „... Macht und Anteil an der Weltherrschaft.“ Berlin und der deutsche Kolonialismus (Münster 2005) 37–43. – Mit Hauptmann Wissmann stand Luschan zeitweilig in persönlichem Kontakt (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Hermann von Wissmann).

³⁹ Bedienstete einer diplomatischen Vertretung in der Türkei und an türkischen Botschaften im Ausland, tätig als Ehrenwächter für Diplomaten und als Wächter und Boten einer Gesandtschaft.

einen der Diener rufen, der die Schlüssel hat; dieser schlieszt auf, brummt wol etwas über den ungläubigen Hund, der seine heiligen Bücher beschnüffeln darf, wendet um, schlieszt wieder ab und beobachtet dann aus der Ferne, ob sein Chef nicht vielleicht doch im Geheimen einen der anderen Pulte öffnet. Nur die Schränke mit profaner Litteratur sind diesem selbst direct zugänglich ! Ich weiss nicht, ob es einem energischen Director nicht möglich wäre, ein so absurdes Joch abzuschütteln – aber die Stelle ist brillant dotirt und gewährt auch eine wahrhaft einzige Gelegenheit für orientalische Studien – also bleibt es bei der alten Comödie, denn das die heiligen Bücher wirklich schlechter würden, wenn ein christlicher Gelehrter sie berührt, als wenn es ein mohammedanischer Hausdiener thut, das glaubt ja im Ernste doch niemand, nicht einmal dieser Diener selbst. Interessant ist übrigens der Lesesaal, einige Dutzend junge und alte Leute, ausnahmslos Mohammedaner und fast alle in der landesüblichen Tracht sitzen oder kauern da, meist mit Copiren von Manuscripten beschäftigt, und ebenso wie beim Gebete absolut theilnahmslos gegen die störenden Besucher. Nur irgend eine verrückte Engländerin, die den Vorstellungen des Directors entgegen, durchaus im arabischen statt im europäischen Lesezimmer arbeiten wollte, sollen sich die Leute jüngst sehr energisch verboten haben – was man ihnen nicht verdenken kann.“

Relativ ausführlich berichtete Luschan seinem Bruder über die Bazare von Kairo, über Holzarbeiten und über die Herstellung von Messingschalen und Platten. Außerordentlich beeindruckt war er von dem von Franz Pascha in den letzten Jahren eingerichteten arabischen Museum⁴⁰, wo sich wertvollste Stücke befanden, darunter Kronleuchter, Koranpulte, Grabstelen, Glaslampen und Seladon-Vasen,

„welche ganz unbeachtet in einer finsternen Nische gestanden hatten; es sind meines Wissens die einzigen Vasen dieser Art, die bekannt sind, bisher wenigstens habe ich nur Schüsseln und Schalen dieser Gattung gekannt. Wie es scheint, rühren sie von einem indischen Fürsten her, der sie Mehmed Ali zum Geschenke übersandt hat. Natürlich habe ich sie photographirt; es sind fast die einzigen Stücke im ganzen arabischen Museum, von denen nicht grosse photographische Aufnahmen existiren und im Handel sind.“

Zu eingehenden anthropologischen Studien, die er sich eigentlich vorgenommen hatte, kam Felix von Luschan während seines Aufenthaltes in Kairo kaum, was er sehr bedauerte. Sein körperliches Befinden war zu schlecht. Er war von Sendschirli mit Malaria heimgekehrt und hatte während der ganzen Ägyptenreise immer wieder heftige Fieberschübe. Erst in den letzten Tagen raffte er sich auf und konnte mit der Unterstützung seiner Frau Emma ein Paar Dutzend Leute messen und fotografieren. Von diesen Untersuchungen und den insgesamt etwa 100 Schädeln, die er zum Teil selbst bei den großen Pyramiden erworben, zum Teil in Sakkara gefunden bzw. von einem Reisebegleiter aus Oberägypten mitgebracht erhalten hatte, versprach er sich neue wissenschaftliche Ergebnisse, die über die Arbeiten von Emil Schmidt⁴¹ und Rudolf Virchow⁴² hinausgehen sollten. Denn: „Besonders über die Kopten scheinen die bisherigen Ansichten ganz verkehrt zu sein“.

⁴⁰ Julius Franz begründete 1880 ein Museum islamischer Kunst und trug damit wesentlich zur Rettung und Erhaltung islamischer Kunstwerke bei. Ab 1883 in der alten el-Hakim-Moschee untergebracht, übersiedelte es 1903 in das Gebäude im Bab Al-Khalq-Bezirk Kairos am Ahmed Maher-Platz. Dieses Gebäude wurde durch den österreichischen Architekten Max Herz erbaut, der seit 20. April 1892 die Leitung des Arabischen Museums innehatte. Vgl. Stern (s. o. Anm. 29) 55 f.; zu Miksa (Max) Herz-Bey ebenda 57–60; Reid (s. o. Anm. 29) 237; R. Eisenschmid (Chefred.), Ägypten. Baedeker-Allianz-Reiseführer (Ostfildern 2006) 374. – Als „Kenner und Förderer der arabischen Kunst, deren Herrlichkeit damals von den Besuchern Ägyptens noch zu wenig gewürdigt wurde“, bezeichnete ihn auch Erman (s. o. Anm. 19) 209.

⁴¹ Emil Ludwig Schmidt (7.4.1837–22.10.1906), Anthropologe, Ethnologe, s. E. L. Hewett u. a., Anthropologic Miscellanea, American Anthropologist, New Series 9, No. 1 (Jan.–Mar. 1907) 233–244 bes. 236 f.; R.

Über welche Kanäle Luschan seine Schädel in Ägypten im Detail bezog, kann ich (noch) nicht nachvollziehen. Dass es in Ägypten aber – und nicht nur hier, wie wir noch sehen werden – einen Markt für derartige Objekte gab, wissen wir aus zahlreichen Quellen, u. a. durch Fotografien (Abb. 11).



Abb. 11: Félix Bonfils, Mumienhändler, aus: GEO-Special Ägypten, Nr. 3, Juni 1993, 17

Ein Brief von Felix von Luschan aus Millstatt vom 18. September 1923 an den deutschen Ägyptologen Georg Steindorff⁴³ in Leipzig zeigt, wie lange ihn Fragen zur anthropologischen Stellung der Alten Ägypter beschäftigten⁴⁴. Luschan ging es bei der Untersuchung seiner

Andree, Nachruf auf Emil Schmidt, *Globus* 90, 1906, 309–312. – Zu den von Luschan angesprochenen ägyptischen Forschungen s. E. Schmidt, *Über alt- und neu-ägyptische Schädel*, Beitrag zu unseren Anschauungen über die Veränderlichkeit und Konstanz der Schädelformen (Leipzig 1885).

⁴² Rudolf Ludwig Karl Virchow (13.10.1821–5.9.1902), Arzt, Anthropologe, Politiker, s. M. Vasold, *Rudolf Virchow. Der große Arzt und Politiker* (Stuttgart 1988); Ch. Andree, *Rudolf Virchow. Leben und Ethos eines großen Arztes* (München 2002); C. Goschler, *Rudolf Virchow. Mediziner – Anthropologe – Politiker* (Köln u. a. 2002); G. Saherwala (Hrsg.), *Rudolf Virchow, Mediziner, Sammler, Politiker. Begleitbuch zur Ausstellung „Virchows Zellen. Zeugnisse eines engagierten Gelehrtenlebens in Berlin“* (Berlin 2002). – Zu Virchows Arbeiten zu Ägypten s. R. Virchow, *Medizinische Erinnerungen von einer Reise nach Ägypten* (Berlin 1888) (= *Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für Klinische Medizin* 113, 1888, 361–385); ders., *Land und Leute im alten und neuen Ägypten* (Berlin 1888) (= *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 15, 1888, 428–442).

⁴³ Georg Steindorff (12.11.1861–28.8.1951), Ägyptologe, s. NDB 25 (2013) 173–175 (E. Blumenthal – K. Seidel).

⁴⁴ s. https://sites.smu.edu/bridwell/specialcollections/steindorff/correspondence/Box%20687/687_160923.pdf, 24.10.2013. Vgl. dazu auch Reid (s. o. Anm 29) 258 ff. (Kap. „Modern Sons of the Pharaohs? Marcus Simaika and the Coptic Past“).

erworbenen Schädel jedoch nicht nur um Rassenuntersuchungen. Wir wissen vielmehr, dass er auch Fragen der Einbalsamierung daran knüpfte. Im Jahre 1909 machte er sich etwa darüber im Kapitel „Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte“ in der von Georg von Neumayer herausgegebenen „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen“ seine Gedanken und führte mit Bezug auf die von Arthur Baessler 1906 in Berlin veröffentlichte, bahnbrechende Studie „Peruanische Mumien. Untersuchungen mit X-Strahlen“ folgendes aus:

„Auf der anderen Seite unterliegt es keinem Zweifel, dass die thebanischen Einbalsamierer manchmal wirklich mit sehr grosser Roheit vorgehen. Ich besitze eine Reihe von Mumienköpfen, deren nähere Betrachtung ergibt, dass der Kopf der Leiche gewaltsam vom Rumpfe getrennt und dann, offenbar nachdem man das Gehirn durch das Hinterhauptloch entfernt hatte, durch einen richtigen Holzdübel wieder mit dem Rumpfe verbunden wurde. Einmal fand sich auch ein grosses Stück eines ganz fremden Schädeldaches auf einem der von mir selbst ausgewickelten Schädel. In ganz gleicher Weise kennen wir aus den Untersuchungen, die Herr Baessler an peruanischen Mumien durch Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen angestellt hat, dass sich gar nicht selten in einem Mumienballen die Reste verschiedener Menschen zusammengeschnürt finden, und eine der Röntgen-Aufnahmen Baesslers zeigt sogar einen Mumienballen, in dem die Leiche auf dem Kopf steht.“⁴⁵

Luschans Briefe vermitteln uns etliche Einblicke in Dinge, die ihn besonders interessierten. Dazu gehörte seit je her die lokale Gewandung. Über diese ergeht er sich in langen Passagen, die seine genaue Beobachtungsgabe erkennen lassen. So beschreibt er sehr ausführlich eine Besonderheit von Unterägypten, die

„Metallröhren, welche die mohammedanischen Frauen vor ihrem Nasenrücken, zwischen den Augen zu tragen pflegen. [Abb. 12. 13] Du kennst diesen unglaublichen Schmuck natürlich aus Abbildungen; in lebendigem Gebrauch habe auch ich ihn diesmal zuerst gesehen. Er ist sicher eine der sonderbarsten Erfindungen menschlicher Verrücktheit, und meines Wissens erst in letzter Zeit, vermuthlich erst seit einigen Jahrhunderten in Gebrauch gekommen; Genaues über seine Entstehung konnte ich nicht erfahren; er besteht aus einer dünnen Metallröhre, etwa 8 Cent[imeter] lang und 1–2 Cent[imeter] im Durchmesser, gewöhnlich aus vergoldeten Silber, auch aus Messing gearbeitet, gewöhnlich mit 3 Verstärkungsringen in der Mitte, welche gerade in die Nasenwurzelgegend zu liegen kommen; durch diesen Cylinder läuft eine Schnur welche den schwarzen Crepeschleier trägt, der die untere Hälfte des Gesichts verdeckt; die Stirne ist durch ein anderes Stück Crepe und durch den Ferédsche⁴⁶ (den gewöhnlichen sackartigen Überwurf aller mohammedanischen Weiber) verhüllt, so dass man eigentlich nur die Augen zu sehen bekommt und die tief schwarz gefärbten Brauen; auch die Wimperhaare und der Lidrand sind mit Kohle schwarz gefärbt und die Lidspalte ausserdem nach aussen durch einen schwarzen Strick verlängert, so dass die Augen viel grösser dunkler und schöner erscheinen, als sie in der That sind; diese Art, die Augen zu verschönern ist in Egypten schon seit allermindestens 5000 Jahren nachgewiesen, wir sehen sie an den ältesten Sculpturen die überhaupt erhalten sind, bei denen sogar Brauenbogen und Lidrand sammt dessen Verlängerung durch Bronze-Einlagen oder durch dunklen Stein gebildet erschei-

⁴⁵ F. von Luschian, Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, in: G. von Neumayer (Hrsg.), Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen³, II (1909) 121.

⁴⁶ Meyers Großes Konversations-Lexikon 6 (Leipzig 1906) 427: „Feredsche (arab.), langes Oberkleid der türkischen Frauen und Mädchen, das nur auf der Gasse getragen wird und vom Hals bis zum Fuße reicht, um den Wuchs zu verbergen. Die F. lässt nichts sichtbar als den vom Jaschmak (s. d.) nur wenig verhüllten Kopf und den früher vom ledernen Strumpf (Mest) bedeckten, jetzt meist elegant beschuhten Fuß.“

nen – nur der Nasencylinder [...] ist eine Zuthat des Islam, dessen Entstehungsgeschichte noch erst zu erforschen ist. Übrigens ist dieser Cylinder nur für Frauen der niederen Stände de rigueur⁴⁷, vornehmere Damen, z. B. die Verwandten und Harems-Damen des Khediv sind nach gewöhnlicher türkischer Art verschleiert, auch nilaufwärts soll das „Microscop“ [wie dieser Nasenzylinder gelegentlich auch bezeichnet wurde, Anm. Verf.] rasch abnehmen, indem es erst durch ein Stück gelbgestrichenes Holz, dann durch einige gelbe Perlen ersetzt wird und schliesslich ganz verschwindet.“



Abb. 12: Hans Makart, Ägyptische Geflügelhändlerin, aus: Markart Album, 64 Holzschnitte nach Makarts Gemälden, hrsg. von Verlag F. Bondy (Wien o. J.) [Gesamtausgabe 1885] Taf. 32 (Ausschnitt)



Abb. 13: Fellachenfrau mit Krug, um 1875, aus: M. Kunze (Hrsg.), Erinnerung Ägypten. Frühe Photographien, Lithographien, Stiche und Karten aus der Sammlung Dan Kyrar, Jerusalem. Katalog einer Ausstellung im Winckelmann-Museum vom 26. Juni bis 5. September 2010 (Ruhpolding 2010) 162 (Ausschnitt)

Am 10. März verließ Luschan Kairo. Er hatte Emma versprochen, ihr noch Beirut und Damaskus zu zeigen und mit ihr dort Einkäufe im Bazar zu machen. Die Heimreise sollte über Larnaka, Rhodos und Smyrna nach Konstantinopel gehen, von wo man nach Berlin zurückkehren wollte.

Die Rückreise führte die Reisegruppe zuerst nach Alexandria, wo sie am 11. März den russischen Dampfer Lazareff bestieg, ein

„recht gutes, mittelgroßes Bot mit sehr bequemen Kabinen und einem sehr gefälligen und polyglotten Capitän, einem Croaten. Ausser 400 Pilgern, die schon von Odessa über Alexandrien nach Jaffa gingen, alle – auch ein General und ein pensionirter Admiral – natürlich im Zwischendeck waren wir fast die einzigen Passagiere – nur zwischen Port Saïd und Jaffa, also eine Nacht hindurch hatten wir eine ebenso zahlreiche als unangenehme Invasion von Cook’s Touristen zu überstehen, etwa 20 meist durch besondere Ungezogenheit und Lümmelei ausgezeichnete Leute, darunter leider auch einige Deutsche.“

Am 12. März erreichten sie Port Saïd (Abb. 14), doch gab es in dieser „jüngsten aller Mittelmeer-Städte“, wie sie Luschan bezeichnete,

⁴⁷ Eigentlich de rigueur (franz.): obligat.

„natürlich nichts zu sehen, als Hafenanlage, Schiffe, Tingel-Tangel und was eigentlich auch nicht wunderbar ist, einige Dutzend Photographen welche mit guten und schlechten Bildern hier sich ungeheure Concurrenz machen und ihre Leistungen sogar den an Bord bleibenden Passagieren aufdrängen.“

Gemeinsam mit Emma blieb er daher vorerst an Bord, um Briefe zu schreiben, doch machten sie am Nachmittag eine „Rundfahrt im Hafen [...], um die vier groszen Deutschen Schlachtschiffe zu besehen, welche hier auf Ordre warteten nach Samoa oder nach Zanzibar zu gehen.“



Abb. 14: Cairo Postcard Trust, Panorama von Port Saïd, nach: Travellers in the Middle East Archive (TIMEA) <http://hdl.handle.net/1911/7041>, 2.1.2014



Abb. 15: Ankerplatz vor der Stadt Jaffa, aus: A. Carmel – E. J. Eisler, *Der Kaiser reist ins Heilige Land. Die Palästinareise Wilhelms II. 1898. Eine illustrierte Dokumentation* (Stuttgart 1999) 168 Abb. 139

Am 13. März kamen sie morgens in Jaffa an (Abb. 15). Aus- und Einschiffung war hier immer ein besonderes Erlebnis. Das hatte schon Kaiser Franz Josef 1869 auf der Anreise zur Eröffnungszeremonie des Suez-Kanals erleben müssen, als er bei heftigem Sturm während der Einschiffung beinahe verunglückt wäre. Da die Reede von Jaffa ganz offen lag und Klippen und Riffe die Zufahrt sperrten, mussten die Schiffe weit draußen auf offenem Meer ankern.

Von dieser unsicheren Reede und den berüchtigt schwierigen Ausschiffungen wusste Luschan natürlich. Er zog es daher vor, an Bord zu bleiben und von dort das Geschehen zu beobachten:

„Selbst bei dem tadellosen Wetter, das uns wie es scheint auf allen unseren Seefahrten begleitet, war es nicht uninteressant zu sehen, wie die armen russischen Pilger ausgeschifft und wie Häringe in die groszen Mahon's⁴⁸ verstaubt wurden, um an Land gebracht zu werden. Da auch Jaffa zu jenen Küstenstädten gehört, die man schon von der Ferne her genügend betrachten kann, blieben wir an Bord, wo bis zum Abend eifrige Thätigkeit herrschte, um 3000 Kisten Orangen einzuschiffen, welche neben Sesam die Hauptausfuhr der Gegend bilden.“

Am Tag darauf, dem 14. März, langten sie in Beirut ein, wo Felix von Luschan Bekannte von früheren Reisen besuchte. Den Abend verbrachte er mit dem deutschen Generalkonsul Paul

⁴⁸ Türkisches Ruderfahrzeug, oft als Hafenbarke genutzt, s. Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe⁴, Bd. 10 (Altenburg 1860) 724.

Schröder⁴⁹ im Hotel. Da zu seinem Amtssprengel auch Sendschirli gehörte, war er natürlich daran interessiert, mit Luschan dessen Pläne für die folgenden Ausgrabungskampagnen zu besprechen.

Die erste Nacht in Beirut war eine kurze, denn es hieß „schon um ½ 3 aus den Federn“. Für vier Uhr war die Abfahrt nach Damaskus angesetzt, und zwar mit der belgisch-französischen Diligence, die den Personen- und Frachtverkehr zwischen Beirut und Damaskus mit Pferdewagen abwickelte. Einem Reisebericht aus dem Jahr 1868 ist zu entnehmen, wie diese Reise ablief:

„Täglich fährt eine Diligence zu 20 Personen von Beirut nach Damaskus und eine andere zurück. Die Abfahrtszeit ist für beide Morgens 4 Uhr, die Ankunft Abends 5 Uhr, so daß also eine Strecke von 24 Meilen⁵⁰ in 13 Stunden zurückgelegt wird. Die Wagen sind sechsspännig, und zwar sind vorn drei Pferde und dahinter drei Maulthiere gespannt. Es wird stets scharfer Trab oder Galopp gefahren, alle zwei Stunden in größter Schnelligkeit umgespannt und darnach unaufhaltsam die Reise weiter fortgesetzt; nur an einer Station, in Stora, am Ostfuß des Libanon, wird ¾ Stunden zu Mittag gehalten. Auf je zwei Stunden Wegs stehen große Pferdeställe und Häuser für die Beamten. Zwei Stunden nach dem Ausspannen werden die Gespanne noch zur Abkühlung herumgeführt.“⁵¹

Felix von Luschan, der diese Reise 1884 schon einmal gemacht hatte, schreibt über diese Fahrt:

„Überhaupt scheint mir der Dienst auf der Diligence nach Damaskus, der vor fünf Jahren noch ganz musterhaft war, seither etwas nachgelassen zu haben, die Wagen sind in schlechterem Zustand, auch die Pferde und das Geschirr sind nicht besser geworden. Immerhin waren wir programmässig um 6^h Abends in Damaskus, bei herrlichem Wetter und weniger durchgerüttelt von der Fahrt, als ich für die Damen gefürchtet.“

Der folgende Tag, Samstag, der 16. März,

„gehörte natürlich den Bazaren, welche zweifellos die Hauptsehenswürdigkeit von Damaskus ausmachen, auch die berühmte Umayyaden-Moschee nicht ausgenommen.“

Felix von Luschan erwähnte neben dem gewöhnlichen orientalischen Trödel, den es im Bazar immer zu kaufen gab, auch einige hervorragend schöne, alte, persische Gefäße, Email auf Kupfer und einige alte Vasen aus Kutahia, d. h. Kütahya, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Kleinasien und neben Iznik ein Zentrum osmanischer Keramikproduktion. Auch sehr schöne Waffen gab es zu sehen, leider aber sehr teuer, „eigentlich theurer, als z. B. ein europäisches Museum sie bezahlen würde.“

Nachmittags wurde Luschan „durch einen recht schweren Fieberanfall wieder ans Bett gefesselt“. Er kam daher nicht mehr dazu, den Hauptbazar nach alten Schmucksachen für seine Sammlung zu durchstreifen, hatte aber immerhin am Vormittag genügend Zeit gehabt um

⁴⁹ Paul Schröder (1.2.1844–13.10.1915), Orientalist und Diplomat, von 1888 bis 1909 Generalkonsul für Syrien mit Sitz in Beirut, s. NDB 23 (2007) 572 (H. A. Pohlsander). Mit Paul G. A. Schroeder stand Felix von Luschan seit 1888 in brieflichem Kontakt (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Paul Schröder).

⁵⁰ Das ist die deutsche Meile zu ca. 7,5 km.

⁵¹ W. von S., Die Fahrstraße von Beirut nach Damaskus, Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte 23 (Braunschweig 1868) 105–108, bes. 107. Diese Textstelle wurde größtenteils wortident übernommen von M. Busch, Die Türkei. Reisehandbuch für Rumelien, die untere Donau, Anatolien, Syrien, Palästina, Rhodus und Cypern ²(Triest 1870) 108. – Da Abfahrts- und Ankunftszeit mit Luschans Beschreibung aus dem Jahr 1889 in etwa korrelieren, ist davon auszugehen, dass sich auch am sonstigen Ablauf der Reise keine größeren Änderungen ergeben haben.

festzustellen, dass „Damaskus schon ziemlich ausgekauft“ sei. Verantwortlich dafür machte Luschan den Architekten und dänischen Vizekonsul Julius Loytved⁵²,

„einen etwas anrühigen Ingenieur, der seit Jahren einen ausgebreiteten Handel und Schmuggel mit Antiken unterhält, und nur, was er nicht mag, geht in die Bazare; alles gute schickt er nach Paris.“

Sonntags wurden weitere kleine Einkäufe im Bazar getätigt, „auch für Katsch’s⁵³, denen wir ein arab[isches] Costume zu bringen versprochen hatten.“ Um sechs Uhr Abend ging es wieder zurück nach Beirut, wo man nach 14-stündiger Fahrt in der Früh um acht Uhr ankam.

Von hier aus wollte Luschan mit seiner Frau Emma nach Nahr el-Kelb etwa 15 km nördlich von Beirut reiten, um ihr diesen historisch so bedeutenden Ort zu zeigen, den er von früheren Aufenthalten in Beirut kannte. Zahllose Heere hatten sich im Laufe der Geschichte an diesem strategisch wichtigen Ort an der Mündung des „Hundsflusses“ durch Reliefs und Inschriften verewigt und damit ihre Besitzansprüche manifestiert⁵⁴. Die ältesten Zeugnisse gehen ins 13. Jh. v. Chr. auf Ramses II. (1290–1223 v. Chr.) zurück. Ramses II. war wohl der erste Herrscher, der auf dem Küstenpfad einen Vorstoß wagte und erfolgreich war. Mit drei Inschriften ist er jedenfalls an diesem Ort vertreten, von denen eine allerdings 1860 auf Befehl des französischen Generals Beaufort weggemeißelt wurde, um einen Hinweis auf seinen eigenen erfolgreichen Feldzug eingravieren zu lassen.

Hier haben sich aber auch mehrere assyrische Inschriften samt Reliefs erhalten, ferner eine babylonische Inschrift Nebukadnezars II., angebracht anlässlich der Belagerung Jerusalems 587 v. Chr., eine lateinische des römischen Kaisers Caracalla, die über eine Erweiterung der hier verlaufenden Straße berichtet, und arabische Inschriften, die u. a. über den Bau der Steinbrücke in arabischer Zeit Auskunft geben. Dass viele Reisende, darunter auch Luschan, diesen Platz bei Besuchen in Beirut aufsuchten, ist verständlich. Denn durch die Anbringung so vieler Inschriften unterschiedlicher Zeitstellung wurde an diesem Ort, der schon im

⁵² Julius Loytved, Architekt und dänischer Vizekonsul, Intendant der Ecoles Anglo-Syriennes. Nach A. Carmel, *German Settlement in Palestine at the end of the Ottoman Period* (Jerusalem 1973) 21 heiratete er die Tochter von Georg David Hardegg (4.2.1812–11.7.1879), Mitgründer der Deutschen Tempelgesellschaft und Gründer und Vorsteher der Templerkolonie in Haifa, s. dazu R. Kark, *The Contribution of Nineteenth Century Protestant Missionary Societies to Historical Cartography*, *Imago Mundi* 45, 1993, 112–119, bes. 118 mit Anm 26; A. Yoltar-Yildirim, *Seljuk Carpets and Julius Harry Löytved-Hardegg: A German Consul in the Early 20th Century*, in: G. Dávid – I. Gerelyes (Hrsg.), *Thirteenth International Congress of Turkish Art. Proceedings* (Budapest 2009) 747–757, bes. 750. – Sein Sohn Dr. Julius Harry Loytved-Hardegg (2.7.1874 – Mai 1917) war zu Beginn des 20. Jahrhunderts kaiserlicher Vizekonsul in Damaskus und Haifa und wie sein Vater begeisterter Sammler, vgl. A. Y. Yildirim a. a. O. – Zu Georg David Hardegg s. NDB 7 (1966) 646 f. (G. D. Sandel); A. Carmel – E. J. Eisler, *Der Kaiser reist ins Heilige Land. Die Palästina-Reise Wilhelms II. 1898. Eine illustrierte Dokumentation* (Stuttgart 1999) 9 f. Abb. 4; J. Baur, *Ein Revolutionär mit zwei Anläufen. Georg David Hardegg aus Eglosheim (1812–1879)*, *Ludwigsburger Geschichtsblätter* 54, 2000, 69–94 (http://www.die-exponauten.com/cms/upload/pdf/Baur_Revolutionr_mit_zwei_Anlufern_klein.pdf, 28.10.2013).

⁵³ Gemäß den Korrespondenzen im Nachlass von Luschan bestand zur Familie von Hermann Katsch (1853–1924), einem seit 1879 in Berlin ansässigen Historien- und Bildnismaler, lediglich Ende der 1880er Jahre engerer Kontakt (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Hermann Katsch). Eine Essenseinladung an den Strohwitwer Luschan am 6. Dezember 1888, der Dank für Fotografien am 12. August 1889, Mitwirkung an einem beabsichtigten Kauf eines Fotoapparates am 15. November 1889 und Wünsche für eine „Glückliche Reise, reichen Erfolg, glückliche Heimkehr und ein vergnügtes neues Jahrzehnt“ vom 30. Dezember 1889 lassen allerdings nicht allzu tiefe Blicke in diese Beziehung zu.

⁵⁴ F. H. Weissbach, *Die Denkmäler und Inschriften an der Mündung des Nahr el-Kelb* (Berlin – Leipzig 1922).

19. Jahrhundert eine touristische Attraktion ersten Ranges war, Geschichte erlebbar wie an wenigen anderen Orten⁵⁵.

Große Kälte, Sturm und Hagel vereitelten allerdings am 18. März diesen geplanten Ausflug, sodass Luschan den Mediziner William Thompson van Dyck⁵⁶ besuchte, der seit mehreren Jahren mit Luschan in Kontakt stand und für dessen Rassenstudien Schädel der lokalen Bevölkerung sammelte. Heftig wurde bei diesem Zusammentreffen über Kurzköpfigkeit diskutiert, wobei van Dyck die Auffassung vertrat, dass

„diese extreme Kurzköpfigkeit nicht Rassenmerkmal sei [wie Luschan meinte, Anm. Verf.], sondern ein Kunstproduct, hervorgebracht dadurch, dass die Kinder in den beiden ersten Lebensjahren ununterbrochen in Rückenlage in der Wiege festgebunden werden. Dies wäre, wenn richtig, allerdings höchst merkwürdig und würde meine bisherige Anschauung über die Zusammensetzung der Bevölkerung von Syrien derart über den Haufen werfen, dass ich mich in einer geradezu lächerlichen Weise blamirt hätte. Ich habe ihn natürlich gebeten, sich ernsthaft mit dieser Frage zu beschäftigen und mir s[einer] Z[eit] das Resultat seiner Erfahrungen mitzutheilen: ich hoffe, dass er von seiner Auffassung wieder abkömmt, aber auch wenn er wirklich den Nachweis liefern würde, dass ich mich in so horrender Weise geirrt, wäre es mir sehr interessant; es ist immer gut zu wissen, dass auch eine anscheinend gut begründete Hypothese ein Unsinn sein kann. Vorläufig ist es schon an und für sich sehr interessant, zu sehen, in wie hartnäckiger Weise die syrischen Kinder manchmal in der Wiege festgehalten werden“.

Es wäre nicht Felix von Luschan, wenn er an dieser Stelle nicht eine amüsante Geschichte für den Adressaten seiner Briefe, den Bruder Oskar, parat hätte, die tiefe Einblicke in das Alltagsleben der Bevölkerung des Orients und zu dem einen oder anderen Objekt der Berliner Museumssammlungen zuließe. Er schreibt:

„die sonst weich mit Lappen ausgepolsterte Wiege hat am Boden eine Öffnung, durch welche jene gewisse Holzröhre [gemeint ist ein Urinierrohr, Anm. Verf.] geführt wird, welche ich seit Jahren kenne und die wegen ihrer grossen Ähnlichkeit mit einer Tabakspfeife mir schon vielen Spass gemacht hat, da sie von Jedermann für eine solche gehalten wird – das Berliner Museum besitzt sogar wirklich ein angerauchtes Stück aus der Sammlung eines älteren Reisenden, dessen Anblick gewiss jeden Türken mit grosser Freude erfüllen würde – die Kinder brauchen also nur sehr selten umgelegt zu werden, ist es doch sogar noch jetzt in manchen Familien Sitte, das Kind zum Säugen nicht aufzuheben; die Mutter lässt es vielmehr ruhig liegen und beugt sich beim Säugen über die Wiege.“

Tags darauf brachte Luschan „fast den ganzen Vormittag am Hafen zu, wo bei schönstem Sonnenschein und vollständiger Windstille aber heftigem mare morto riesige Brandung war“. Erholung wurde an diesem Tag groß geschrieben. In Gesellschaft deutscher Diplomaten ließ man es sich besonders gut gehen: „Um ½1 frühstückten wir bei unserem General-Consul, wir

⁵⁵ Weitere Inschriften kamen im 20. Jahrhundert dazu. Die jüngste gedenkt des Abzuges französischer und englischer Truppen aus dem Libanon am 31. Dezember 1941.

⁵⁶ William Thompson van Dyck (geb. 21.12.1857), Sohn des Cornelius van Alen van Dyck (13.8.1818–13.11.1895), eines vom American Board of Commissioners for Foreign Missions 1840 nach Syrien entsandten Missionars, hatte in Beirut sein Medizinstudium absolviert, wirkte danach an der medizinischen Fakultät der 1866 gegründeten amerikanischen Universität in Beirut und als Arzt, s. Descendants of Jan Thomasse Van Dyck (<http://familytreemaker.genealogy.com/users/f/1/a/Carl-E-Flanagan/PDFGENE15.pdf>, 29.10.2013) 28 f.; E. A. Collier, A History of Old Kinderhook (New York – London 1914) 466–468 (<https://archive.org/details/historyofoldkind01coll>, 29.10.2013); J. Hanssen, Fin de Siècle Beirut. The Making of an Ottoman Provincial Capital (Oxford 2005) 167. 186.

allein, mit dem Vice Consul Graf Müllinen⁵⁷, einfach aber sehr fein, mit verschiedenen Weinen und Sekt.“

Nachmittags begaben sie sich

„mit dem Consuls-Dragoman⁵⁸, Herrn Sursock⁵⁹, einem einheimischen (arab[isch]-syrischen) Christen, zuerst in sein Haus, wo seine junge, aber unförmlich dicke, übrigens trotz landesüblicher Bemalung mit Kohle etc ganz nett aussehende Schwester, M[admoise]lle Clemence uns mit ersichtlicher Freude über den vornehmen Besuch die Honneurs machte, und dann in das eines seiner Verwandten, welches wol das schönste und bestgelegene Haus in Beyrouth ist⁶⁰. Innen und aussen mit Marmor verblendet ist es besonders durch eine riesige Halle ausgezeichnet welche sich durch die ganze Tiefe des Hauses erstreckt. In dieser Halle aber ist ganz aus Marmor und mit riesigen Spiegelscheiben eine Art Pavillon erbaut, in der Grösze eines sehr groszen Zimmers, der eigentliche Salon des Hauses, welcher durch die Art seiner Anlage im Sommer sehr kühl und im Winter sehr warm gehalten werden kann. [...]

Von hier fuhren wir dann auf die Höhe von Mar Dimitri⁶¹, wo in der Nähe des Wasser-Reservoirs ein ganz herrlicher Aussichtspunkt über die ganze Umgegend von Beyrouth ist, ein Punkt der in den Reisehandbüchern viel zu wenig hervorgehoben ist.“

Ein Spaziergang am Strand bei tosender Brandung und ein „unvergleichlich schöner Sonnenuntergang beschloß diesen Tag, welchen wir alle als einen der schönsten der ganzen Reise betrachteten.“

Was Luschan mit Georg D. Sursock unter anderem verband, geht aus der Korrespondenz der beiden hervor, die sich – zumindest zum Teil – im Nachlass Felix von Luschans in Berlin erhalten hat. Es sind Schädel für seine Schädelammlung. So schreibt Sursock in einem Brief vom 18. Dezember 1889 aus Beirut (Abb. 16), er hätte „zwei Totengräber nach zwei verschiedenen Drusen Dörfern geschickt“, die ihm von dort acht Schädel brachten. Und weiter:

„Ich selbst werde bald mit den gennanten Todtengräbern nach einem Druzen Friedhof gehen und die 4 andern Schädel vor mein Augen ausgraben laßen.

Die jüdischen Schädel werde ich auch schicken, aber ich kann genau nicht bestimmen, ob sie spanische polnische oder damascener Jüdenschädel sind, weil die jüdische Gemeinde in Beirut sich aus polnischen, walachischen, spanischen, algierischen

⁵⁷ Eberhard Friedrich Graf von Müllinen (6.9.1861–14.1.1927), Orientalist, preußischer Diplomat, 1888 Dolmetscher der deutschen Botschaft in Beirut, s. zur Familie NDB 18 (1997) 303–305, bes. 305 (B. Braun-Bucher); P. Niederhäuser – S. Ritter-Lutz (Hrsg.), Die Familie von Müllinen. Eine Adelsgeschichte im Spiegel des Familienarchivs (Zürich 2010) (non vidi).

⁵⁸ ‘Dragoman’ bezeichnet die Dolmetscher bei den jeweiligen Landesbehörden im Osmanischen Reich.

⁵⁹ Das muss einer der Söhne von Dimitri Sursock gewesen sein, dem Begründer von „Sursock and Brothers“, einer prominenten Kaufmannsfamilie. Einige Mitglieder der aus Mersine (nahe Adana) stammenden Familie waren Dragomane von europäischen und amerikanischen Konsulaten, darunter Georg D. Sursock (auch Sursuq geschrieben). In den 1850er und 1860er Jahren war die Familie im Bankgeschäft in Ägypten tätig und investierte u. a. hohe Summen in den Suez-Kanal und in den Hafen von Beirut. Familienmitglieder waren in Paris, Rom, Alexandrien, Beirut, Kairo und Istanbul tätig. In Beirut bewohnte diese Familie Villen in bester Lage. Auch ihre Grabanlagen geben Aufschluss über ihre soziale Stellung in der Stadt. – Zur Sursock-Familie s. L. T. Fawaz, Merchants and migrants in nineteenth-century Beirut (Harvard 1983) 91 mit Anm. 20; S. Kassir, Beirut (Berkeley – London 2010) 126 f. 137 f. 206. 216. 232.

⁶⁰ Auch wenn Luschan dieses Haus nicht näher bezeichnet, so kann es sich aufgrund der Beschreibung nur um die Privatvilla des Kunstsammlers Nicolas Sursock handeln, die 1961 zu einem Museum umgebaut wurde (http://de.wikipedia.org/wiki/Sursock_Museum, 26.10.2013). – Zur Familie Sursuq/Sursock s. ferner Hanssen (s. o. Anm. 56) Index S. 306 s. v. Sursuq (family).

⁶¹ Mar Dimitri, orthodoxe Kirche des Hl. Dimitrios in Beirut, heute: Mar Mitri.

Indischen etc. zusammensetzt und der Friedhof sie alle ohne Unterschied der Herkunft aufnimmt.“ [sic!]

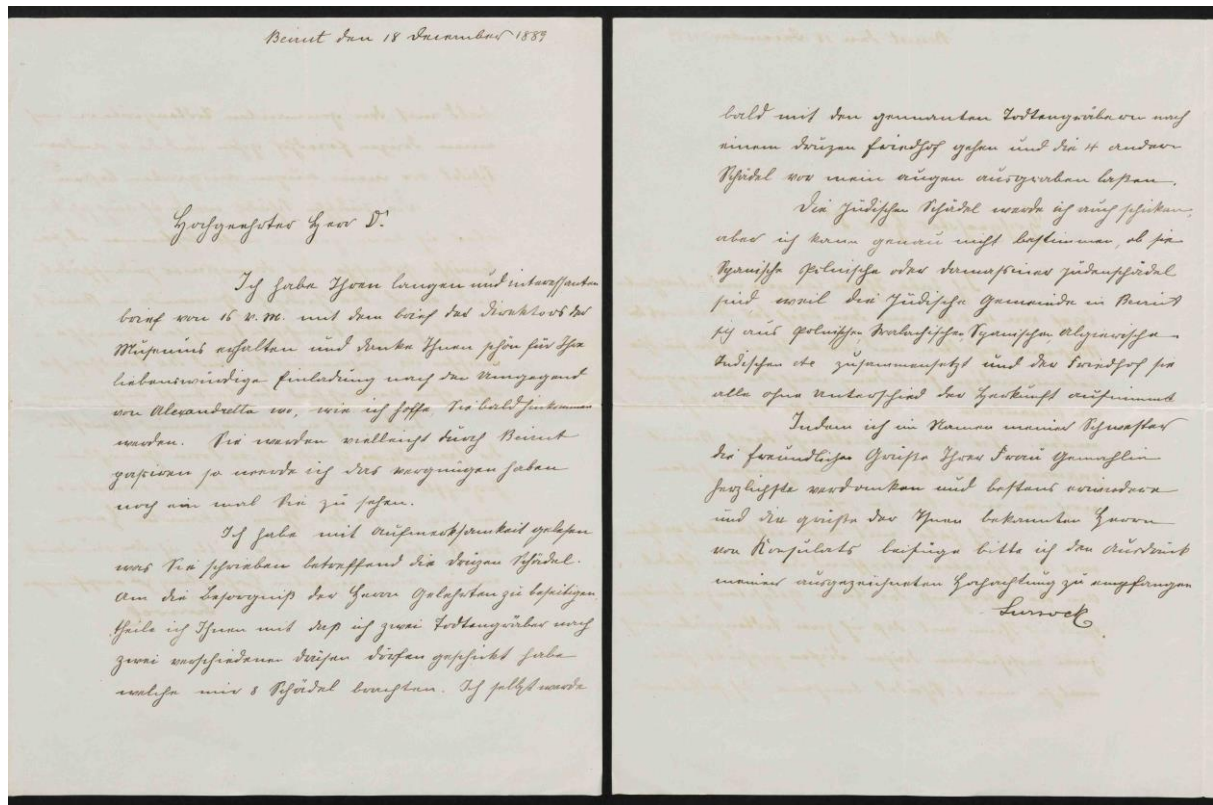


Abb. 16: Brief von Georg D. Sursock aus Beirut vom 18. Dezember 1889 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Schröder [gehört zu Korr. Sursock])

Anfang Februar 1890 hatte Sursock dann eine Lieferung mit Schädeln nach Berlin gehen lassen:

„Vor 10 Tagen sendete ich an die Adresse des Berliner Museums 1 Kiste mit
 3 Drusenschädeln aus Beit Mery Libanon
 4 Drusenschädeln aus Aleidié⁶²
 8 Drusenschädeln aus der Umgebung von Beirut
 1 Kopf eines vor 5 Monaten verstorbenen bekannten Drusen. Ich hoffe, dass die Klassifizierung der Drusenschädel diesmal stattfinden kann.
 Ich behalte mir vor, die paar jüdischen Schädel bei einer anderen Gelegenheit zu senden.“⁶³

Wir können aus solchen Korrespondenzen erahnen, wie Luschan vorging, um für seine wissenschaftlichen Untersuchungen an Schädel unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen zu gelangen⁶⁴. Das gezielte Ausschicken von Totengräbern, die auf Friedhöfen – selbst auf jüdischen – Ausgrabungen vornahmen, gehörte offenbar dazu⁶⁵.

⁶² Vermutlich das heutige Aley, wenige Kilometer südlich von Beit Mery gelegen.

⁶³ Übersetzung eines Teiles des französisch geschriebenen Briefes von Georg S. Sursock aus Beirut an Felix von Luschan vom 18. Februar 1890 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korr. Sursock). Für die Übersetzung danke ich Gabrielle Kremer, Wien.

⁶⁴ Über seine Untersuchungen an den Juden referierte er beispielsweise anlässlich der Jahresversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1892, s. F. von Luschan, Die anthropologische Stellung der Juden, Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Nr. 9–10, 1892, 94–100. Vgl. dazu A. Laukötter, Von der „Kultur“ zur „Rasse“ – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Bielefeld

Die geplante Abreise aus Beirut verzögerte sich um zwei Tage, weil der Lloyd-Dampfer „Vorwärts“⁶⁶, mit dem Luschan und seine Reisebegleiter weiterreisen wollten, in Jaffa wegen extrem schlechtem Wetter eine Panne hatte. Bei der Einschiffung der Passagiere waren die Ankerkette und zugleich auch die Steuerstange gerissen, „so dasz der Dampfer steuerlos gegen die Klippen trieb, wo er sicher zerschellt wäre, wenn nicht im allerletzten Augenblick das Notsteuer seine Schuldigkeit gethan hätte.“

Luschan begab sich sogleich nach Eintreffen des Dampfers am 20. März an Bord,

„um noch eine Cabine zu erobern auf welche wir übrigens schon seit 5 Tagen vorgemerkt waren; andere Passagiere mussten am II. Platz fahren oder die Kajüten der Schiffs-Officiere miethen, ein Vorgang der wie es scheint in Fällen ähnlichen Zudranges beim Lloyd öfter vorkommt. Der Capitän hatte seine Kajüte um 20 Nap[oléons d’or] vermietet, andere Officiere und Maschinisten die ihrigen billiger, bis herab zu 7 Nap[oléons d’or] – für eine 5 oder 6 tägige Fahrt immerhin ein gutes Geschäft, allerdings ein unbegreiflich unanständiges.“

Durch die verspätete Ankunft des Lloyd dampfers ergab sich für Felix von Luschan nun doch noch die Möglichkeit, am 21. März mit seiner Reisegesellschaft nach dem Nahr el-Kelb (Abb. 17 und 18) zu fahren,

„diesmal bei herrlich schönem Wetter. Seit meinem letzten Besuche war da einige hundert Schritte unterhalb der alten Brücke eine neue erbaut worden, welche auf fünf scheinbar riesigen Pfeilern ruhend, mit ihren massiven Bögen und schweren Balustraden gegen die beiden steilen dünnen Bögen der alten Brücke sehr stattlich ausgesehen haben mag; leider ist sie vor einigen Monaten zusammengebrochen nur der eine Bogen an der rechten Uferseite hält noch, die anderen liegen im Wasser, selbst die schweren Pfeiler sind geborsten; die alte Brücke aber sieht mit diesem Vordergrund jetzt doppelt schön und schlank aus, aber auch doppelt so sicher als früher. Da indes der Zugang zu ihr nicht fahrbar ist, wird man an Stelle der neuen wol wieder eine Brücke bauen, hoffentlich hält sie diesmal etwas länger. Die ehrwürdigen assyrischen und ägyptischen Inschrifttafeln

2007) 112–119; W. Andrae (Hrsg.), F. von Luschan †. Die Kleinfunde von Sendschirli (Ausgrabungen in Sendschirli, Bd. 5) (Berlin 1943) 7 f.

⁶⁵ Es wäre angezeigt, den Sammelpraktiken Luschans und den näheren Umständen des Erwerbs von Schädeln für seine Sammlung nachzugehen, was jedoch den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde. Es muss dies zu einem späteren Zeitpunkt weiter verfolgt werden. Ethische Überlegungen und Grundsätze für einen sensiblen Umgang mit diesen Relikten, über die heute von Museumsverantwortlichen, die für dieses Erbe in ihren Sammlungen verantwortlich sind, diskutiert wird, fanden jedenfalls im 19. Jahrhundert keine Beachtung. – Zu Richtlinien und Empfehlungen vgl. etwa: Arbeitskreis „Menschliche Präparate in Sammlungen“, Empfehlungen zum Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe in Sammlungen, Museen und öffentlichen Räumen, Deutsches Ärzteblatt, hrsg. von Bundesärztekammer, Bd. 100, 2003, Heft 8, 378–383 (http://wissenschaftliche-sammlungen.de/index.php/download_file/view/177/, 28.10.2013); Guidance for the Care of Human Remains in Museums, Großbritannien, 2005 (http://webarchive.nationalarchives.gov.uk/+/http://www.culture.gov.uk/reference_library/publications/3720.aspx, 28.10.2013). Zur Thematik s. z. B. R. Hager von Strobel, Tot im Museum. Eine Begegnung mit dem ausgestellten Leichnam (Bozen 2002); D. van Duuren u. a., Physical anthropology reconsidered. Human Remains at the Tropenmuseum, Bulletins of the Royal Tropical Institute, 375 (Amsterdam 2007) (http://www.kitpublishers.nl/net/KIT_Publicaties_output/ShowFile2.aspx?e=1302, 28.10.2013); D. Preuß, ... et in pulverem reverteris? Vom ethisch verantworteten Umgang mit menschlichen Überresten in Sammlungen sowie musealen und sakralen Räumen (München 2007); W. D. Hund (Hrsg.), Entfremdete Körper. Rassismus als Leichenschändung (Bielefeld 2009); St. Gallagher, Museums and the Return of Human Remains: An Equitable Solution?, International Journal of Cultural Property 17, 2010, 65–86; J. Marstine (Hrsg.), The Routledge Companion to Museum Ethics. Redefining Ethics for the Twenty-First Century Museum (London 2011); M. Berner – A. Hoffmann – B. Lange, Sensible Sammlungen. Aus dem anthropologischen Depot (Hamburg 2011).

⁶⁶ Mit dem Lloyd dampfer „Vorwärts“ war auch schon Erman 1885 unterwegs, s. Erman (s. o. Anm. 19) 205.

welche diesen schon seit den ältesten Zeiten strategisch wichtigen Punkt berühmt gemacht haben, brauche ich nicht weiter zu beschreiben; nur möchte ich hier notiren, dasz die beiden ägyptischen Tafeln zweifellos einst durch vorgesetzte Doppelthüren vor dem Einflusz der zerstörenden Elemente geschützt waren; die noch vorhandenen Angellöcher, welche meines Wissens bisher noch nie beachtet sind, beweisen das auf das deutlichste. In den letzten Jahren hat Hartmann⁶⁷ hier noch eine neue Keilinschrift gefunden; auch scheint es mir sicher, dasz dort, am rechten Ufer mit geringer Mühe noch weitere Inschriften freigelegt werden könnten.“



Abb. 17: Nahr el-Kelb, Tal flussaufwärts, aus: F. H. Weissbach, Die Denkmäler und Inschriften an der Mündung des Nahr el-Kelb (Berlin – Leipzig 1922) Taf. III

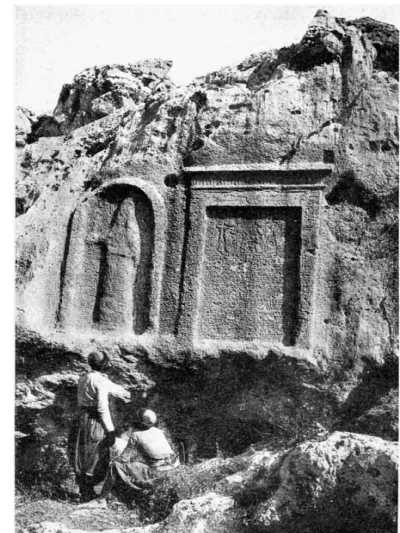


Abb. 18: Nahr el-Kelb, viertes assyrisches und mittleres ägyptisches Relief, aus: F. H. Weissbach, Die Denkmäler und Inschriften an der Mündung des Nahr el-Kelb (Berlin – Leipzig 1922) 20 Abb. 5

Am Abend desselben Tages schiffte sich Luschan mit seiner Begleitung auf dem Lloyd-Dampfer „Vorwärts“ ein. Über Larnaka und Rhodos, „wo die ganze Judenschaft, die hier das Leben am Hafen beherrscht mich sofort als den Arzt von Gjölbaschi begrüßte und wo wir einige nette kleine Alterthümer erwarben“, ging es nach Smyrna, dem heutigen Izmir, wo man am Sonntag, den 24. März, um halb sechs Uhr abends ankam.

Zahlreiche Besuche bei seinen Bekannten und Freunden von früheren Reisen waren zu absolvieren: bei Emil Otto Rémy-Berzenkovich von Szillás⁶⁸, dem Leiter des k. k. General-Konsulates in Smyrna, bei Hermann Stannius⁶⁹, dem deutschen Generalkonsul in Smyrna, bei Karl

⁶⁷ Martin Hartmann (9.12.1851–5.12.1918), Arabist und Islamwissenschaftler, 1876–1887 Dragoman des deutschen Generalkonsuls in Beirut, ab 1887 unterrichtete er Arabisch am Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin, s. NDB 7 (1966) 745 f. (J. W. Fück); M. Kramer, Arabistik and Arabism – The Passion of Martin Hartmann, *Middle Eastern Studies* 25, Nr. 3, 1989, 283–300; ders., Arab Awakening and Islamic Revival. The Politics of Ideas in the Middle East (New Brunswick 1996) 63 ff.; P. Heine, Berliner Islamwissenschaft. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Überblick, in: G. Höpp – N. Mattes (Hrsg.), Berlin für Orientalisten. Ein Stadtführer² (Berlin 2002) 45–58, bes. 52.

⁶⁸ Emil Otto Rémy-Berzenkovich von Szillás (3.3.1835–17.5.1915), Diplomat, s. A. Breycha-Vauthier, Österreich in der Levante. Geschichte und Geschichten einer alten Freundschaft (Wien 1972) 114. 123; M. Bernath – F. von Schroeder (Hrsg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas 4 (München 1981) 18 f.; ÖBL 9 (1988) 76 (R. Agstner).

⁶⁹ Hermann Stannius (1842–1912), Sohn des Rostocker Mediziners Friedrich Hermann Stannius (15.3.1808–15.1.1883, zu diesem: ADB 35 [1893] 446–448 [Krause]), von 1887–1895 deutscher Generalkonsul in

Humann⁷⁰, dem Ausgräber von Pergamon, und seiner Frau Louise, und bei Wilhelm Heintze⁷¹, dem Direktor der Ottomanischen Bank in Smyrna.

Tags darauf ging man mit Louise Humann in den Bazar, „mehr des Vergnügens und der Belehrung halber“, denn kaufen konnten sie nichts mehr – „unsere Geldsäcke sind nemlich schon fast ganz leer!“

Die Fahrt ging weiter nach Konstantinopel, wo man am 27. März „mit einem herrlichen Sonnenaufgang“ einfuhr. Arbeitsbesuche im Konsulat und bei der Botschaft gingen hier dem touristischen Programm voran. Der Neubau des Antikenmuseums, der unter anderem wegen der großartigen sidonischen Sarkophage unternommen wurde, war allerdings noch nicht fertig⁷². Luschans Vorhaben, hier Mumien und Skelette zu studieren, musste daher aufgegeben werden.

Das letzte, was wir von der Reise Luschans aus seinen Reisebriefen erfahren, ist eine kurze Notiz über einen Besuch „der Kahrie“⁷³, jener durch die byzantinischen Glas Mosaiken ganz besonders ausgezeichneten kleinen Moschee in der Nähe des sog. Belisar-Palastes⁷⁴.

Mit dem Ende dieses Briefbogens enden die Aufzeichnungen Felix von Luschans über diese Reise. Wo sich der Rest befindet, ist unbekannt.

Schlussbetrachtungen

Wenn wir den Reisebericht Felix von Luschans in das große Genre der sog. Reiseliteratur einzuordnen versuchen⁷⁵, so müssen wir uns vor Augen halten, dass es sich um private Auf-

Smyrna, s. G. Humbert, Konstantinopel–London–Smyrna. Skizzen aus dem Leben eines kaiserlich-deutschen Auslandsbeamten (Berlin 1927) 13; M. Fuhrmann, Der Traum vom deutschen Orient. Zwei deutsche Kolonien im Osmanischen Reich 1851–1918 (Frankfurt – New York 2006) 168 f. 316.

⁷⁰ Karl Humann (4.1.1839–12.4.1896), seit 1861 im Orient tätig, ab 1867 beim Bau von Fernstraßen als Ingenieur beschäftigt, 1878–1886 Ausgräber von Pergamon, ab 1884 Auswärtiger Direktor der Königlichen Museen Preußens. s. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 1, 1897, 369–377 (A. Conze); C. Schuchhardt – Th. Wiegand (Hrsg.), Der Entdecker von Pergamon Carl Humann. Ein Lebensbild (Berlin 1930); E. Schulte, Carl Humann. Der Entdecker des Weltwunders von Pergamon in Zeugnissen seiner Zeit, 1839–1896 (Dortmund 1971); W. Radt, Carl Humann, in: P. Kuhlmann – H. Schneider (Hrsg.), Der Neue Pauly, Suppl. Bd. 6: Geschichte der Altertumswissenschaften. Biographisches Lexikon (Stuttgart 2012) Sp. 599 f.

⁷¹ Zu Wilhelm Heintze s. Fuhrmann (s. o. Anm. 69) 180. 301. 306.

⁷² Die Sarkophage von Sidon, darunter der sog. Alexandersarkophag, sind von Osman Hamdi Bey entdeckt worden. Um für sie eine würdige Bleibe zu schaffen, setzte er sich für die Gründung eines eigenen archäologischen Museums ein. Dieses ist am 13. Juni 1891 eröffnet worden. Vgl. K. Masner, Die Sarkophage von Sidon, Mittheilungen des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Monatsschrift für Kunstgewerbe N.F. XII, Nr. 141 (384), September 1897, 449 f.: „Die Sarkophage von Sidon sind der Stolz des kaiserl. ottomanischen Museums zu Constantinopel. Früher die Rumpelkammer, in die nur armselige Brocken aus der reichen Beute anderer Nationen wanderten, ist dieses Museum, seitdem O. Hamdy Bey seine Leitung übernommen, eine Stätte geworden, an der eine von Tag zu Tag wachsende Fülle hochbedeutender Denkmäler eine würdige Aufstellung gefunden hat.“

⁷³ Die Kahrie-Moschee wird heute als Kariye Camii (Chora-Kirche) bezeichnet. Sie ist durch ihre eindrucksvollen Mosaiken und Fresken berühmt. Die ehemals byzantinische Kirche wurde 1948 in ein Museum umgewandelt, vgl. A. Rüdell, Die Kahrie-Dschamisi in Constantinopel. Ein Kleinod byzantinischer Kunst (Berlin 1908); P. Weiss, Die Mosaiken des Chora-Klosters in Istanbul. Theologie in Bildern aus spätbyzantinischer Zeit (Stuttgart – Zürich 1997); R. Ousterhout, The Art of the Kariye Camii (London 2002); H. A. Klein (Hrsg.), Kariye Camii, Yeniden – The Kariye Camii reconsidered (Istanbul 2011).

⁷⁴ Der Palast des Konstantin Porphyrogenitus (türk. Tekfur Sarayı), s. K. Wulzinger, Byzantinische Bau- und Denkmäler zu Konstantinopel. Auf der Seraispitze, die Nea, das Tekfur-Serai und das Zisternenproblem (Hannover 1925) 64–89; S. Grabner in: E. Mayer-Oehring (Hrsg.), Orient. Österreichische Malerei zwischen 1848 und 1914. Ausstellungskatalog Residenzgalerie Salzburg (Salzburg 1997) 228–230 zum Gemälde „Palast Belisars in Konstantinopel“ (1849) von Emanuel Stöckler.

zeichnungen handelt, die nie für eine breitere Öffentlichkeit, sondern ausschließlich für seinen Bruder Oskar bestimmt waren, der damals in Millstatt als Notariatskandidat tätig war. Luschans Reisebrief ist daher eindeutig als „subjektiv“ zu bewerten, was ihm aber nicht den Status der Unwissenschaftlichkeit verleiht. Im Gegenteil: Die Schilderungen ordnen sich in Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte ein, sind für deren Richtigkeit ein weiteres Indiz und insofern nicht nur für die Reiseforschung, sondern auch für einzelne fachspezifische Forschungen wie der Ägyptologie, der Anthropologie, der historischen Sozial- und Wirtschaftswissenschaften von wissenschaftlicher Relevanz. Sie sind als kultur- und sozialhistorische Quellen in mehrfacher Hinsicht überaus wertvoll, unter anderem für das Leben der deutschen Gesellschaft in Kairo, bieten uns vielfältige Einblicke in die Zustände der bereisten Länder⁷⁶ und sind darüber hinaus „Zeugnisse für die spezifische Denkungsart des Verfassers und indirekt für die Mentalität seines Heimatlandes“⁷⁷.

Es ist aufregend, begeisternd und lehrreich zugleich, Felix von Luschan auf dieser mehrwöchigen Reise durch Ägypten, Beirut und Damaskus zu begleiten. Durch exakte bildliche Beschreibungen von Land und Leuten erstehen klare Bilder vor dem Auge des Lesers.

In groben Zügen informiert er seinen Bruder über das Land und seine Bewohner. Im Unterschied zu vielen anderen privaten Quellen stellt er nicht so sehr die einheimische Bevölkerung ins Zentrum seiner Schilderungen. Vielmehr überwiegt in etlichen Passagen die Beschreibung der auswärtigen ‘Besucher’, die etwa in Ägypten beruflich oder als touristisch Reisende unterwegs sind. Die Sehenswürdigkeiten, für die Ägypten berühmt ist, erwähnt er nur nebenbei. Auf ihre genaue Beschreibung will er keine Zeit verschwenden. Will der Bruder mehr darüber wissen, solle er doch im Baedeker und in Meyers Reisebüchern nachlesen, die Oskar entweder in seiner eigenen Bibliothek oder in der seines Bruders Felix in der Villa Felicitas in Millstatt zur Hand gehabt haben wird.

Felix von Luschan schrieb allerdings nicht nur Briefe an den Bruder, er fotografierte auch selbst – wie immer auf seinen Reisen – und hielt so wesentliche Eindrücke seiner Reise mit den eigenen Augen fest. Im Institut für Ägyptologie der Universität Wien existieren Fotografien von dieser Reise als Schenkung von Felix von Luschan. Laut Inventar waren es ursprünglich 74 Fotografien, ungefähr 20 sind heute noch vorhanden. Wann diese Schenkung erfolgte und aus welchem Anlass, lässt sich nicht eruieren. Was wir aber sicher sagen können, ist, dass es sich bei diesen Fotografien um gekaufte Aufnahmen von bekannten Fotografen handelt. Luschans eigene Aufnahmen von dieser Reise des Jahres 1889 sind nicht darunter. Sie aufzufinden zu machen, ist Ziel zukünftiger Recherchen.

⁷⁵ Zum ‘Reisebericht’ als Gegenstand historischer Forschung vgl. etwa A. Maćzak – H. J. Teuteberg (Hrsg.), *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung* (1982). Daneben finden Reiseberichte in den letzten Jahrzehnten aber auch in zunehmendem Maße in der literaturwissenschaftlichen Forschung Beachtung, etwa bei P. J. Brenner (Hrsg.), *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur* (Frankfurt am Main 1989); ders., *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte* (Tübingen 1990); U. Klein, *Reiseliteraturforschung im deutschsprachigen Raum*, *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 87, 1993, 286–318. Einen guten Überblick bietet V. Bernard, *Österreicher im Orient. Eine Bestandsaufnahme österreichischer Reiseliteratur im 19. Jahrhundert* (Wien 1996).

⁷⁶ B. I. Krasnobaev – G. Robel – H. Zeman (Hrsg.), *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung* (Berlin 1980).

⁷⁷ M. Harbsmeier, *Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen: Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen*, in: Maćzak – Teuteberg (s. o. Anm. 75) 1.